Grundzüge
der
Deutschen Literaturgeschichte.

Ein Leitfaden für Schulen.

Von
Dr. H. B. Rumpelt.

Zweite Auflage.

Breslau 1874.
Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung.
(L. F. Maske.)

Einleitung.

§ 1.

Nation. Literatur. Literaturgeschichte.

1. Eine Nation ist die Gesammtheit der Menschen, welche eine Sprache reden. Der Begriff einer solchen fällt also nicht mit dem von Staat zusammen; es giebt Nationen, welche in mehrere Staaten gespalten sind und umgekehrt Staaten, welche mehrere Nationen oder Teile von solchen umfassen.

2. Unter Literatur einer Nation im weitesten Sinne versteht man die Gesammtheit der Schriftwerke, welche in der Sprache derselben geschrieben sind. In der Regel jedoch wird das Wort in engerem Sinne genommen, wonach man es auf diejenigen Schriften einschränkt, in denen der eigentümliche Geist der Nation sich kundgiebt, und man spricht in Bezug hierauf wohl ausdrücklich von einer Nationalliteratur. Solche Schriften sind aber vorzugsweise die poetischen, nicht die wissenschaftlichen und praktischen, es müßte denn in denselben ein besonders hervortretender Zug des nationalen Lebens sich kundgeben.

3. Literaturgeschichte im gewönlichen (elementaren) Sinne des Wortes ist eine Aufzälung und Besprechung der literarischen Haupterscheinungen, sowol der Schriften (bibliographische Richtung) als der Schriftsteller (biographische Richtung); im höheren Sinne wird sie nach ihrem Zusammenhange mit den übrigen Erscheinungen des geistigen Lebens einer Nation aufgefaßt, sie wird dann wesentlich zu einer Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen (kulturgeschichtliche Richtung).

Anmerkung. Die deutsche Nation ist also die Gesammtheit Derer, welche die deutsche Sprache als ihre Muttersprache reden, gleichviel unter welchen Staaten sie politisch verteilt sind. Der Begriff „deutsche Sprache" selbst wird jedoch vielfach verschieden gebraucht und verlangt eine genauere Erörterung in Bezug auf deren Stellung innerhalb der germanischen Sprachen. Erst danach wird eine festere Begrenzung möglich von dem, was man unter „deutscher Literatur" zu verstehen hat.

§ 2.

Die germanischen Sprachen.

1. Die deutsche Sprache gehört zu der großen Familie der germanischen Sprachen. Diese letzteren nun führen sämmtlich auf eine einzige Wurzel zurück, welche zwar selbst nicht erhalten ist, welcher aber die älteste der erhaltenen germanischen Sprachen, die gothische, jedenfalls sehr nahe steht. Aus dieser Wurzel erheben sich dann drei Hauptstämme: A. der oberdeutsche, B. der niederdeutsche, C. der nordische. Von diesen drei Stämmen hat der niederdeutsche wiederum drei Aeste: a. den plattdeutschen (auf dem deutschen Festlande), b. den holländischen (auf den nordwestlichen Küstenstrichen), c. den englischen (auf den britischen Inseln).

2. Diese somit erhaltenen fünf germanischen Sprachstämme bieten, je nach der Zeit, in welcher sie auftreten, ein zum Teil sehr verschiedenes Gepräge dar und man unterscheidet dieselben seit Jakob Grimm gewönlich durch die nähere Bestimmung von alt, mittel, neu. Die Zahl sämmtlicher germanischen Sprachen (abgesehen von den Mundarten) steigt dadurch auf 15 oder, mit Einschluß des Gothischen, 16, von denen allerdings manche literarisch nur wenig bedeutsam geworden sind.

3. Die meisten der hier genannten Sprachen zeigen noch innerhalb ihrer eigenen Sphäre mancherlei kleinere Abweichungen, und so entstehen Mundarten oder Dialekte. Diese bleiben gewönlich in den untern Volksschichten, erlangen keine festen schriftmäßigen Formen und haben literarisch nur eine geringe Bedeutung. Sie ziehen sich im Laufe des geschichtlichen Entwickelungsganges in immer engere Grenzen zurück.

Anmerkung. Die germanischen Sprachen ihrerseits sind nur ein Glied in der großen Kette der indo-europäischen Sprachen, welche letztere sämmtlich Abkömmlinge einer einzigen uralten Sprache sind, welche in den Ursitzen unsers Stammes, in den Hochebenen des mittleren Asiens, gelebt haben muß. Von dieser „Ursprache" des indo-europäischen Stammes selbst ist nichts erhalten, doch vermag die Wissenschaft in vielen Fällen die Form derselben mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit festzustellen. Unter allen Töchtern dieser Ursprache die älteste, d. h. die sich am frühesten von den Ursitzen des Stammes geschieden hat und daher die Züge der Mutter am treuesten an sich trägt, ist die altindische Sprache oder das Sanskrit, welches bereits 1000 Jahre vor Christus eine reiche Literatur entfaltet hat und an großartiger Pracht und durchsichtigem Ebenmaß der Formen alle sonst bekannten Sprachen übertrifft. Andere, spätere oder jüngere Abzweigungen jener Ursprache bilden die persischen Sprachen, die griechische Sprache, deren älteste Form: das Altgriechische, unter allen Schwestern den Preis der Schönheit verdient, die lateinische mit ihren Nachkommen: den romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch 2c.), die slavischen (Russisch, Polnisch, Tschechisch, Serbisch 2c.), die keltischen (absterbend, nur noch in Irland, Hochschottland, Wales und in der Bretagne zu finden); zwischen keltischen, romanischen und slavischen Sprachen liegen räumlich wie aller Wahrscheinlichkeit nach in Bezug auf ihre Abzweigung auch zeitlich die germanischen, mit denen wir es hier zu tun haben.

§ 3.

Der gothische Stamm.

Ihm gehört das älteste Denkmal germanischer Sprache an, nämlich die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas (318—388). Dieselbe

ist zwar nur unvollständig erhalten, es fehlt das alte Testament und auch vom neuen mangeln große Stücke; aber als das einzige Denkmal der ältesten germanischen Sprache ist sie von unschätzbarem Werte für die Sprachforschung. Insbesondere ist eine Geschichte der deutschen Sprache erst durch Kenntniß des Gothischen überhaupt möglich geworden, da ohne sie die wichtigsten Verhältnisse der Flexion und Wortbildung dunkel geblieben wären. Auch das Verhältniß, in welchem die germanischen Sprachen zu den verwandten Sprachfamilien und besonders zu der ältesten Schwester, fast könnte man sagen: der gemeinsamen Mutter, dem Sanskrit, stehen, konnte wesentlich erst durch das Gothische ermittelt und dadurch der allgemeinen Sprachwissenschaft (der „vergleichenden Grammatik") eines ihrer wichtigsten Glieder gewonnen werden.

Anmerkung. Das Manuscript des Ulfilas wurde im Kloster Werden an der Ruhr aufgefunden, kam von da nach Prag und wurde 1648 nach Upsala entführt, woselbst es unter dem Namen der „silbernen Handschrift" (Codex argenteus) sich noch gegenwärtig befindet. Hier eine Sprachprobe: „Atta unsar, thu in himinam, veihnai namô thein; qimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins svê in himina jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga; jah aflêt uns thatei skulans sijaima svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê theina ist thiudangardi, jah mahts, jah vulthus, in aivins. Amên. (Matth. VI. 9—13.)

§ 4.

Der nordische Stamm.

1. Die nordische Sprache der älteren Zeit, also das **Altnordische**, hat ein reiches Leben entfaltet und ist in Bezug auf Grammatik wie auf die in ihr geschriebenen Denkmäler ein interessantes, fein schwieriges Studium reichlich lonendes Gebiet. Unter diesen Denkmälern sind für die deutsche Literatur besonders wichtig die beiden **Edda's**. Die ältere Edda ist von **Sämund dem Weisen** (gest. 1133) zusammengestellt und enthält Lieder, die teils der Götter-, teils der Heldensage angehören, sämmtlich in alliterirender Form. Die jüngere Edda wird dem berühmten Geschichtsschreiber Islands **Snorri Sturleson** beigemessen; sie ist in prosaischer Form geschrieben, steht auch an innerem poetischen Werth der älteren bedeutend nach, enthält jedoch Vieles über germanische Mythologie, was uns sonst unbekannt geblieben wäre. Außerdem sind in altnordischer Sprache eine Menge geschichtlicher Werke enthalten, zum Teil sagenhaft und dann für die Mythologie von hohem Wert. Oft kann aus ihnen unsere deutsche Heldendichtung erst in ihrer wahren Gestalt erkannt werden.

2. Das Altnordische erlosch ungefär im 15. Jahrhundert, übersprang eine gewisse mittlere Entwickelungsstufe sehr rasch und spaltete sich dann in zwei neunordische Sprachen: das jetzige **Schwedisch** und **Dänisch**. Von diesen beiden Sprachen ist das Schwedische die altertümlichere und unter allen germanischen Sprachen vielleicht die wohllautendste; es spielt unter denselben ungefär die Rolle wie das Italienische unter den romanischen. Das Dänische ist viel abgeschliffener, d. h. es hat die Vokale der Endsilben durchgängig zu e geschwächt und eine Menge von diesen

Silben gänzlich abgeworfen, auch innerhalb der Worte vielfache Zusammenziehungen eintreten lassen, so daß es ungefär in der Mitte zwischen Plattdeutsch und Englisch steht. Wegen seiner Gewandtheit könnte man unter den romanischen Sprachen ihm das Französische zur Seite stellen.

Anmerkung. Das Altnordische war eine Sprache voll Kraft und wilder Schönheit, entsprechend der großartigen Natur des Landes, worin es entstand. Die beiden neunordischen Sprachen sind davon nur noch ein schwaches Abbild; dieselben unterscheiden sich grammatisch von ihren germanischen Schwestern hauptsächlich durch zwei Punkte: 1) sie können den bestimmten Artikel dadurch bezeichnen, daß sie den unbestimmten: en (männl. und weibl.), et (sächlich) hinten an das Nomen anhängen, z. B. ein Schmied, ein Land, schwed. und dän. en smed, et land; aber der Schmied, das Land: smeden, landet, seltener: den smed, det land. 2) Sie können jedem Verbum durch Hinzufügung eines s (Verstümmelung von sik) passivische Bedeutung geben. z. B. lieben, schwed. älska, dän. elske; geliebt werden: älskas, elskes.

§ 5.

Der niederdeutsche Stamm.

1. Von dem niederdeutschen Stamm hat der nach Britannien ausgewanderte Zweig in alter Zeit als Angelsächsisch eine reiche Entwickelung erlebt („Beowulf-Lied"), ähnlich dem Altnordischen; aber seiner weitern Entfaltung wurde im Jahre 1066 durch die Eroberung der französischen Normannen ein Hinderniß entgegengestellt. Denn die Sieger, obschon ursprünglich selbst germanischer Abkunft (Skandinavier), hatten diese ihre alte Stammesnatur längst abgelegt und waren in Sprache und Bildung Romanen (Nordfranzosen) geworden. So wurde denn hinfort eine Reihe von Jahrhunderten hindurch in England die französische Sprache die herrschende; am Hofe, vor Gericht und in allen öffentlichen Akten die allein gültige, so daß die angelsächsische sich nur in den untern Sphären des Lebens bewegen konnte. Aber der kräftige Geist beider Volksstämme und ihr langes Miteinanderleben bewirkte, daß beide allmälig zu einem organischen Ganzen verwuchsen. Diese neue Sprache nun, gleichsam die versönende Einheit jener feindlichen Gegensätze romanischen und germanischen Wesens, führt den Namen Englisch und bildet sich etwa vom 14—16. Jahrhundert. Ausgezeichnet durch hohe geistige Kraft bei größter Einfachheit der Form scheint die englische Sprache zu einer glänzenden Zukunft berufen, wie sie denn jetzt schon unter allen Sprachen des Erdballs die am meisten verbreitete ist.

2. Was die auf dem Festland gebliebenen niederdeutschen Stämme betrifft, so werden dieselben gewönlich allgemeinhin als Sachsen bezeichnet und die älteste Gestalt ihrer Sprache demnach als Altsächsisch. Wir besitzen von ihr ein wichtiges literarisches Denkmal: die unter dem Namen „Heliand" bekannte Evangelienharmonie (vgl. § 18). Später bilden sich aus dieser Sprache zwei neue: die niederländische (holländisch-belgische) und die sogenannte plattdeutsche; die erstere auch als Schriftsprache existirend und eine bedeutende Literatur entwickelnd, die letztere nur noch im Volke lebend, dagegen literarisch völlig dem Einfluß des Hochdeutschen gewichen.

3. Die niederländische Sprache gilt unter den germanischen Sprachen als die am wenigsten wohllautende; es haftet ihr eine gewisse Breite an, so daß man unter den romanischen Sprachen ihr etwa die spanische an die Seite stellen könnte. Ihre beiden Zweige, das Holländische und Belgische (Flämische), unterscheiden sich fast nur orthographisch; so z. B. werden holländisch die langen Vokale meist durch Verdoppelung, belgisch dagegen durch angehängtes e bezeichnet. Eine feste Grenze zwischen der niederländischen und plattdeutschen Sprache ist zwar theoretisch vorhanden, läßt sich aber geographisch kaum ziehen; in Ostfriesland laufen beide Sprachen unmerklich in einander.

Anmerkung. Der Hauptunterschied zwischen den niederdeutschen Sprachen und dem Hochdeutschen beruht darin, daß die ersteren, ebenso wie die nordischen, auf dem Standpunkt der Lautentwickelung stehen geblieben sind, wie ihn das Gothische zeigt. Insbesondere tritt dies bei den Dentalen (Zahnlauten) hervor, wo dem goth. niederd. nord. t im Hochdeutschen z (sz, ss, s) entspricht. Jakob Grimm's Gesetz der Lautverschiebung. Andere Unterschiede sind das Ineinanderfließen des Dativs und Accusativs, der Verlust des Conjunctivs, im Holländischen der völlige Untergang der 2. Person Singularis (selbst in der Poesie und in der Anrede an Gott) u. A.

§ 6.

Der oberdeutsche Stamm.

Entstehung und Ausbildung der „hochdeutschen" Sprache.

1. Der oberdeutsche Stamm umfaßt die Sprachen, welche in Oberdeutschland (Schweiz, Schwaben, Baiern, Oesterreich) gesprochen werden. Innerhalb desselben entwickelte sich wesentlich die deutsche Literatur. In dieser Eigenschaft, als Trägerin der Literatur, nennt man die oberdeutsche Sprache in der Regel die **hochdeutsche** und unterscheidet in ihr als älteste Form das **Althochdeutsche**, welches in den Denkmälern bis zum 12. Jahrhundert herrscht, große Verschiedenheiten bietet und wahrscheinlich auf weiter nichts beruht als auf den einzelnen oberdeutschen Mundarten, welche jeder Schriftsteller, so gut er es vermochte, zu schreiben suchte.

2. Ungefär von der Mitte des 12. Jahrhunderts an bieten die Schriften eine wesentlich andere Sprache, die sich von der früheren zunächst durch abgeschliffenere, den heutigen nahekommende Formen, sodann aber auch dadurch unterscheidet, daß sie ein festes, gleichmäßiges Gepräge bietet. Diese Sprache von großem Wohllaut und Reichtum nennt man **Mittelhochdeutsch**; ursprünglich war dasselbe wohl nichts anderes als die jüngere schwäbische Mundart, aber durch das schwäbische Kaiserhaus der Hohenstaufen und die nunmehr eintretende literarische Blütezeit allmälig zur Sprache der höheren Stände und der Literatur geworden, erhebt es sich über die eigentliche Volksmundart.

3. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts fängt das Mittelhochdeutsch an, seinen festen Bau zu verlieren und vergröbert sich nunmehr stufenweise durch die folgenden Jahrhunderte, so daß beim Ausgang des Mittel-

alters es kein eigentliches Hochdeutsch mehr gab, sondern jeder Schriftsteller wiederum wie ehemals das Idiom seiner speciellen Heimath schrieb. In den wenigen öffentlichen Verhandlungen, welche für weitere Kreise bestimmt waren, bediente man sich meist der lateinischen Sprache; nur in den Reichstagsabschieden tritt allmälig das Bestreben hervor, ein Deutsch zu gebrauchen, welches dem Süden und Norden in möglichst gleicher Weise verständlich würde, und dazu eignete sich am besten die Sprache des mittleren Deutschlands (Franken, Sachsen, Türingen), welche überdies in den sächsischen Kanzleien eine gewisse Abrundung und Festigkeit der Form erlangt hatte, welche sie von der eigentlichen Volksmundart jener Gegenden unterschied.

4. Dieser „Reichssprache" bediente sich dann nach seinem eigenen Geständniß (s. d. Anm.) auch **Luther** in seinen Schriften, insbesondere in der Bibelübersetzung, und dies wurde bei dem ausschließlich religiösen Interesse, welches während des 16. und 17. Jahrhunderts die Nation erfüllte, ein mächtiger Antrieb für die Ausbreitung jener Sprache in immer weitere Kreise, so daß sie zunächst die allgemeine Büchersprache, die Sprache der Literatur wurde, wenigstens für das protestantische Deutschland; aber gerade dieses war literarisch das wichtigste, ja lange Zeit hindurch das allein tätige. Bedenkt man nun, daß nach dem 30jährigen Kriege und namentlich während des 18. Jahrhunderts dem bis dahin herrschenden religiösen Interesse ein fast ebenso reges literarisches folgte, so daß die Literatur der Hauptinhalt des deutschen Nationallebens wurde und sich endlich kein Gebildeter mehr derselben verschließen durfte, so kann es nicht wundern, daß jene Sprache der Literatur mehr und mehr auch die Umgangssprache der Gebildeten wurde und als solche in unseren Tagen ersichtlich in immer weitere und tiefere Schichten der Nation sich verbreitet.

5. Diese **allgemeine deutsche Schrift- und Umgangssprache** ist nicht mehr hochdeutsch im Sinne der früheren Zeit, in der dieses Wort fast gleichbedeutend mit Oberdeutsch war, steht ihm jedoch immer noch näher als dem Plattdeutschen, und so wurde es anfänglich lange Zeit schlechthin **Hochdeutsch** genannt, welche Bezeichnung indeß wohl weniger die Gegend, als die höhere, edlere, feinere Bildung ausdrücken sollte. In unserer Zeit endlich hat **Jakob Grimm** dafür die Bezeichnung **Neuhochdeutsch** eingeführt. Ihm gegenüber gelten alle ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachweisen nur noch als Dialekte und treten sichtlich immer mehr in die untersten Volksschichten zurück.

Anmerkung. Die oben erwähnte Stelle aus Luther's Schriften lautet: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen 2c. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Luther's Tischreden, Ausg. von Forstemann und Bindseil, Abth. IV, S. 569.

§ 7.

Deutsche Sprache und Literatur.

Einteilung der letzteren.

1. Der Begriff **deutscher Sprache** ist sehr verschieden aufgefaßt worden. Im **weitesten** Sinne nahm das Wort **Jakob Grimm** in seiner „Deutschen Grammatik“, welcher darunter die Gesammtheit der germanischen Sprachen verstand; eine Auffassung, die gegen den allgemeinen Sprachgebrauch läuft und gegen welche zum Teil von den betreffenden Völkern selbst Einspruch erhoben worden ist. Im **engsten** Sinne nehmen es Diejenigen, welche damit blos die jetzt übliche Schrift- und Umgangssprache: das Neuhochdeutsche meinen, eine Auffassung, die für wissenschaftliche Zwecke untauglich ist. Die gewönlichste und jedenfalls auch am besten berechtigte Auffassung ist die, wonach man unter Deutsch nur die Sprachen begreift, welche sich selbst den Namen „Deutsch“ gelassen haben, diese aber vollständig, ohne Rücksicht auf die Zeit, wie verschieden sie auch in den einzelnen Perioden gewesen sein mögen.

2. Die **deutsche Literatur** ist somit die Gesammtheit der Schriftwerke, welche im eigentlichen Deutschland, hier aber von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage erschienen sind, gleichviel ob die Sprache ein hochdeutscher oder niederdeutscher Dialekt war. Für das Wort im engeren Sinne gilt dann natürlich die gleich Anfangs (§ 1) angedeutete Einschränkung hinsichtlich der dabei in Betracht kommenden Schriften.

3. Die Einteilung, welche eine **Geschichte der deutschen Literatur** erfordert, ist keineswegs eine von vorn herein feststehende, die unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß; sie richtet sich vielmehr wesentlich nach der Behandlung des Stoffes überhaupt und nach dem Standpunkt, welchen man dabei einnimmt. Die für unsern Zweck übersichtlichste Gliederung derselben dürfte folgende sein, welche den zeitlichen mit dem sachlichen Gesichtspunkt möglichst zu verbinden sucht und worin die Zeitangaben also nur annäherungsweise zutreffen können.

I. Die nationale Volkssage und die aus ihr hervorgegangenen Dichtungen. (Entstehungs- und Abfassungszeiten sehr verschieden.)
II. Die geistliche Dichtung. (10. und 11. Jahrhundert.)
III. Die Zeit des Minnegesangs oder der höfischen Dichtung. (12. und 13. Jahrhundert.)
IV. Die Zeit des Meistergesangs oder der bürgerlichen Dichtung. (14. und 15. Jahrhundert.)
V. Die Zeit der religiösen Kämpfe. (16. und 17. Jahrhundert.)
VI. Die Zeit der klassischen Dichtung. (18. und zum Teil 19. Jahrhundert.)

Erstes Kapitel.

Die nationale Volkssage und die aus ihr hervorgegangenen Dichtungen.

§ 8.

Aelteste Spuren deutscher Sprache und Dichtung.

Die ältesten Spuren deutscher Sprache sind Eigennamen von Männern und Frauen, von Gebirgen, Flüssen, Wäldern und Ortschaften, die uns zum Teil von griechischen und römischen Schriftstellern aufbewart wurden; sie sind für den Sprachforscher von hohem Interesse, haben auch vielfach mythologischen und historischen Wert, gehören jedoch nicht eigentlich in die Literaturgeschichte. Wir wissen ferner aus Tacitus, daß die Taten der Götter und Helden durch Lieder verherrlicht wurden, und man darf annehmen, daß die Lieder zum Ruhme der Götter auch einen gottesdienstlichen Zweck hatten, die Lieder zum Lobe der Helden dagegen bei Festgelagen, bei Begräbnissen, vor Beginn der Schlacht gesungen wurden. Solche Lieder werden es gewesen sein, welche später Karl der Große sammeln und aufzeichnen ließ, Sammlungen, nach denen in unserer Zeit so eifrig gesucht wurde und deren wie es scheint völligen Verlust man so schmerzlich zu beklagen hat. — Einen geschlossenen Dichterstand übrigens („Barden") nach Art der Kelten, hat es bei den Deutschen nicht gegeben. Die Religion selbst war die allen Germanen gemeinsame, wie die Uebereinstimmung der nordischen und deutschen Göttergestalten beweist.

§ 9.

Nordisch-deutsche Mythologie.

1. Die Götter heißen Asen, ihr Wohnsitz Asgard, in ihm der Palast oder Saal Walhalla. Der oberste Herrscher ist Odin (niederd. Wodan, hochd. Wuotan), eigentlich der König der Lüfte; ursprünglich ihm zur Seite Hänir, Gott der Gewässer, und Loki, Gott des Feuers, welche beide indeß später immer mehr neben ihm zurücktreten, ja der letzte (Loki) gestaltet sich allmälig zu einem der gesammten Götterwelt feindlichen Dämon. — Der Weltbaum Ygdrasill; an seiner Wurzel entspringt die Quelle der Weisheit und wohnen die drei Schicksalsgöttinnen oder Nornen: Urd (Vergangenheit), Werdandi (Gegenwart), Skuld (Zukunft).

2. Odin wird dargestellt als ernster, älterer Mann, gewönlich in weitem blauen Mantel, auf seinem Rosse Sleipner, den Speer (Blitz?) schwingend, zu seinen Füßen zwei Wölfe, über seinem Haupte zwei Raben: Hug (Gedanke) und Mun (Erinnerung). Er heißt auch Allvater und Walvater, d. i. Vater der Erschlagenen, denn allabendlich sammelt er die

in der Schlacht Gefallenen um sich in Walhalla, die ihm dienenden „Schlachtjungfrauen" (Walkyrien) holen die Helden, die er wählt, zu ihm hinauf. Seine Gemalin ist Frigga, eine Tochter der Erde; das Sternbild, welches wir Orionsgürtel nennen, ist ihr geweiht („Frigga's Spinnrocken"); ihre Dienerinnen sind Fulla und Gna.

3. Die übrigen Götter und Göttinnen sind fast alle Abkömmlinge Odin's. Der gewaltigste unter ihnen ist Thor (Donar), der Donnergott, in der nordischen Mythe mit besonderer Vorliebe behandelt; seine Waffe ist der Hammer Miöllner, sein Wagen ist mit Ziegenböcken bespannt. Der Kriegsgott heißt Tyr (hochd. Ziu), von ihm hat der Dienstag (altn. Tysdagr, oberd. Ziestag) den Namen. Ebenfalls eine kriegerische Gottheit ist Uller (Wol), welchen besonders die Jäger und Schlittschuhläufer anrufen. Gott der Dichtkunst ist Bragur; seine Gemahlin Iduna besitzt die Aepfel, von denen die Götter täglich essen, um ihre Jugend zu bewaren. Der mildeste aller Götter ist Baldur, Symbol des Lichtes, des Sommers, der Sonne; ihm gegenüber der blinde Hödur, Symbol der Nacht und des Winters. Der Gott des Meeres heißt Aegir, seine Gemalin Ran, grünlichen Antlitzes und mit schilfbedecktem Haupte. Gefion ist die nordische Diana, ihr gegenüber Freyja (Frowa), die Göttin der Liebe; der letzteren Bruder ist Freyr (Fro), der Frühlingsgott, beide aber sind Kinder des Niord, des Gottes der Fruchtbarkeit. Die drei letztgenannten Gottheiten werden zuweilen unter dem Namen „Wanen" von den Asen unterschieden.

4. Dieser heitern Götterwelt feindlich entgegensteht das finstere Riesenreich und mit diesem eng verbunden die Mächte der Unterwelt: die Todesgöttin Hela (ahd. halja, unsere Hölle), die Midgardschlange, der Fenriswolf. Am Ende der Zeiten, wenn die „Götterdämmerung" einbricht, stürmen beiderlei Gewalten auf einander los und vernichten sich gegenseitig. Eine Art Vermittelung zwischen Göttern und Riesen bildet das Reich der Zwerge (Elfen); ein Teil derselben, die Lichtelfen, sind den Göttern, die andern, die Schwarzelfen, sind den Riesen und der Unterwelt zugewandt.

5. Die deutsche Mythologie ist gegenüber der griechischen sehr arm an epischem Inhalt. Hier einige der bekanntesten Beispiele: Die Wanderung der drei Urgötter, worin die Herkunft des Niflunga- (Nibelungen-) Schatzes erzählt wird; die Fesselung des Fenriswolfs, der Raub der Iduna-Aepfel, der Raub des Miöllner, Loki's Wette mit den Zwergen, Thor's Reise zu Utgardalok, Baldur's Tod; alle diese Erzählungen sind schon in der Edda enthalten, aber vielfach mit lyrischen Elementen durchwoben, allegorisirend und unplastisch.

Anmerkung. Abgesehen von den eigentlichen Quellen der Forschung, unter denen die beiden Edda's obenan stehen, ist das Hauptwerk für ein eingehendes Studium der germanischen Mythologie: Jakob Grimm, „Deutsche Mythologie", 3. Aufl. Göttingen 1854. Für weitere Kreise bestimmt: K. Simrock, „Deutsche Mythologie", Bonn 1855. Kleinere Schriften: K. F. Wiborg, „Die Mythologie des Nordens", aus dem Dänischen übersetzt von A. v. Etzel, Berlin 1847. J. C. Hauch, „Die nordische Mythologie", Leipzig 1847.

§ 10.

Untergang des germanischen Heidentums.

Ueberreste der alten Volkssagen in der Literatur.

1. Die altgermanische Welt zerbrach durch die Völkerwanderung und das mit ihr eindringende Christentum. Der Glaube an die alten Götter, die Erinnerung an die Taten der Väter, die alten Sitten, ja zum Teil die alten Namen gehen nunmehr verloren, und diese tiefgreifende Aenderung bringt einen gewissen Zwiespalt in die fernere Entwickelung des deutschen Nationallebens, wodurch es in einen bedeutsamen Gegensatz zu andern, z. B. dem griechischen tritt.

2. Dieser Gang der deutschen Entwickelung, wie er auch vom rein nationalen Standpunkte aus beurteilt werden möge, war eine Notwendigkeit für den geschichtlichen Fortschritt der Menschheit. Die sittlich in voller Auflösung begriffene antike Welt vermochte nicht mehr die beseligende Kraft des Christentums in sich aufzunehmen und zu neuer geistiger Arbeit fruchtbar zu machen. Es bedurfte dazu jugendfrischer Naturvölker und unter diesen scheint das Germanentum vermöge seiner Innerlichkeit und sittlichen Reinheit für die neue Lehre ein ganz besonders fruchtbarer Boden geworden zu sein. Auf der Durchdringung national-germanischer und christlicher Elemente erbaut sich die geistige Bildung des Mittelalters. Als später dazu noch der Glanz des wiederbelebten antiken Elements tritt, beginnt die „neue Zeit“ und mit ihr das Streben nach dem Ideal des reinen Menschentums. Die Literatur ist hier wie dort das Abbild ihrer Zeit.

3. Hieraus folgt, daß das Wenige, was in unserer Literatur seinen Quell noch in dem germanischen Heidentum hat, nur in äußerst getrübter Gestalt erhalten sein kann. Namentlich sind es drei Sagenstoffe, welche uns geblieben sind, obschon deren literarische Denkmäler, wie sie uns vorliegen, aus sehr verschiedenen Zeiten stammen. Es sind dies die Tiersage, die Siegfriedsage und die Dietrichsage.

Anmerkung. Von den unmittelbaren, zum Teil unsichern Spuren altheidnischen Lebens sind als unzweifelhaft echt und mythologisch wichtig zu erwähnen zwei Zaubersprüche, die in neuerer Zeit zu Merseburg aufgefunden wurden, daher ihre gewönliche Bezeichnung als „Merseburger Gedichte“. Sie lauten folgendermaßen:

1. Ueber die Fesseln eines Gefangenen.

Eiris sâzun idisî,	Einst saßen (weise) Weiber,
sâzun hera duoder:	Saßen her (und) hin:
sumâ hapt heptidun,	die einen Fesseln fesselten,
sumâ heri lezidun,	die andern das Heer aufhielten,
sumâ clûbôdun	die andern klaubten
umbi cuniowidî.	um Kniestricke.
Insprinc haptbandun,	Entspringe den Fesselbanden,
invar vîgandun!	entgehe den Feinden!

2. Ueber den verrenkten Fuß eines Pferdes.

Phol ende Wôdan	Vol (Baldur) und Wodan
vuorum zi holza:	fuhren zu Holze (zum Walde):
du wart demo Balderes volon	da ward dem Balders-Fohlen
sîn vuoz birenkit.	sein Fuß verrenket.
Thu biguolen Sinthgunt,	Da besprach ihn Sinthgunt,
Sunnâ, erâ suister;	(und) Sunna, ihre Schwester;
thu biguolen Frîjâ	da besprach ihn Frija
Vollâ, erâ suister;	(und) Volla, ihre Schwester;
thu biguolen Wôdan,	da besprach ihn Wodan,
sô he wola conda,	wie er wohl verstand,
sôse bênrenki,	so die Beinverrenkung,
sôse bluotrenkî,	wie die Blutverrenkung,
sôse lidirenkî.	wie die Gliedverrenkung.
bên zi bêna!	Bein zu Beine!
bluot zi bluoda!	Blut zu Blute!
lid zi geliden,	Glied zu Gliedern,
sôse gelîmidâ sîn.	als ob sie geleimt seien!

§ 11.

Die Tiersage.

Diese scheint in den ältesten Zeiten unsers Volkes entstanden zu sein, in denen noch ein unverkümmertes Naturleben und ein unbefangener, naher, kindlicher Verkehr zwischen den Menschen und Tieren bestand. Es sind Waldgeschichten unserer Väter aus einer Zeit, in der sie noch Jäger waren und die Tiere gleichsam ihre ebenbürtigen Gegner. Daß hier echt deutscher Stoff vorliegt, beweisen schon die Namen der Tiere, z. B. für den Fuchs: Reinhard, aus reginhard, d. i. kluger Ratgeber, woraus auch das neufranzösische rénard (statt des früheren goupil) und das niederdeutsche Reinecke stammt; ferner für den Wolf Isegrim, aus isangrim, d. i. der Eisengrimmige; für den Bär Bruno, d. i. der Braune ꝛc. Leider erscheint diese Sage selbst in den frühesten Aufzeichnungen schon bedeutend abgeschwächt; sie mag in Flandern entstanden sein, verbreitete sich von da nach Frankreich, von dort wieder zurück nach Deutschland und erlitt dabei immer weitere Aenderungen, bis sie endlich zu einer bloßen Satire wurde, als „ein Spiegel des Hoflebens" galt und in dieser Gestalt sich durch die ganze Literaturgeschichte hinzieht.

Anmerkung. Die Tiersage war bereits den Franken im 5. Jahrhundert bekannt. Die früheste Abfassung derselben ist lateinisch unter dem Titel Isengrimus von einem Magister Nivardus in Südflandern am Anfang des 12. Jahrh.; sie enthält nur zwei Wolfsgeschichten. Eine zweite, ebenfalls lateinische Abfassung, erschien 50 Jahre später in Nordflandern unter dem Titel Reinardus; sie hat dieselben beiden Erzälungen wie jene, aber dazu noch zehn andere, die Färbung ist bereits satyrisch. Die erste deutsche Abfassung stammt aus derselben Zeit (Mitte des 12. Jahrh.) und beruht auf der Umdichtung eines französischen, nicht mehr vorhandenen Originals, der Dichter nennt sich Heinrich der Glichesäre (der Gleißner) und war ein Elsasser. Das Gedicht ist in kurzen Reimpaaren geschrieben und enthält zehn Erzälungen vom Fuchs und Wolf. Am Anfang

des 13. Jahrh. wurde dasselbe von einem Ungenannten in reines Mittelhochdeutsch umgedichtet; beide hochdeutsche Gedichte scheinen jedoch früh in Vergessenheit gerathen zu sein. Neben den hier angegebenen Bearbeitungen laufen nun aber auch mehrere französische, und um 1250 erscheint eine niederländische von einem gewissen Willem de Matoc unter dem Titel Reinaert. Dieses holländische Gedicht wurde am Ende des 15. Jahrh. von einem Westfalen Nikolaus Baumann in's Plattdeutsche übersetzt unter dem Titel Reineke Vos, und dieses Buch ist die Quelle für alle späteren hochdeutschen Bearbeitungen geworden, weshalb auch der Name Reinecke den ursprünglichen und hochdeutschen (Reinhard) gänzlich verdrängt hat.

§ 12.

Die Siegfriedsage. Das Nibelungenlied.

1. Die Siegfriedsage beruht teils auf mythologischer, teils auf historischer Grundlage, obschon in den uns übrig gebliebenen Resten beide nur noch schwer zu erkennen sind. Der Mittelpunkt ist Siegfried, der Herr vom „Niederland", welcher in der Edda als Sigurd auftritt und unter dem vielleicht der Frühlingsgott Freyr selber verborgen ist. Im Verlauf der Sagenbildung ist derselbe indeß immer mehr vermenschlicht, namentlich in Deutschland, wo er an einem beinahe geographisch bestimmbaren Orte (im Odenwalde) stirbt. Die Sagen von ihm haben das Glück gehabt, wenigstens ihrem Hauptteile nach, sich zu einem Epos, dem „Nibelungenliede" zu gestalten, obschon dieses auch noch in andere Sagenkreise hinüberragt. Ausgeschlossen von demselben blieben nur seine Jugendschicksale, von denen in deutscher Zunge ein einziges Lied, das „vom hürnin Siegfried", handelt.

2. Als Anhaltspunkte zur Erinnerung für den Inhalt des Nibelungenliedes stehen hier die wichtigsten Namen und Tatsachen aus demselben. I. Teil: Die Könige von Burgundenland, wohnend zu Worms: Gunther, Gernot, Giselher; ihre Schwester Chriemhild. Unter ihren Mannen die gewaltigsten sind Hagen von Troney und Volker von Alzey. Werbung Siegfried's um Chriemhilde. Brunhild, eine Königin „jenseit der See", auf dem Isensteine wohnend. Werbung Gunther's um Brunhild unter der verborgenen Beihilfe Siegfried's. Hereinragen der alten Göttersage in unser Epos. Streit der beiden Königinnen. Ermordung Siegfried's durch Hagen. Chriemhildens Leid. Versenkung des Nibelungenhortes in den Rhein. II. Teil: Werbung Etzel's (Attila's) um Chriemhilde durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlaren. Andauernde Traurigkeit Chriemhildens auch am Hofe Etzel's. Einladung an die Burgunden zu Etzel. Bange Ahnungen. Ueberfahrt über die Donau durch Hagen. Erscheinung der Wassergeister (Schwanjungfrauen). Verlobung Giselher's mit der Tochter Rüdiger's. Empfang bei den Hunnen. Beginn des Streites. Dietrich von Bern. Heldenkampf und Untergang der Burgunden.

3. Die Aufzeichnung des Nibelungenliedes in der Gestalt, wie es uns heute vorliegt, hat um das Jahr 1210 stattgefunden. Die Sprache ist demnach mittelhochdeutsch, das Metrum die bekannte vierzeilige Strophe, welche von diesem Gedichte ihren Namen erhalten hat und die das allgemeine Versmaß für sämmtliche Gedichte der deutschen Heldensage bildet,

so weit dieselben überhaupt in hochdeutscher Sprache abgefaßt sind. Die Frage nach dem Verfasser ist, wie bei aller Volkspoesie so auch hier, nicht zu beantworten. Früher gab man den, auch sonst wohl noch genannten, in der Tat aber ziemlich sagenhaften Heinrich von Ofterdingen als solchen an. Seit dem 14. Jahrhundert fing das Gedicht an in Vergessenheit zu gerathen und im 16. und 17. Jahrhundert scheint es völlig unbekannt gewesen zu sein. Neu entdeckt wurde es erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Bodmer. Die beste Uebersetzung ist die von Karl Simrock.

Anmerkung. Das deutsche Volksepos der Nibelungen, das köstlichste Kleinod unserer älteren Poesie, ist leider nicht auf einheitlicher Grundlage erwachsen, sondern verbindet Elemente aus drei verschiedenen Zeitaltern und nationalen Entwickelungsstufen. Es enthält zunächst Reste der germanischen Mythologie aus dunkelster Vorzeit, sodann Bestandteile der deutschen Heldensage aus der Zeit der Völkerwanderung, endlich aber auch Vorstellungen christlich ritterlicher Bildung aus der Zeit der Kreuzzüge. — Die dem Nibelungenliede angehängte „Klage“ enthält hauptsächlich die Klagen der allein noch übrig gebliebenen Helden (Dietrich, Hildebrand, Etzel) über die Gefallenen und die Trauerbotschaften nach Bechlaren und Worms.

§ 13.

Die Dietrichsage.

1. Sie hat zu ihrem Mittelpunkte Dietrich von Bern. Dieser Held ist ursprünglich der historische Ostgothenkönig Theodorich (Bern bedeutet Verona), der, ganz im Gegensatz zu Siegfried, im Verlauf der Sagenbildung immer mythischer wird, so daß er z. B. in den letztentstandenen Liedern schon als flammenspeiender Dämon auftritt. Aber auch die früheren stellen ihn unter ganz andern Verhältnissen dar, als die Geschichte es verlangt, und es ist interessant, den Gegensatz zwischen Geschichte und Sage hier an einem hervorragenden Beispiele zu betrachten, wo beide ganz bestimmt und ausfürlich erzälen.

2. Das historische Verhältniß darf als bekannt vorausgesetzt werden; nach der Sage aber ist Dietrich der Neffe des Kaisers Ermanarich von Rom (Verwechselung mit einem alten Gothenkönig dieses Namens), wird bei diesem von dessen Günstling Siebich angeschwärzt und flieht in Folge davon in's Heunen- (Hunnen-) Land zu Etzel (Attila). Dort weilt er gegen 20 Jahre und kommt, wie das Nibelungenlied erzält, zuletzt mit den Burgunden in Kampf, worin er seine Genossen sämmtlich bis auf den alten Hildebrand verliert. Mit diesem kehrt er sodann nach der Heimat zurück (hier geschieht der Kampf zwischen Hildebrand und seinem zurückgebliebenen, inzwischen erwachsenen, ihn nicht kennenden Sohne Hadubrand), besiegt das Heer Otacher's (Odoaker's), welcher nach Ermanarich's Tode das Reich an sich gerissen, und gelangt nunmehr selbst zur Herrschaft.

3. Die Sagen von Dietrich haben nicht das Glück gehabt zu einem Epos zu verwachsen, sondern liegen in einzelnen Liedern trümmerartig umher. Die hervorragendsten sind: das Hildebrandlied (aus dem 8. Jahrhundert, noch in alliterirender Form, leider unvollständig erhalten;

außerdem in einer späteren, viel schwächeren Bearbeitung aus dem 15. Jahrhundert), König Laurin oder der kleine Rosengarten, Ecken Ausfahrt, die Rabenschlacht (Schlacht von Ravenna), der große Rosengarten u. a. m. Die beste Zusammenstellung und Bearbeitung dieser Sagen bietet das „Amelungenlied" von Karl Simrock.

Anmerkung. Das Hildebrandlied, obschon immer noch verhältnißmäßig spät entstanden, ist dennoch die älteste Bearbeitung, die uns aus der deutschen Heldensage erhalten ist. Die Sprache ist eigentlich niederdeutsch, enthält jedoch vielfache Anklänge an das Hochdeutsche. Der Anfang lautet:

Ik gihôrta dat seggen, dat sih urhêttun aenon muotin
Hiltibraht enti Hadubrant untar herjun tuêm
sunufatarungô. Irô saro rihtun,
garutun sê irô gûdhamun, gurtun sih irô suert ana,
helidôs, ubar ringâ, dô siê to derô hiltju ritun ꝛc.

Übersetzt:

Ich hörte das sagen, daß sich herausforderten zu einzelnem Kampfe
Hildebrand und Hadubrand zwischen den zwei Heeren
Des Sohnes und des Vaters. Ihre Waffen richteten sie,
Bereiteten ihre Panzer, gürteten sich ihre Schwerter um,
Die Helden über die Ringe (des Panzers), da sie zum Kampfe ritten ꝛc.

§ 14.

Das Lied von Gudrun.

Es enthält die Schicksale der Königstochter Gudrun und ist nächst dem Nibelungenliede das größte und bedeutendste Gedicht der alten Volkspoesie, eine „Nebensonne der Nibelungen", gleichsam eine deutsche Odyssee neben jener Ilias. Das Epos scheint aus Sagen der deutschen Nordseebewohner hervorgegangen zu sein und enthält vielleicht nur Stücke eines größeren Sagenkreises, den wir aus diesen Bruchstücken nicht mehr zu überschauen vermögen. Das Gedicht selbst zerfällt (nicht zu seinen Gunsten) in drei Teile: Hagen, Hilde, Gudrun, eine Geschichte dreier Generationen, nur der letzte Teil hat künstlerische Abrundung. Das Metrum weicht dadurch von der Nibelungenstrophe ab, daß der letzte Vers jeder Strophe nicht sieben, sondern acht Hebungen hat.

Anmerkung. Inhalt des dritten Teils (Gudrun): Die Kinder Hettel's, Königs von Hegelingen (Friesland) und Hildens: Ortwin und Gudrun. Ludwig, König der Normannen und sein Sohn Hartmut. Zurückgewiesene Werbung des Letzteren um Gudrun. Herwig, König von Seeland. Seine Verlobung mit Gudrun. Einfall der Normannen in das Hegelingenland und Raub Gudrun's. Schlacht auf dem Wulpensande und Tod Hettel's. Gudrun's Knechtschaft bei den Normannen, ihre Mißhandlungen durch die alte Königin Gerlinde, ihre endliche Befreiung durch Herwig. Dreifacher Vermälungsbund: Herwig mit Gudrun, Ortwin mit Ortrun (Hartmut's sanfter Schwester), Hartmut's mit Hildburg (der treuen Leidensgenossin von Gudrun).

§ 15.

Deutsche Volkssagen in lateinischer Bearbeitung.

1. **Waltharius.** Die Sage von Walther vom Wasichenstein (Wasgau, Vogesen) ist uns nur in einer lateinischen Bearbeitung in Hexametern erhalten, doch scheint die nationale Färbung vielfach hindurch. Das Gedicht erzält die Flucht Walther's mit seiner Braut Hildegunde vom Hofe Etzel's und von seinen Kämpfen mit den Burgundenhelden, welche ihm den Weg versperren wollen. Der Verfasser ist ein St. Galler Mönch, Eckehard, (gest. 973). Beste Uebersetzung von Simrock, welcher übrigens, und mit Recht, dafür die Nibelungenstrophe verwandte.

2. **Ruodlieb.** Ebenfalls in lateinischen Hexametern abgefaßt, aber nur sehr unvollständig erhalten ist ein Gedicht, dessen Held den Namen Ruodlieb führt. So viel sich aus den vorhandenen Resten schließen läßt, hing es mit der deutschen Heldensage nur locker zusammen. Hauptinhalt: Ein auf Abenteuer ausziehender Jüngling erhält von seinem Vater zwölf, zum Teil etwas seltsam klingende Lehren und kommt dann in die Lage, die Wahrheit derselben zu erkennen.

Anmerkung. Endlich liegen unzweifelhafte Spuren alter deutscher Dichtung zu Tage in zwei lateinisch geschriebenen, aber von Deutschen verfaßten historischen Werken des frühesten Mittelalters, nämlich in **Jornandes**: „Von den Taten der Gothen" (aus dem 6. Jahrh.) und **Paul Warnefried**: „Von den Taten der Longobarden" (aus dem 8. Jahrh.).

Zweites Kapitel.

Die geistliche Dichtung.

§ 16.

Allgemeines.

Die **Klöster** (Fulda, Hirschau, Corvey, St. Gallen, Reichenau, Weissenburg ꝛc.) waren bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts die hauptsächlichsten wenn nicht die einzigen Stätten in Deutschland, wo literarische Bestrebungen überhaupt zu finden waren. Wir haben bereits gesehen, daß durch Abschrift und Umarbeitung der Mönche Einiges aus der alten Volksdichtung gerettet wurde. Mit noch regerer Tätigkeit behandelten sie natürlich christlich-religiöse Stoffe, z. B. mit Vorliebe das Leben Christi in den sogenannten **Evangelienharmonien**, Arbeiten, die besonders unter den nächsten Nachfolgern Karls d. Gr. und zum Teil unter deren Begünstigung hervortraten. Unter Otto I. dichtete **Hroswitha**, Nonne zu Gandersheim, geistliche Schauspiele in lateinischer Sprache, um den leichtsinnigen Terenz aus den Klöstern zu verdrängen. Die Verbindung der späteren Kaiser mit Italien und Griechenland trug wenigstens zur Erweckung des Sinns für Wissenschaft und Literatur überhaupt bei, wenn

gleich die Geringschätzung der deutschen Sprache, welche damals unter den Geistlichen herrschte, dadurch zunächst noch gesteigert wurde. Erst die Beteiligung weiterer Kreise an der Literatur hob deren nationale Bedeutung.

§ 17.

Otfried's Evangelienharmonie.

Das bedeutendste oberdeutsche Werk jener Zeit ist die Evangelienharmonie des Otfried, eines Benedictinermönches zu Weissenburg im Elsaß, Schüler des berühmten Abtes von Fulda und Erzbischofs von Mainz **Rhabanus Maurus** (gest. 856), welches ungefär um 860 entstand. Es ist ein Gedicht in vierzeiligen Strophen und zeigt — zum ersten Male in deutscher Sprache — den Reim, der hier übrigens häufig noch bloße Assonanz ist; das Ganze ist in fünf Bücher geteilt und dem Kaiser Ludwig dem Deutschen gewidmet. Der Inhalt ist einfach und gemütlich, oft freilich auch ermüdend und langweilig; man hört den moralisirenden Mönch heraus. Von höchster Wichtigkeit jedoch ist das Werk für die Sprachforschung, da es die Hauptquelle des Althochdeutschen bildet. Unter dem Namen „Krist" herausg. von **Graff** (1831).

Anmerkung. Die fünf Bücher Otfried's gliedern sich in folgender Art: 1. Christi Geburt und Jugend, 2. sein Auftreten und seine Lehre, 3. Wunder, 4. Leiden und Tod, 5. Auferstehung und Himmelfahrt. Hier eine Sprachprobe:

1. Giang tho druhtin thanana, mit imo ouh sine thegana, ougtun sie imo innan thes gizimbri thes huses.	(Es) ging da der Herr (von) dannen, mit ihm auch seine Jünger, zeigten sie ihm indessen (den) Bau des Hauses.
2. Quad er: „Giwisso ih sagen iu, thie steina werdent noh zi thiu, thaz sie sint so unthrate, hiar liggent al zi sate."	Sprach er: „Gewiß, ich sage euch, diese Steine werden noch zu dem, daß sie sind so unwert, (und) hier liegen alle zur Saat."
3. Er saz sid themo gange in themo oliberge; fragetun sie nan suntar — sie was es filu wuntar:	Er setzte sich nach diesem Gange auf dem Oelberge; (da) fragten sie ihn insbesondere — sie war deß (nahm es) sehr Wunder:
4. „Sage uns, meistar, thanne wio thiu zit gigange, zeichan wio thu queman scalt ioh wio thiu worolt ouh zigat."	„Sage uns, Meister, denn, wie die Zeit geht, als Zeichen, wie du kommen sollst (wirst) und wie die Welt auch zergeht."
5. „Goumet, quad er, thero dato, ioh weset glawe thrato, thaz iu ni daron in tara thie managon luginara.	„Achtet, sprach er, dieser Taten (Ereignisse), und seid vorsichtig sehr, daß euch nicht bringen in Gefar die manchen (vielen) Lügner.

6. Irwehsit iamarlichaz thing	(Es) erwächst jämmerliches Ding
ubar thesan worolt ring,	über diesen Weltring,
in hungere und in suhti,	in Hunger und in Seuchen,
in wenegeru fluhti.“	in armseliger Flucht.“
7. Tho zalt in thiu sin guati,	Darauf erzählte (er) ihnen die seine Güte,
thio selbun arabeiti,	die selben Mühseligkeiten,
thie si scoltun rinan	die sie sollten erdulden
thuruh namon sinan.	um seinen Namen (seinetwillen).

§ 18.

Die altsächsische Evangelienharmonie.

Die altsächsische Evangelienharmonie, von ihrem neueren Herausgeber (Schmeller) mit dem Titel „Heliand“ (d. i. Heiland) versehen, ist, wahrscheinlich auf Veranlassung Ludwigs des Frommen, um 830 von einem sächsischen Dichter, der Sage nach von einem Bauer, verfaßt. Das Gedicht stellt das Leben Christi in durchaus volkstümlicher Weise dar, wie denn die Form auch noch alliterirend ist. Spuren des Heidentums und altgermanischen Lebens liegen überall zu Tage. Christus erscheint als Lehrer und Fürst, die Apostel sind seine Kriegsmannen, die Städte sämmtlich Burgen. Der Dichter selbst tritt niemals in eigener Person hervor, sondern läßt, echt episch, die Tatsachen sprechen. Das ganze Gedicht zieht an durch Kraft, Würde und Einfachheit.

Anmerkung. Auch von diesem Werke stehe hier eine Sprachprobe, die zugleich ein interessanter Beleg dafür ist, wie sehr dem Dichter eine Stelle willkommen gewesen sein mag, wo es sich um Kampf und Wunden handelte; da er hier, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, den Text bedeutend erweitert.

Thuo gibolgan warth	Da erzürnt ward
snell suerdthegan,	der schnelle Schwertdegen,
symon petrus.	Simon Petrus.
Well im innan hugi,	Auf wallte ihm innen sein Mut,
that hie ni mohta enig word sprecan;	daß er nicht mochte einig (ein einziges) Wort sprechen;
so harm warth im an is herten,	so harm ward ihm im Herzen,
that man is herren thar	daß man seinen Herren da
bindan scolda.	binden sollte.
thuo hie gibolgan geng	Dann er aufgebracht ging,
suitho thristmuod thegan	(der) sehr dreistmuthige Degen,
furi is thiedan stan,	vor seinen Dienstherrn (zu) stehn,
hard furi is herron.	hart vor seinen Herrn,
ne was im is hugi tuifli,	nicht war ihm sein Herz zweiflig,
bluothi an is brioston.	(noch) blöd in der Brust,
ac hie is bill atoh,	sondern er seine Haue auszog,
suerd bi sidu,	(das) Schwert an der Seite,
sluog im tegegnes	schlug entgegen

an thena firiston fiond
folmo craftu,
that thuo malchus warth
makies eggion
an thia suithrun half
suerdu gimalod.
thiu hlust warth im farhawan,
hie warth an that hobid wund,
that im herudrorag

hlier endi ora
benwundun brast;
bluod after sprang,
well fan wundon;
thuo was an is wangon scard
thie furisto thero fiondo.
thuo stuod that folc an rum,
andriedun im thes billes biti ꝛc.

auf den vordersten Feind
mit der Fäuste Kraft,
daß da Malchus ward
mit des Degens Schneide
an der rechten Seite,
mit dem Schwerte geschmarret.
Das Gehör ward ihm verhauen,
er ward an dem Haupte wund,
daß ihm schwertblutig (vom Schwerte blutig)

Backe und Ohr
durch die Beinschröte barst;
Blut sprang nach,
quoll von der Wunde;
da war an seiner Wange schartig
der vorderste der Feinde.
Da machte das Volk Raum,
sie scheueten vor des Beiles Biß ꝛc.

§ 19.

Das Wessobrunner Gebet.

Aus dem Kloster Weissenbrunn in Baiern stammend. Der erste Teil ist entschieden alliterirend und nicht ohne Poesie, während der zweite von unsicherer Form und matterem Inhalt ist. Das Ganze scheint um das Ende des 8. Jahrh. verfaßt und lautet also:

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzô meista,
dat ero ni was noh ûfhimil,
noh paum nohheinig, noh pereg ni was;
noh sunna ni scein, — —
noh mâno ni liuhta, noh der mareosêo:
dô dar niwiht ni was enteô ni wenteô,
enti dô was der eino almahtîco cot,
manno miltistô, enti dâr wârun auh manakê
mit inan cootlîhhê keistâ.
Enti cot heilac, cot almahtîco,
dû himil enti erda gaworahtôs,
enti dû mannun sô manac côt forgapi,
forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa
enti côtan willeon, wîstôm entî spâhida,
enti craft tiuflun za widarstantanne enti arc za piwîsanne
enti dînan willeon za gawurchanne.

übersetzt:

Das erfrage (erfahre) ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Daß die Erde nicht war, noch das Himmelsgewölbe,
Noch irgend ein Baum, noch Berg nicht war,

Noch die Sonne nicht schien — —
Noch der Mond nicht leuchtete, noch der Meersee.
Als da nichts war, der Enden noch Wenden (von Raum und Grenze),
Da war der eine allmächtige Gott,
Der Männer mildester, da waren auch manche
Mit ihm göttliche Geister.
Und du heiliger, allmächtiger Gott,
Der du Himmel und Erde schufest,
Und den Menschen so vieles Gute gabst,
Gieb mir in deiner Gnade rechten Glauben
Und guten Willen, Weisheit und Klugheit,
Und Kraft den Teufeln zu widerstehen und Böses zu vermeiden
Und deinen Willen zu vollbringen.

§ 20.

Das Gedicht „Muspilli".

Ein alliterirendes Gedicht vom Ende der Welt, aus der Zeit Ludwigs des Deutschen stammend, nur unvollständig erhalten, von dem neueren Herausgeber (Schmeller) mit dem darin vorkommenden Namen Muspilli (eigentlich Holzverderber, dann Feuer, Weltbrand) versehen. Heidnische und christliche Vorstellungen mischen sich darin; zuweilen schimmert auch noch die Alliteration hindurch.

Anmerkung. Das Gedicht, zu München auf den Rändern einer alten Handschrift entdeckt, ist nach neueren Vermutungen wahrscheinlich von König Ludwig dem Deutschen (gest. 876) selber niedergeschrieben, vielleicht gar verfaßt worden. Hier eine Stelle daraus:

Daz hôrt ih rahhôn diâ weroltrehtwîson,
daz skulî der antichristo mit Elîase pâgan,
der warch ist kiwâfanit, denne wirdit untar in wîg arhapan.
chenfun sint sô kreftic, diu kôsa ist sô mihhil.
Elîas strîtit pî den êwîgon lîp,
wili den rehtkernôn daz rîhhi kistarkan:
pî diû skal imo helfan der himiles kiwaltit.
der antichristo stêt pî demo altfîante,
stêt pî demo satanâse der inan farsenkan skal.

2c. 2c.

übersetzt:

Das hörte ich sagen die Weltrechtweisen (Weltweisen),
Daß der Antichrist sollte mit Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet, dann wird unter ihnen Kampf erhoben.
Die Kämpfer sind so kräftig, der Gegenstand ist so groß!
Elias streitet um das ewige Leben,
Er will den das Rechte Begehrenden das Reich erwerben,
Deshalb wird ihm helfen, der des Himmels waltet.
Der Antichrist steht bei dem Erbfeinde,
Steht bei dem Satanas, der ihn versenken wird.

2c. 2c.

§ 21.

Das Ludwigslied.

Ein Gedicht in kurzen Reimstrophen, auf einen Sieg des fränkischen Königs Ludwigs III. über die Normannen, von einem Mönche (Hucbald, im Kloster St. Amand) verfaßt. Die ersten Strophen lauten:

Einan Kuninc weiz ih. heizet her Hludwîg. ther gerno Gode thionôt. ich weiz, her imoz lônôt.	Einen König weiß ich, heißet (er) Ludewig, der gerne Gott dienet; ich weiß, (daß) er ihm es lohnet.
Kind ward her faterlôs. thes warth imo sâr buoz. holôda inan truhtîn. magaczogo warth her sîn.	Kind ward er vaterlos; deß ward ihm bald Ersatz: (es) führte ihn der Herr, Erzieher ward er seiner.
Gab her imo dugidi. frônisc githigini. stual hier in Vrankôn. sô brûchê her es lango.	Er gab ihm Tüchtigkeit, herrliche Kriegsmannschaft, Stuhl hier bei den Franken: so genieße er es lange!
Thaz gideilde er thanne. sar mit Karlemanne. bruoder sinemo. thia czala uuunniono.	Das teilte er dann bald mit Karlmann, seinem Bruder, die Zahl der Freuden.
So thaz uuarth al gendiot. koron uuolda sin got. ob her arbeidi. so iung tholon mahti.	Nachdem dies Alles geendigt war, wollte ihn sein Gott prüfen, ob er (auch) Mühseligkeiten so jung (schon) dulden möchte.
Liez her heidine man. obar seo lidan. thiot urancono. manon sundiono.	Er ließ heidnische Männer über das Meer kommen, (um) das Volk der Franken (seiner) Sünden zu mahnen.

zc. zc.

Anmerkung. Es kann der Zeit und den im Text vorkommenden Namen nach kein Zweifel sein, daß das Gedicht sich auf das Treffen bei Saucourt (881) bezieht, welches freilich historisch als völlig unbedeutend erscheint. Aber die Dichtung rechnet mit anderm Maß, sie ist hier ein Ausdruck des Volksjubels über einen, wenn auch nur geringen Erfolg gegenüber den gefürchteten Schaaren jener Seeräuber, in Bezug auf welche man damals in die Kirchenlitanei die Worte einfügte: „Vor dem Grimme der Normannen behüt uns lieber Herre Gott!"

§ 22.

Uebersetzungen.

Die zahlreichen Prosawerke dieser Zeit, fast lediglich Uebersetzungen oder Umschreibungen lateinischer Texte, wie trocken auch ihr Inhalt sei,

haben einen bedeutenden sprachwissenschaftlichen und zum Teil auch kulturhistorischen Wert. Abgesehen nämlich von ihrer Eigenschaft als Quellen der deutschen Sprachgeschichte ist es auch interessant zu beobachten, wie die Verfasser danach ringen, die lateinischen Abstracta und die kunstvoll ausgeprägte lateinische Satzbildung im Deutschen wiederzugeben, welches damals die Mittel dafür sich erst schaffen mußte. Die demütig-beschränkte, aber auch zugleich begeisterungsvolle Hingebung an den Inhalt, welche überall hindurchleuchtet, machte solche Schwierigkeiten in jener Zeit allein besiegbar und bahnte dadurch den Weg zur deutschen Prosa an, als deren Vorläufer oder Erstlingsversuche diese Erzeugnisse gelten dürfen. Die wichtigsten darunter sind folgende:

1. **Uebersetzung eines Tractats über die Geburt des Herrn** vom Bischof Isidor von Sevilla, durch einen Unbekannten. Wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert, die Sprache ist alt-fränkisch. Hier eine Probe derselben („Ob Christus Gott sei"): Ibu Christ got nist. sagheen nu dhea unchilaubun uns. zi huemu got uuari sprehhendi in genesi dhar ir quhad. Duoemes mannan uns anachiliihhan. endi in unseru chiliihhissu. So dhar auh after ist chiquhedan. Endi got chiscuof mannan anachiliihhan. endi chiliihhan gote chifrumida dhen. Suohhen dhea nu auur: huuelih got chiscuafi, odho in huuelihhes gotnissu anachiliihhan mannan chifrumidi dhen ir chiscuof etc.

2. **Uebersetzung der Benediktinerregel**, durch Kero, Mönch zu St. Gallen. Eine knechtisch treue Interlinearversion, etwa um 750 entstanden. Beisp. („Vom Gehorsam"): Erista inunu dera deoheiti stiagil ist hoorsamij ano tuuala. deisu kerisit diem die neouueht im fona Christe tiurorin eouueht uuannant, duruh deonost uuihaz daz kegehane sint edo duruh forahtun dera hella, edo tiurida des euuinigen libes etc.

3. **Uebersetzung von Tatian's Evangelienharmonie.** Der Name dessen, der den lateinischen Text verfaßt haben soll, ist zweifelhaft, der des Uebersetzers völlig unbekannt. Das Werk stammt aus dem 9. Jahrhundert, Sprache und Satzbau werden bereits fließender. Beisp. („Christus am Kreuze"): Tho uuarun erhangan mit imo zuene thioba, ein in zesuo, inti ander in sina uuinistra. Thie furifarenton bismarotun inan into ruortin iro houbit, quedente: Wah! thie thar ziuuirpfit tempal Gotes inti in thriu tagon iz abur gizimbrot, heili thih selbon; oba thu Gotes sun sie, stig nidar fon themo cruce.

4. **Uebersetzung und Auslegung der Psalmen** von Notker, genannt Labeo, auch Teutonicus, Mönch von St. Gallen, gest. 1022. Der lateinische Text ist nicht immer die richtige Uebertragung des hebräischen Originals und der deutsche Ausleger entfernt sich häufig durch gesuchte Allegorien noch weiter von der Großartigkeit und Schönheit des Urbildes. Die Sprache zeigt bereits den Uebergang in's Mittelhochdeutsche. Beisp. aus Psalm 90: *Deus, refugium factus es nobis a generatione et generatione.* Thruten du bist uns zuofluht uuorden in geburte unde in geburte, in dero altun unde in dero niuuuun. *Prius quam montes*

fierent aut formaretur terra et orbis, a saeculo et in saeculum, ab aeterno et in aeternum, tu es Deus. Er die berga uuurdin, daz sint Angeli, unde er erda uuurde, daz sint homines (menniscin) unde selbin diu werlt, dar sie beide inne sint, er bist du, fone euuon ze euuon bist du. *Ne avertas hominem in humilitatem.* Dana in dia nideri ne cherest du den menniscen, ne laz in des nideren ger sin, fure daz obera. *Et dixisti: Convertimini filii hominum.* Unde so gebute du, du chade, becherent iuh menniscon sune, hilf uns dara zuo, daz du gebute. *Quoniam mille anni ante oculos tuos tanquam dies hesterna quae praeteriit.* Dero becheredo fone din durft ist, uuanda fore dinen ougon *centum anni* (zenstunt zenzech iaro) diu alte liute *ante diluvium* (sinfluote) nah kelebeton samo churz sint, samo so der gesterigo dag der feruaren ist. *Et sicut vigilia in nocte.* Unde also churz so ein uuahta dero naht. Mer ne ist *secundum Romanos* (nah Rom liuten) ane *tres horae, i. e. quarta pars noctis* (drie stunda, daz ist daz fierda teil dero naht).

Anmerkung. Unter den kleineren Denkmälern dieser Zeit ist von besonderem Interesse der Schwur König Karls des Kahlen zu Straßburg (842). Denselben Schwur leistete das Volk König Ludwig's des Deutschen, während Ludwig selbst und Karls Volk in romanischer Sprache schwuren. Dieser letztere Schwur ist das älteste Denkmal des Französischen, welches damals eben anfing sich zu bilden und noch sehr stark den Stempel des Lateinischen, d. h. der lingua romana rustica, an sich trägt.

§ 23.

Uebergänge zur weltlichen Dichtung.

Während des 12. Jahrhunderts sind zwar noch immer die Geistlichen die eigentlichen Träger der Literatur, aber die Stoffe werden bereits mannigfaltiger und die Behandlung freier. Die Sprache unterscheidet sich vom reinen Mittelhochdeutsch nur noch durch eine etwas altertümliche Färbung. Auch das Versmaß ist bereits ganz dasselbe wie bei den ritterlichen Epopöen der nächstfolgenden Zeit, nämlich aus kurzen Reimpaaren (vgl. § 25, Anm.) gebildet. Einige dieser Dichtungen, wie z. B. das Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht (1170) und das Rolandslied vom Pfaffen Konrad (1175) reihen sich den übrigen höfischen Dichtungen auch dem Inhalt nach so eng an, daß man sie wohl am besten ihnen völlig beigesellt. Dagegen gehören dieser Uebergangszeit, in welcher volkstümliche, geistliche und ritterliche Einflüsse sich gegenseitig zu durchdringen anfingen, drei eigentümliche Dichtungsstoffe, wenigstens ihrem Ursprung nach, an:

1. **Gereimte Chroniken.** Interessant, weil in ihnen Sage und Geschichte gleichsam noch im Kampfe liegen. Das älteste Werk dieser Art scheint das Annolied, ein Lobgesang auf den heil. Anno von Köln (gest. 1075), entstanden gegen das Ende des 11. Jahrh. Beginnend mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall, geht es über zur Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus, und kommt so zu den Märtyrern, von denen der heil. Anno zu Köln ruht. Die Berühmtheit dieser Stadt führt den Dichter auf die Gründer anderer Städte; auf Ninus, Semiramis,

auf die vier Weltreiche Daniels (Babylonien, Persien, Macedonien, Rom), auf Cäsars Kämpfe mit den Deutschen, auf die Gründung Kölns durch die Römer, die Bekehrung des Landes zum Christentum und endlich wiederum zu Hanno; Alles dies noch durchwoben mit Legenden und Wundergeschichten. Ihm zunächst steht die Kaiserchronik, wahrscheinlich um 1150 entstanden, eine wunderliche Zusammenmischung römischer und deutscher Geschichte; das Gedicht hat übrigens mehrere Stellen mit dem Annoliede fast gemeinsam, so daß es entweder unmittelbar aus diesem selbst oder mit ihm aus einer verloren gegangenen älteren Quelle geschöpft haben muß. Diese Gattung zieht sich dann weiter in's Mittelalter hinein; das bemerkenswerteste Beispiel aus dem 13. Jahrhundert ist die Weltchronik des Rudolf von Ems (gest. um 1250), welche die biblische Geschichte in Reimen darstellt.

2. **Legenden.** Die frühesten sind das „Leben der Jungfrau Maria" vom Pfaffen Wernher von Tegernsee, die „Kindheit Jesu" von Konrad von Fußesbrunnen, und eine nur bruchstückweise erhaltene Pilatuslegende von unbekanntem Verfasser; alle drei noch aus dem 12. Jahrhundert und durch Frische der Anschauung und kindlich-naive Haltung ausgezeichnet. Daran reihen sich im 13. Jahrhundert eine große Anzahl andere, zum Teil von ritterlichen Verfassern; die bekannteste darunter ist die, wenigstens nach Ton und Haltung durchaus legendenhafte Erzählung „Der arme Heinrich"; sie handelt von einem Ritter, der, vom Aussatz befallen, den freiwilligen Opfertod eines Kindes zu seiner Rettung edelmütig, wenigstens im letzten Augenblick, zurückweist und dann durch Gottes Gnade auch ohne dies Mittel geneset und zu alter Herrlichkeit zurückkehrt; Verfasser ist Hartmann von der Au (vgl. § 25 Anm.), der auch noch eine andere hierher gehörige Erzählung: „Gregorius auf dem Steine" schrieb, in welcher der Held siebzehn Jahre auf einer öden Felseninsel angeschmiedet, die unwissentliche Ehe mit seiner Mutter abbüßt, bis er endlich nach göttlichem Geheiß aufgesucht und zum Papste erwählt wird. Ferner von dem ebenfalls sonst ganz höfischen Dichter Konrad von Würzburg: „Die goldne Schmiede", eine Verherrlichung der Himmelskönigin; „Der Papst Sylvester", welcher durch Aussprechen des Namens Christi einen getödteten Stier wieder belebt; und „Der heilige Alexius", Geschichte eines vornehmen jungen Römers, der allen Reichtum von sich abtut, Gott in Armut dient und unbekannt als Bettler im Hause seiner Eltern stirbt. Endlich als Spätlinge dieser Gattung eine Legendensammlung unter dem Namen Passionale (um 1400) und ein Leben der heil. Elisabeth, jener vielgefeierten Landgräfin von Thüringen, aus noch späterer Zeit, aber offenbar auf ein älteres Vorbild sich stützend. Allmälig verliert die Legende den poetischen Charakter und tritt völlig in den Dienst der Kirche zurück. Versuche, sie literarisch neu zu beleben, wie sie in neuerer Zeit z. B. Herder unternommen, sind gänzlich mißglückt.

3. **Orientfahrten.** Die Dichtungen, welche hier gemeint sind, enthalten sämmtlich Züge nach dem Morgenlande und sind angefüllt mit den Wundern, welche man dort heimisch glaubte. Am wichtigsten unter denselben ist die Erzählung vom „Herzog Ernst", welcher wahrscheinlich

die historische Gestalt des Herzogs Ernst von Schwaben († 1030), eines Stiefsohns Kaiser Konrad's II., zu Grunde liegt. Die älteste Bearbeitung derselben (nur bruchstückweise erhalten) stammt noch aus dem 12. Jahrhundert, von dieser existirt dann eine Umdichtung aus dem 13. und ein Volksbuch aus dem 15. Jahrhundert. Andere hierher gehörige Gedichte sind „König Rother", „Graf Rudolf", „Otnit", „Hug- und Wolfdietrich", „König Orendel von Trier", u. a. m., sämmtlich gegen das Ende des 12. bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt. Alle diese Dichtungen scheinen unter dem ersten Eindruck der Kreuzzüge entstanden; Phantastik, geistliche Färbung und ritterliche Haltung durchdringen sich darin zu einer eigentümlichen Mischung. Der Inhalt ist ziemlich gleichförmig; fast in allen handelt es sich zunächst um eine Brautfahrt in's Morgenland, die schöne Tochter eines Heidenkönigs soll gewonnen werden; der Widerstand des Vaters wird nach großen Gefahren des Helden und schweren Kämpfen desselben mit Ungeheuern aller Art endlich doch durch Gewalt und List überwunden und ein glücklicher Ausgang krönt das Ganze.

Anmerkung. Proben aus den genannten Erzeugnissen dem Texte unmittelbar einzufügen, wie bisher geschehen, muß von jetzt an unterbleiben. Sie erfordern, um ein nur einigermaßen anschauliches Bild zu gewähren, eine größere Ausdehnung, als der Zusammenhang der Darstellung verträgt. Eine Auswahl charakteristischer Stellen aus einigen Haupterscheinungen des 13—15. Jahrhunderts ist am Schluß der betreffenden Zeiträume beigefügt.

Drittes Kapitel.

Die Zeit des Minnegesangs oder der höfischen Dichtung.

(12. und 13. Jahrhundert.)

§ 24.

Allgemeines.

Gegenüber der volkstümlichen und geistlichen Dichtung, in Stoff und Behandlung durchaus von ihr verschieden, liegt die höfische, ritterliche Kunstdichtung, welche sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Deutschland zu entwickeln anfing und schnell zu hoher Blüte gelangte. Die Gründe dieses Aufschwungs beruhen teils auf der schwärmerischen Erregung, welche die Kreuzzüge hervorgerufen und auf dem erweiterten Gesichtskreise, welchen diese den Völkern des Abendlandes durch die Bekanntschaft unter einander wie durch die mit den orientalischen Völkern verschafft hatten; teils auf der Ausbildung des Rittertums, mit den ihm zu Grunde liegenden poetischen Motiven der Ehre und Treue, der Liebe und des Glaubens; endlich für Deutschland insbesondere auch noch auf dem Glanze des hohenstaufischen Kaiserhauses (1138—1254), welches durch seine kühne Tatenlust den gesammten Volksgeist hob und, selbst poetisch gestimmt, unterstützt von der weichen Sprache seiner Heimat, der

aufblühenden Dichtkunst zum Hort und Leiter wurde. — Wie lebendig das poetische Gestaltungsvermögen in dieser Zeit war, davon zeugt auch der Umstand, daß die Lieder der alten Volkssage zum größten Teil während des 13. Jahrhunderts die letzte, bleibende Form erhielten.

Anmerkung. Die Poesie dieses Zeitraums wird häufig als romantische bezeichnet, ein Name, der zunächst nichts als den Ursprung derselben bei den romanischen Völkern andeutete, später aber ausschließlich auf den Charakter dieser Poesie übertragen wurde. Dieser Charakter beruht in seiner tiefsten Quelle auf dem Einfluß des Christentums und dessen übersinnlichen Motiven. Er äußert sich demgemäß teils in einer gewissen Ueberschwänglichkeit der Gefühle, teils in der Vorliebe für das Wunderbare; durch Beides aber tritt er in einen scharfen Gegensatz zu der klassischen Richtung, welche im Geiste der antiken Kunst vornämlich auf Besonnenheit, Maßgefühl und Klarheit beruht. In Bezug hierauf bezeichnet man auch in andern Zeitabschnitten diejenige Richtung in Wissenschaft, Kunst und Leben, welche eine poetische Hingabe an das Phantastische, Auffallende, Unbegrenzte kundgiebt, mit dem Namen romantisch oder als Romantik.

§ 25.

Epische Dichtung.

Ueberblick.

Der naturgemäße Gang, welchen das deutsche Epos einzuschlagen hatte, wäre der gewesen, daß die ritterlichen Sänger sich der alten nationalen Volkssage bemächtigt und sie zu Epen, d. h. in sich abgerundeten Kunstwerken gestaltet hätten. In diesem Falle würden wir wahrscheinlich Gedichte erhalten haben, deren Inhalt die ganze Kraft altgermanischen Lebens, deren Form die volle Anmut einer gebildeten Zeit abgespiegelt hätte, Werke, von denen man hoffen durfte, daß sie mit den homerischen Gesängen in die Schranken treten und in der Weltliteratur eine wichtige Stelle einnehmen würden. Leider ist diese Entwickelung nicht eingetreten; die ritterlichen Dichter wandten sich nicht der heimischen Sage zu, sondern kehrten ihr verachtend den Rücken, sie dem niedern Volke überlassend, in dessen Hand sie verwildern mußte. Statt dessen ergaben sie sich fremden Stoffen und setzten daran ihre beste Kraft. Wie viel Schönes auch auf diese Weise erzielt wurde, so dürfen wir uns doch nicht verhelen, daß der so gewonnene Ruhm nicht der höchste war, welcher zu erreichen stand. Im Wesentlichen sind es drei Gruppen, um welche hier der Inhalt sich dreht: 1. antike Stoffe, 2. die fränkische Karlssage, 3. die britische Artussage.

Anmerkung. Das Metrum dieser epischen Dichtungen besteht aus kurzen Reimpaaren, man könnte sagen vierfüßigen Jamben, wenn nicht dieser letztere Name darum unpassend wäre, weil die mhd. Dichter auf die kurzen Silben gar keinen Wert legten, vielmehr nur darauf sahen, daß in jeder Zeile vier Hebungen vorhanden seien; die Zahl der Senkungen war beliebig, manchmal fehlen sie gänzlich. Die größten epischen Dichter dieser Zeit sind Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von der Au.

§ 26.

a. Die antiken Stoffe.

Bei diesen Dichtungen ist von vorn herein in's Auge zu fassen, daß man ihren Stoff nicht aus den echten Quellen schöpfte, sondern aus spätern

(italienischen und französischen) Bearbeitungen entnahm, wodurch ein rechtes Verständniß der antiken Welt unmöglich wurde. Der bereits sehr getrübte Stoff wurde dann in ein durchaus zeitgemäßes und ritterliches Gewand gekleidet, so daß die einfach-erhabenen Gestalten des Altertums in dieser Vermummung kaum wiederzuerkennen sind. Am beliebtesten waren die Geschichten von Troja und von Alexander d. G., zwei Stoffe, welche zu allen Zeiten auf den Geist der Völker eine jugendfrische Anziehungskraft geübt haben. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Gedichte heben wir nur drei hervor: das schon früher erwähnte Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht (um 1170), die Eneit (Aeneide) des Heinrich von Veldeck (um 1190) und der Trojanerkrieg von Konrad von Würzburg (um 1260).

Anmerkung. Das Alexanderlied ist nach dem Vorbilde eines wälschen Dichters Albrich (Aubry) von Vicenza (Besançon) gearbeitet. Es werden darin Alexander's Erziehung, seine Schlachten, seine Großmut gegen Darius erzählt, bis hierher ziemlich treu der Geschichte. Dann kommt er zu den Scythen und weiter bis an's Ende der Welt, von wo die Rückkehr durch schreckensvolle Wüsten erfolgt. Am Ende der Welt beschleicht den Helden ein Heimweh nach Mutter und Lehrer, an die er einen Brief richtet, worin seine und des Heeres Schicksale, gekleidet in das Gewand orientalischer Märchenwelt, geschildert sind. Zuletzt will er noch das Paradies erobern, wird aber zurückgewiesen, weil ihm die Demut fehle, die einzige Eigenschaft, welche es erobern könne.

Die Eneit, welche der Dichter keineswegs aus Virgil's Aeneide, sondern aus einer französischen Bearbeitung derselben schöpfte, führt zwar Personen mit antiken Namen vor, aber sie handeln und sprechen völlig wie deutsche Ritter und Frauen. Das Werk hat gleichwol eine große Bedeutung, denn es ist das erste deutsche Gedicht, worin das Wort „Minne" vorkommt, welches in der nächstfolgenden Zeit eine so große Rolle spielen sollte. Es bedeutet ursprünglich treues Gedenken, stilles Sehnen, selbstvergessene Liebe; ein dem deutschen Volke eigentümlicher Begriff, welcher zusammenhängt mit der unserer Nation innewohnenden Achtung vor der weiblichen Natur, die schon Tacitus erwähnt. Durch das auf-aufblühende Hofleben und die Bekanntschaft mit der westlichen Ritterwelt wurde dieses Gefühl gewissermaßen ceremoniell geregelt und so zu dem, was man „Frauendienst" nannte. In gewisser Art steht sogar der eben jetzt zur höchsten Blüte kommende Marienkultus damit in Verbindung. Deshalb wird Heinrich von Veldeck als Urheber des Minnegesangs, ja als Vater der höfischen Poesie und Kunst von Zeitgenossen und späteren Dichtern hoch gepriesen.

Der Trojanerkrieg war schon am Anfang des 13. Jahrhunderts auf Veranlassung Hermann's von Thüringen durch einen mittelmäßigen Dichter, Herbort von Fritzlar, bearbeitet worden; um die Mitte des Jahrhunderts schrieb dann Konrad von Würzburg sein oben genanntes Gedicht, das umfangreichste des Mittelalters, denn es enthält 60,000 Verse und wird von ihm selber mit einem endlosen Flusse verglichen. Sprache und Reim sind zierlich und gewandt, künstlerische Abrundung und poetische Haltung bietet es nicht.

§ 27.

b. Die Karlssage.

Die mächtige Persönlichkeit Karl's des Großen und seine Glaubenskämpfe hatten auf die abendländische Welt einen tiefen Eindruck gemacht und zahlreiche Sagen entstehen lassen, die in Liedern unter dem Volke lebten. Nach solchen Volksgesängen schrieb ein Geistlicher um 1205 in lateinischer Sprache das unter Turpin's Namen bekannte „Leben Karl's des Großen", welches dann seinerseits wieder zur Quelle späterer Dich-

tungen wurde. In Deutschland gehören diesem „karolingischen Sagenkreise" hauptsächlich folgende drei Gedichte an: das schon früher erwähnte Rolandslied des Pfaffen Konrad (um 1170 auf den Wunsch Mathilden's, der Gemalin Herzog Heinrich's des Löwen, entstanden); Wilhelm von Oranse, um 1215, ein Werk Wolfram's von Eschenbach; endlich Flore und Blancheflur von Konrad Flecke, um 1230; alle diese Gedichte sind nach französischen Vorbildern mehr oder weniger selbständig gearbeitet. Die Mehrzahl der karolingischen Sagen übrigens ist in Deutschland gar nicht zu Gedichten benutzt worden, sondern erst im späteren Mittelalter zu Volksbüchern, d. h. Erzählungen in prosaïscher Form.

Anmerkung. Um Kaiser Karl gruppirt sich ein Kreis von tapfern und edlen Männern, seine „Pairs", auch „Paladine" genannt; unter ihnen der gefeiertste ist sein Neffe Roland, von dem man historisch so gut wie nichts weiß, den aber gerade die Sage zu ihrem Liebling erkor (sein Schwert Durandarte und sein Horn Olifant). Er fällt, durch den Verrat Genelun's, im Tale Ronceval, gegen den Heidenkönig Marsilie. Dies der wesentliche Inhalt des Rolandliedes.

Wilhelm von Oranse ist ein unvollendetes Gedicht. Willehalm, Sohn des Grafen von Narbonne, hat die schöne Arabella, Tochter und Gemalin heidnischer Könige, entführt, nach ihrer Taufe heißt sie nunmehr Gyburg. Da rücken ihr Vater und ihr Gemal mit gewaltigen Heeresmassen zur Rache und Befreiung heran. Furchtbare Kämpfe entbrennen, in denen Willehalm unterliegt. Er sieht sich genötigt, bei König Loys (Ludwig der Fromme) Hilfe zu suchen und den „starken Rennewart" in Dienst zu nehmen. Zu rechter Zeit kommt er der zu Oranse belagerten Gattin zu Hilfe, welche in Rennewart ihren Bruder erkennt. Die Christen siegen, aber am andern Morgen zeigt sich, daß der Hauptkämpfer Rennewart fehlt. Mit Willehalm's schmerzlicher Klage endet das Gedicht. Schwache Fortsetzungen wurden noch im Laufe desselben Jahrhunderts von unbedeutenden Dichtern geliefert.

Flore und Blancheflur (Fleure et Blanchefleure, Rose und Lilie), ein Gedicht von wahrscheinlich spanisch-provençalischem Ursprung, welches mit dem karolingischen Kreise nur locker zusammen hängt. Feinix (Phönix), ein Heidenkönig in Spanien, hat einen Sohn Flos (Florio), der mit der Tochter einer geraubten Christin, Blancheflur, erzogen wird. Da der König die innige Liebe der beiden Kinder zu einander gewahrt, so verkauft er das Mädchen, während Flos abwesend ist, in die Sklaverei nach Babylon, und will den heimkehrenden Sohn durch die Nachricht von ihrem Tode täuschen. Als aber dieser von seiner Mutter die Wahrheit erfährt, geht er nach Babylon, um die in einem festen Turm Bewahrte zu befreien. In einem Korb mit Rosen zu ihr gebracht, lebt er eine selige Zeit mit ihr, bis die Liebe der Beiden entdeckt wird. Sie sollen den Flammentod sterben, Keines will sich durch einen Zauberring retten, Jedes für das Andere sterben; da verzeiht ihnen der Fürst und Flos zieht mit der Geliebten heim, um über seines inzwischen verstorbenen Vaters Reich zu herrschen. Ihre Tochter Bertha ist die Mutter Karl's d. Gr.

§ 28.

c. Die Artussage.

König Artus, ein in den Kämpfen der Briten gegen die Sachsen auftretender, historisch ganz unbedeutender Fürst, ist von der Sage zum Ideal und Mittelpunkt des Rittertums gemacht worden. Er wohnt zu Karidol, im Lande Wales, mit seiner Gemalin Ginevra und einer großen Anzahl Ritter, von denen er die trefflichsten in der „Tafelrunde" vereinigt, alle ausgezeichnet durch Ehre, Tapferkeit und Treue. Ihr Leben ist ein stetes Aufsuchen und Bestehen von Abenteuern. Der größte aller Helden ist

Gawein, des Königs Neffe, die Namen Anderer ergeben sich aus den alsbald zu nennenden Dichtungen; mit Ungunst geschildert wird nur einer: der Marschall Kay, welcher, neidisch und tückisch, eine Art von Thersites-Rolle spielt. Die beiden berühmtesten Gedichte dieses Kreises und zugleich der ganzen epischen ritterlichen Dichtung sind „Parzival" von Wolfram von Eschenbach und „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg. Weniger bedeutend sind „Iwein" und „Erek" von Hartmann von der Au, „Lanzelot vom See", „Wigalois", „Wigamur" u. A., deren Verfasser meist das fremde Original blos zu übersetzen sich begnügen. Vom „Titurel" des Wolfram von Eschenbach besitzen wir nur zwei, allerdings vortreffliche Bruchstücke; wahrscheinlich ließ der Dichter den Stoff fallen, weil er im Allgemeinen unpoetisch ist; ein späterer Dichter (Albrecht von Scharfenberg), der ihn um 1270 zu Ende führte, scheiterte damit völlig. Etwas besser ist der noch später von einem unbekannten Dichter verfaßte „Lohengrin".

Anmerkung. Die beiden Hauptgedichte „Parzival" und „Tristan" stehen in einem bemerkenswerten Gegensatze zu einander. Jenes ist ernst und tiefsinnig; es stellt im Lebensgange seines Helden drei Entwickelungsstufen der menschlichen Seele überhaupt dar: die kindliche Einfalt, den trotzigen Zweifel, den Frieden in Gott, allerdings mehr allegorisch angedeutet als klar ausgesprochen, wie denn schon die Zeitgenossen das Gedicht für dunkel erklärten. Das andere Gedicht, Gottfried's Tristan, ist ganz weltlich, auch in der Sprache glatter und einschmeichelnder. — Uebrigens ist im Parzival mit der Artussage eine andere, ihr gar nicht verwandte, zusammengeflossen: die vom „Gral", mit welcher die Ritterdichtung sich der geistlich-religiösen wieder einigermaßen nähert. Das Wort selbst (entweder aus dem Keltischen stammend oder auf einer Zusammenziehung aus sang réal beruhend) soll das Gefäß bezeichnen, in welchem Christus das Abendmal gereicht und später Joseph von Arimathia, der Legende nach, das Blut des Heilands aufgefangen hat. Es wird aufbewahrt in der Burg Monsalvatsch, (mons salvatoris) und geschirmt von der ritterlichen Genossenschaft der „Templeisen", die unter einem priesterlichen Oberhaupte, dem „König im Gral" steht, welcher der Frömmste und Beste unter ihnen sein muß. Der erste Gralkönig ist Titurel.

Die äußeren Umrisse des ersteren Gedichts sind, abgesehen von den labyrinthischen Episoden, etwa folgende: Parzival, aus dem Geschlecht des Gralkönigs, wird von seiner Mutter Herzeloyde in der Einsamkeit des sagenreichen Brezilianwaldes erzogen, fern vom Geräusch der Waffen, denen sein Vater Gamuret erlegen ist. Als endlich doch die Tatenlust in ihm erwacht, zieht er an König Artus' Hof, wo er, Anfangs wegen seiner Weltunerfahrenheit („Tumpheit") verlacht, sehr bald durch seine Stärke sich Achtung verschafft und in die Tafelrunde aufgenommen wird. Er befreit eine junge Königin, Conduiramur, von ihren Feinden und vermält sich mit ihr. Bald aber verläßt er sie, um seine, inzwischen vor Gram gestorbene, Mutter aufzusuchen. Unkundig des Weges gelangt er an die ihm unbekannte Gralsburg, wird aufgenommen und schaut deren geheimnißvolle Pracht und tiefes Leid, ohne eine Frage zu tun, wo er sei und was dies Alles bedeute. Dies Unterlassen der Frage (Gleichgiltigkeit gegen die höhere Welt?), an die sich die Erlösung des siechen Burgherrn und sein eigenes Heil, die Hüterschaft des Grals, knüpft, wird ihm als schwere Schuld angerechnet. Er wird, inmitten der Tafelrunde, von der Gralsbotin verflucht, von den Rittern aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen und irrt nun, an Gott, an sich und der Welt verzagend, einsam und planlos umher. Erst nach schweren Prüfungen, durch Selbstentsagung und Ablegung alles Hochmuts, wird er seiner Schuld ledig, des Fluchs entbunden, mit der Gattin wieder vereint, und zum „König im Gral" geweiht. — Wir besitzen zwei treffliche Uebersetzungen dieses Gedichts, von

Simrock und von St. Marte (Reg.-Rath Schulz); die letzte enthält zugleich eine wissenschaftliche Bearbeitung der gesammten Gralsage.

Der Inhalt des Tristanliedes hängt mit der Artussage nur locker zusammen. Tristan, in höfischer Sitte erzogen, besitzt alle Eigenschaften, die ihn der Welt und ihm die Welt lieb machen müssen. Im Dienste seines Oheims, König Mark von Kurnevale (Cornwallis), wirbt er für diesen, der bereits bejahrt ist, um Isolde oder Isot, die ihrer Schönheit wegen weitgepriesene Königstochter von Irland, und erhält sie. Die Mutter giebt ihr heimlich, nur der Kammerfrau Brangäne bewußt, einen Liebestrank für König Mark mit; diesen tranken auf der Seereise Beide unwissentlich und entbrennen nunmehr in verzehrender Liebesglut für einander. Gleichwol geht die Vermälung mit König Mark vor sich; lange Zeit in schnödester Weise betrogen, erkennt dieser endlich die Wahrheit und verbannt die Liebenden in eine Wildniß, wo sie nur ihrem Glück leben. Das Gedicht blieb von Gottfried unbeendet, schwache Fortsetzungen erschienen noch in demselben Jahrhundert. — Unter den Uebersetzungen dürfte die von H. Kurz, welche mit Benutzung der alten Fortsetzungen das Lied zu Ende führt, die gelungenste sein.

Im Lohengrin ist die uralte Schwansage mit der Artussage verknüpft. Elsam, des Herzogs von Brabant verwaiste Tochter, bedrängt von Feinden, betet inbrünstig zu Gott; davon erklingt eine Glocke, daß Artus und seine Ritter es hören, und Lohengrin, der Sohn Parzival's, wird von Gral in einem Schifflein, das ein Schwan führt, der Betenden zu Hilfe gesandt. Er kämpft für Elsam in Mainz vor Kaiser Heinrich, besiegt ihren Bedränger Telramunt und vermält sich mit ihr, doch soll sie ihn nie nach Namen und Herkunft fragen. Als nun Elsam, gereizt von den Spottreden einer Herzogin, dennoch die verhängnißvolle Frage tut, holt ihn das Schiff wieder zum Gral ab.

§ 29.

Lyrische Dichtung.

Minnesang und Minnesänger.

Die Lyrik dieses Zeitraums hat den Namen Minnegesang erhalten, die Dichter selbst heißen Minnesänger. Die Mehrzahl der letzteren gehört dem niederen Adel an. Meist von Hause unbemittelt, begaben sie sich an den Hof gesangliebender Fürsten und lebten hier von deren „Milde“. Die wenigsten blieben an einem und demselben Orte, vielmehr treffen wir sie zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Höfen. Als Gönner und Beschützer der Kunst haben sich besonders ausgezeichnet der Landgraf Hermann von Thüringen, Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich und die hohenstaufischen Fürsten, selbst wenn sie, wie Manfred, ausschließlich in Italien weilten. Auch die Würdenträger der Kirche schlossen sich nicht völlig aus, wie denn z. B. ein Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, selbst unter die Minnesänger gehörte und einen großen Kreis von Dichtern um sich versammelte. Der gefeierteste Name jedoch unter allen Minnesängern ist der des Walther von der Vogelweide; von ihm haben wir die meisten und inhaltreichsten Lieder (beste Uebersetzung von Simrock). Andere sind: der von Kürenberg, Dietmar von Aist, Friedrich von Hausen, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Otto von Botenlaube, Neidhardt von Reuenthal, Gottfried von Nifen, auch die großen epischen Dichter, besonders Wolfram, haben in dieser Gattung sich versucht; bis dann endlich mit Konrad von Würzburg und Ulrich von Lichtenstein, dem „letzten

Minnesänger", der Glanz dieser Zeit erlischt. Aufgezeichnet wurden die Lieder dieser, des Schreibens unkundigen Dichter erst später. Man brachte sie in große Liedersammlungen, gleichsam Anthologieen, von denen die vollständigste, die Manesse'sche, aus Zürich stammt, von wo sie erst nach Heidelberg, später nach Paris kam.

Anmerkung. Verwandt mit dem deutschen Minnegesang ist die gleichzeitige Lyrik der südfranzösischen (provençalischen) Troubadours; nur ist die letztere vielseitiger, kräftiger, männlicher als die deutsche, welcher man nicht mit Unrecht einen etwas „frauenhaften" Charakter (Grimm) beigemessen hat. Der berühmteste Troubadour ist Bertrand de Born.

§ 30.

Die Minnelieder.

1. Der Inhalt der deutschen Minnelieder ist hauptsächlich Frühling und Liebe, weit seltener betrifft er religiöse Beziehungen und die Verhältnisse des Staates und der Kirche. Man hat daher schon in alter Zeit die Stoffe des Minnegesangs unter die drei Begriffe gefaßt: Gottesdienst, Herrendienst, Frauendienst, obgleich diese drei Richtungen eigentlich nur bei einem Minnesänger gleichmäßig entwickelt sind, bei Walther, welcher Dichter namentlich auch in Bezug auf Kaiser und Reich und deren Verhältniß zu Rom ein so reges Interesse und einen so schönen vaterländischen Sinn zeigt, daß er hierin unter seinen Zeitgenossen überhaupt eine der ehrenvollsten Stellen einnimmt und schon darum der Nachwelt teuer sein müßte, auch wenn er nicht der größte lyrische Dichter des deutschen Mittelalters wäre.

2. Eine andere, mehr auf die äußere Form Bezug nehmende, ebenfalls sehr alte Einteilung ist die in Lieder, Sprüche und Leiche (mhd. lîch, von lîchen, goth. leikan, springen). Die beiden ersten sind strophisch und überhaupt nach gewissen Regeln gebildet, die letzten haben eine ganz freie Form; ihr Inhalt ist übrigens mannigfaltig, auch häufig religiös. Die Grenze von Liedern und Sprüchen ihrerseits ist schwankend; gewönlich sind die letzteren einstrophig und von didaktischem Inhalt, die Lieder dagegen mehrstrophig und ihr Inhalt echt lyrisch. Bei den früheren Dichtern sind die Lieder, bei den späteren die Sprüche vorherrschend. Reinmar der Alte z. B. hat nur Lieder, ein anderer Reinmar (genannt der Zweter) hat nur Sprüche, Walther beide in ziemlich gleicher Anzahl. Leiche finden sich in besonders lebendiger, individuell bedeutsamer Färbung bei Neithart, eine Färbung, die unter dem Namen des „höfischen Dorfgesangs" sogar typisch geworden ist.

3. Was die metrische Form der Minnepoesie, insbesondere der eigentlichen Lieder betrifft, so erfand zwar jeder Dichter sein eigenes Metrum nebst der dazu gehörigen Sangesweise und musikalischen Begleitung, aber dieser Mannigfaltigkeit liegt ein gemeinsames, in dem Wesen aller Kunst tief begründetes Gesetz zu Grunde: das Gesetz der Dreiteiligkeit, welches Jakob Grimm, der es uns auf diesem Felde alter Poesie zuerst erkennen lehrte, in seiner sinnigen Weise durch ein Kleeblatt symbolisirt hat. Demgemäß zeigt ein Minnelied in der Regel zwei gleiche

symmetrische Teile („Stollen"), die ein dritter, in seinem Bau von ihnen verschiedener Teil („der Abgesang") zusammenfaßt. Gewönlich steht der Abgesang hinter den Stollen, manchmal in der Mitte; nur selten mangeln in wirklichen Liedern Stollen und Abgesang gänzlich.

Anmerkung. Der Name Stolle ist nach einer Vergleichung metrischer Gebäude mit wirklichen aus der Architektur hergenommen, zunächst von zwei Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet. Die lyrische Strophe ruht gleichsam auf zwei Füßen. In unsern Beispielen fehlt der dreiteilige Bau in 1—2 und 7—9; in 3—5 und ebenso in 10 steht der Abgesang hinter den Stollen, in 6 zwischen ihnen. Die Anfänge der betreffenden Teile sind durch Einrückung der Zeilen kenntlich gemacht. Der Inhalt richtet sich öfters nicht nach diesen Abteilungen; vgl. das Lied unter 4 und den unter 10 angeführten Spruch.

§ 31.

Lehrdichtung und Satyre.

Eng mit der lyrischen Dichtung verwachsen ist die didaktische oder die Lehrdichtung, welche zwar vom allgemein ästhetischen Standpunkte als eigene Gattung nicht zu rechtfertigen ist, aber in jener Zeit doch nach Inhalt und Form ein so eigentümliches Gepräge bietet, daß eine etwas abgesonderte Stellung derselben auch dann sich empfiehlt, wenn man ihren inneren Zusammenhang mit der Lyrik, insbesondere den Sprüchen, vollkommen anerkennt. Die hierher gehörigen Werke sind teils wirkliche Lehrgedichte, teils Satyren, theils Fabeln und Schwänke. Die hervorragendsten sind folgende:

1. **Freidank's Bescheidenheit.** Dieses letztere Wort hatte damals einen andern Sinn als heute, es bedeutete Lebensweisheit. Der Name des Dichters (Freidank) ist angenommen, das Werk selbst aber so trefflich nach Sprache und Inhalt, daß Manche vermuten, Walther selbst sei der Verfasser.

2. **Der welsche Gast** von Thomassin von Zirkläre, aus Friaul; ein Lehrgedicht in 10 Büchern, ungefär um 1220 entstanden. Alle Tugenden werden von der Beständigkeit (staete), alle Untugenden von der Unbeständigkeit (unstaete) abgeleitet.

3. **Der Windsbecke** und **die Windsbeckin**, um 1220 von unbekanntem Verfasser gedichtet. Zwei dialogische Lehrgedichte in strophischer Form, das eine enthält Lehren eines Ritters an seinen Sohn, das zweite einer adeligen Frau an ihre Tochter.

4. **Der Renner** von Hugo von Trimberg, um 1300 verfaßt. Das Gedicht eifert gegen die Sittenverderbniß jener Zeit und enthält als Belege und zur Veranschaulichung auch Geschichten, Fabeln und Schwänke.

5. **Der Meier Helmbrecht** von Wernher dem Gärtner. Ein wichtiges Zeitgemälde aus der letzten Hälfte des 13. Jahrh., insbesondere dadurch interessant, daß es einen Blick auf das damalige Bauernleben und dessen Verhältniß zu dem bereits entarteten Rittertume gewährt.

6. **Der Pfaffe Amis.** Eine Sammlung von Gaunergeschichten in schwankhaft volkstümlicher Art, in Reimpaaren abgefaßt, das Urbild des

späteren Eulenspiegels. Der Dichter nennt sich der Stricker und muß um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelebt haben.

7. **Der Edelstein** von Ulrich Boner (Predigermönch zu Bern, lebte um 1330). Eine Sammlung von Fabeln, ebenfalls in Reimpaaren abgefaßt; ein Spätling, aber noch ganz im Tone dieser Zeit und interessant auch dadurch, weil es das erste deutsche Buch ist, welches überhaupt im Druck erschien (1461).

8. **Salomon (Salman) und Morolf (Morolt, Markolf).** Die älteste Ueberlieferung dieses Gedichts haben wir aus dem 12. Jahrh., sie ruht auf volkstümlicher Grundlage und ist wesentlich episch (ganz in der Art des Rother, Otnit 2c.); Morolf ist des Königs Bruder und dient als kluger Späher. Die nächste Fassung stammt aus dem 13. Jahrh. und bietet ein Gespräch zwischen Salomon und Morolf, worin der letztere, als bäurisch plumpes Ungetüm dargestellt, des Königs höfische Bildung und Weisheit in schwankhafter Weise zu Schanden zu machen sucht. Diese Fassung bleibt nun, wird aber in der Umbildung der späteren Jahrhunderte immer roher und gemeiner.

Anmerkung. Die Wartburg bei Eisenach, wo Landgraf Hermann von Thüringen seinen Wohnsitz hatte, war im 13. Jahrhundert zu einem Sammelplatz der begabtesten Dichter geworden. Es existirt nun aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ein Gedicht unter dem Namen des „Wartburgkriegs“, in welchem zwischen Heinrich von Ofterdingen gegen Walther von der Vogelweide, Wolfram u. A. ein Gesangwettstreit auf Leben und Tod gehalten wird. Heinrich wird besiegt, entgeht aber durch den Schutz der Landgräfin dem Tode und ruft nunmehr den als Zauberer und Dichter weitberühmten Klingsor von Ungarland zum Schiedsrichter an. Dieser, nachdem er selbst mit künstlich-mystischen Rätselfragen gestritten, erkennt dem Ofterdingen den Sieg über Wolfram zu, worauf eine allgemeine Versönung erfolgt. Wahrscheinlich beruht das, früher sehr überschätzte, Gedicht auf der Eifersucht, mit welcher die süddeutschen Dichter, deren Vertreter Ofterdingen sein soll, den Thüringer Hof und dessen Sänger betrachteten. Die Namen Ofterdingen und Klingsor sind durchaus sagenhaft.

§ 32.

Einige Proben mittelhochdeutscher Sprache und Literatur.

I. Aus dem Nibelungenliede.

Kriemhilden's Traum.

Ez troumde Kriemhilde in tugenden der si pflac[1],
wie sie einen valken wilden[2] züge manegen tac,
den ir zwên arn erkrummen[3]; dáz si daz muoste sehen:
ir enkunde[4] in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
sin[5] kunde in niht bescheiden baz[6] der guoten:

---

[1] pflac, Präteritum des damals noch starkformigen Verbums pflegen, obliegen. [2] Die Stellung des Beiworts, namentlich in der Poesie, ist im Mhd. noch beliebig. [3] erkrimmen, zerreißen, erdrücken, erwürgen. [4] enkunde, zusammengezogen aus der Negation en oder ne und dem Prät. von künnen, können. [5] sine aus si ne; die durch das folgende niht entstehende Häufung der Negation ist im Mhd. ganz gewönlich. [6] baz, gleichbedeutend mit guot; der Sinn ist: nicht in erfreulicher Weise.

„der valke den du ziuhest, daz ist ein edel man;
in welle got behüeten, du muost in schiere[1] vloren hân.“

„Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken[2] minne wil ich immer sîn.
sus[3] schoene wil ich blîben unz[4] an mînen tôt,
daz ich sol von manne nimmer gewinnen keine nôt.“

„Nu versprich ez niht ze sêre,“ sprach aber[5] ir muoter dô,
„solt du immer herzenlîche zer werlde werden frô,
daz geschiht von mannes minne; du wirst ein schoene[6] wîp,
obe dir got noch gefüeget eins rehte guoten rîters lîp.“

„Die rede lât belîben,“ sprach si, vrouwe[7] mîn,
ez ist an manegen wîben vil dicke[8] worden schîn,[9]
wie liebe mit leide ze jungest[10] lônen kan;
ich sol[11] sî mîden beide: son kan mir nimmer missegân.“

In ir vil hôhen tugenden, der si schône pflac,
lebt diu maget edele vil manegen lieben tac,
daz sine wesse niemen den minnen wolde ir lîp.
sît[12] wart si mit êren eins vil guoten rîters wip.

Der was[13] der selbe valke, den si in ir troume sach,
den ir beschiet ir muoter. Wie sêre si daz rach[14]
an ir naehsten mâgen[15] die in sluogen sint![16]
durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

II. Aus Gudrun.

Horant's Gesang.

Daz kom[17] an einem abent, daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrlîcher stimme, daz ez wol gevallen
muose alden[18] liuten; da von gesweic der vogellîne schallen.

---

[1] schiere, beinah, bald, schnell, in Kurzem, frühe. [2] recke, Held. [3] sus, so. [4] unz, bis. [5] aber, wiederum. [6] schoene, die schwache Form, während in der heutigen Sprache hinter dem unbestimmten Artikel nur die starke gebraucht wird. [7] vrouwe, ehrerbietige Anrede an jede weibliche Person, gleichviel ob verheiratet oder nicht. [8] dicke, oft, vil dicke, sehr oft, gar oft. [9] schîn, Adjectiv, klar, offenbar. [10] ze jungest, zuletzt. [11] sol, Umschreibung des Futurum, vgl. die entsprechende im Englischen durch shall. [12] sît, seit, seitdem, später. [13] was, war. Die ältere Form bestand bis tief in's 16. Jahrhundert, z. B. noch bei Luther; dialectisch dauert sie in Süddeutschland noch heute fort. [14] rach, Präteritum des damals noch starkformigen richen, rechen, rächen. [15] mâge, der Blutsverwandte. [16] sint, später, vgl. das daraus entstandene sît (unter 18). [17] es kam, es geschah, es traf sich. [18] alden, zusammengez. aus al den, allen den.

Daz hôrt der künec gerne und alle sîne man;
dâ von Tenen Hôrant der freude vil gewan.
ouch hete ez wol gehoeret diu alte küneginne:
ez erhal[1] ir durch daz venster dâ si was gesezen an der zinnen.

Dô sprach diu schoene Hilde „waz hân ich vernomen?
diu aller beste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre werlte von iemen[2] hân erfunden;
daz wolde got von himele, daz si mîne kameraere künden!“

Si hiez ir gewinnen den der sô schoene sanc.
dô si sach den reken, si saget ims[3] grôzen danc,
daz ir der âbent waere mit freuden hin gegangen.
von frouwen Hilden wîben wart der helt wol enpfangen.

Dô sprach diu küneginne „ir sult uns hoeren lân
die wîse die ich hinte von iu[4] vernomen hân;
daz gebet mir zeiner[5] gâbe zallen âbunden,
daz ich iuch hoere singen: sô wirt iuwer lôn wol erfunden.“

„Frouwe, ob irs geruochet, welt ir mirs sagen danc,
ich singe iu zallen zîten alsô guetez sanc,
swer[6] ez rehte erhoeret, daz im sîn leit verswindet
und minnert gar sîn sorgen, der mîn süeze wîse rehte erfindet.“

Er sprach er diente ir gerne: dâ mite schiet er dan.
sîn singen alsô grôzez lôn ze Îrlant gewan,
daz man im nie dâ heime gelônet alsô verre[7].
alsô diente Hetelen ûz Tenemarke der herre.

Dô sich diu naht verende und ez begunde tagen
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den hagen
geswigen alle vogele von sînem süezen sange,
diu liute die dâ sliefen, die lâgen dô niht lange.

Sîn lût erklanc im schône, ie hôher unde ie baz,
Hagene ez selbe hôrte; bî sînem wîbe er saz:
ûz der kemenaten muosens an die zinnen.
der gast wart wol berâten: ez hôrtez diu junge küneginne.

Des wilden Hagenen tohter und ouch ir magedîn
die sâzen unde loseten[8] daz diu vogelîn

[1] erhal, schallte. [2] irgend Jemand. [3] ims, aus im es, ihm dessen. [4] iu, iuch, euch. [5] zeiner, aus ze einer, vgl. das darauf folgende zallen, aus ze allen. [6] swer, aus so wer, wer auch immer; das vorangehende so giebt dem Fragepronomen die verallgemeinernde (indefinitive) Bedeutung; vgl. swaz, swâ u. a. [7] verre, ferner. [8] lôseten, lauschten.

vergâzen ir doene ûf dem hove frône.“ [1]
wol hôrten ouch die helde daz der von Tenen sanc alsô schône.

Dô wart im gedanket von wîben und von man.
dô sprach von Tenen Fruote „mîn neve möhtes lân,
sîn ungefüege doene die ich in hoere singen.
wem mac er ze dienste als ungefüege tagewîse bringen?“

Dô sprachen Hagenen helde „herre lât vernemen:
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen
hoeren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde.“
„daz wolde got vom himele“ sprach der künec, „daz ich si selbe kunde!“

Dô er nun hete gesungen und er von sedele [2] gie,
diu junge küneginne froelîcher nie
wider morgen wart gekleidet in liehtem ir gewande.
diu junge maget edele, nâch ir vater Hagenen si dô sande.

Der herre gie balde dâ er die maget vant
in trûriclîcher wîse. dô was der magede hant
an ir vater kinne: si bat in vil sêre;
si sprach „liebez vaterlîn, heiz in singen mêre.“

Er sprach „liubiu tohter, ze âbende stunt,
wolde er dir singen, ich gaebe im tûsent pfunt.
nu sint sô hôchvertic die geste mîne,
daz uns hie ze hove niht wol erklingen die doene sîne.“

Swaz si gebiten kunde, der künec dannen gie.
des vleiz [3] sich aber der wîse Hôrant, daz er nie
gesanc sô ritterlîche: die siechen zen gesunden
sich nicht mit ir sinnen wol dannen gescheiden kunden.

Diu tier in dem walde ir weide liezen stên;
die würme die solden in dem grase gên,
die vische die dâ solden in dem wâge [4] vliezen,
die liezen ir geverte: jâ kunde er sîner fuoge wol geniezen.

Swaz er dâ doenen mohte, daz dûhte niemen lanc:
sîn unmârte [5] in koeren, dâ von der pfafe sanc;
die glocken niht klungen sô wol alsam ê:
allez daz in hôrte, dem was nâch Hôrande wê.

---

[1] frôn, Adjectiv, herrschaftlich. [2] sedele, Sessel, Sitz. [3] vleiz, Prät. vom Inf. vlîzen, sich befleißen; des vleiz Horant, dessen oder dergestalt befliß sich Horant &c. [4] Woge, Meere. [5] sîn unmarte, es kümmerte sie nicht; mit Häufung der Negation.

III. Aus Hartmann's „Armer Heinrich".

„Ritter Heinrich's Glückseligkeit und jäher Fall."

Ein ritter so gelêret was,
daz er an den buochen las
swaz[1] er dar an geschriben vant:
der was Hartman genannt;
dienstman was er ze Ouwe.
er nam im[2] mange schouwe[3]
an mislîchen[4] buochen:
daran[5] begunde er suochen
obe er iht[6] des funde,
da mite er swaere stunde
senfter möhte machen,
und von sô gewanten[7] sachen,
daz gotes êren töhte[8]
und dâ mite er sich möhte
gelieben[9] den liuten.
nu beginnet er iu diuten[10]
ein rede die er geschriben vant.
dar umbe hât er sich genant,
daz er sîner arbeit
die er hât dar an geleit
niht âne lôn belîbe,
und swer nâch sinem lîbe
sî hoere sagen oder lese,
daz er im bitende wese[11]
der sêle heiles hin ze gote.
man seit,[12] er sî sin selbes bote,
unde erloese sich dâ mite,
swer über[13] des andern schulde bite.

Er laz diz selbe maere,
wie ein herre waere
ze Swâben gesezen[14]:
an dem enwas vergezen
dekeiner[15] der tugent
die ein ritter in sîner jugent
ze vollem lobe haben sol.
man sprach dô niemen alsô wol
in allen den landen.
er hete ze sînen handen
geburt und dar zuo rîcheit;
ouch was sîn tugent vil breit.

---

[1] vgl. Seite 34, Anm. 6. [2] sich. [3] Schau, Kenntniß. [4] verschiedenartig. [5] darin, vgl. Zeile 3. [6] etwa, etwas. [7] beschaffen. [8] taugte. [9] lieb machen. [10] deuten, erzählen. [11] bittend sei, d. h. bete. [12] sagt. [13] für. [14] wohnhaft. [15] keiner.

swie ganz sîn habe waere,
an geburt unwandelbaere
und wol den fürsten gelîch,
doch was er unnâch [1]) alsô rîch
der geburt und des guotes
so [2] der êren und des muotes.
sîn name was gar erkennelîch,
und hiez der herre Heinrich,
und was von Ouwe geborn.
sîn herze hete versworn
valsch und alle törperheit,[3]
und behielt ouch vaste den eit [4]
staete unz an sîn ende.
ân alle missewende
stuont sîn êre und sîn leben.
im was der rehte wunsch [5] gegeben
ze werltlîchen êren;
die kunde er wol gemêren
mit aller hande reiner tugent.
er was ein bluome der jugent,
der werlde fröude ein spiegelglas,
staeter triuwe [6] ein adamas,[7]
ein ganziu krône der zuht.
er was der nôthaften fluht,[8]
ein schilt sîner mâge,
der milte ein gelîchiu wâge:
im enwart über noch gebrast.[9]
er truoc den arbeitsamen [10] last
der êren über rücke.
er was des râtes brüke,
und sanc vil wol von minnen.
alsus kunde er gewinnen
der werlde lop unde prîs.
er was hübesch [11] und dar zuo wîs.

Dô der herre Heinrich
alsô geniete [12] sich
êren unde guotes
und froelîches muotes
und werltlîcher wünne,
und er was für alsîn künne [13]
geprîset unde geêret:
sîn hôher muot wart verkêret

---

[1] keineswegs. [2] als vielmehr. [3] Rohheit. [4] Rittereid. [5] Fülle, höchstes Ziel. [6] Treue. [7] Diamant (lat.). [8] Zuflucht. [9] ihm wart nicht zuviel (nichts Uebriges) noch gebrach ihm etwas. [10] mühevoll. [11] höfisch, d. h. von der, damals noch neuen, feineren Lebensart. [12] sich erfreute. [13] Geschlecht, Verwandtschaft.

in ein leben gar geneiget.[1]
an im wart erzeiget
als ouch an Absalône
daz diu üppige krône
werltlîcher süeze
vellet nider unter die füeze
ab ir besten werdekeit,
als uns diu geschrift hât geseit.
ez sprichet[2] an einer stat dâ
„media vita
in morte sumus“:
daz bediutet sich alsus,
daz wir an dem tode sweben
so wir aller beste waenen leben.

Dirre werlde veste,
ir staete, unde ir beste
unde ir groeste magenkraft,
diu stât âne meisterschaft.
des moege wir an der kerzen sehen
ein wâres bilde geschehen,
daz si zeiner eschen wirt
enmitten dô si lieht birt.
wir sîn von broeden sachen.[3]
nû sehent[4] wie unser lachen
mit weinen erlischet.
unser süeze ist vermischet
mit bitterre gallen.
unser bluome[5] der muoz vallen
so er aller grüenest waenet sîn.
an hern Heinrîche wart wol schîn[6]:
der in dem hoehesten werde
lebete ûf dirre erde,
der ist der versmaehete vor gote.
er viel von sîme gebote[7]
abe sîner besten werdekeit
in ein versmaehelîchez leit:
in ergreif diu miselsuht.[8]
dô man die swaeren gotes zuht
gesach an sînem lîbe,
man unde wîbe
wart er dô widerzaeme.[9]
nû sehent[10] wie gar genaeme
er ê der werlde waere,

---

[1] erniedrigt. [2] es lautet. [3] aus gebrechlichem Stoff. [4] dialektisch statt sehet. [5] der bluome, statt des sonst üblichern Femininums. [6] vgl. Seite 33, Anm. 9. [7] durch sein Gebot. [8] Aussatz. [9] widerlich. [10] vgl. 4.

und [1] wart nû alse unmaere,
daz in niemen gerne an sach;
alse ouch Jôbe [2] geschach,
dem edeln und dem rîchen,
der ouch vil jaemerlîchen
dem miste wart ze teile
mitten in sîme heile. [3]

IV. Aus Wolfram's Parzival.

Herzeloyde und ihr Kind.

Sich zôch diu frouwe jâmers balt [4]
ûz ir lande in einen walt,
zer waste [5] in Soltâne;
niht durch [6] bluomen ûf die plâne. [7]
Ir herzen jâmer was sô ganz, [8]
sine kêrte sich an keinen kranz,
er waere rôt oder val. [9]
Si brâhte dar durch flühtesal [10]
des werden Gamuretes kint.
Liute, die bî ir dâ sint,
müezen bûwn und riuten; [11]
si kunde wol getriuten
ir sun: ê daz sich der versan,
ir volc si gar für sich gewan:
ez waere man oder wîp,
den gebôt sie allen an den lîp, [12]
daz se immer [13] ritters wurden lût:
„Wan friesche [14] daz mîns herzen trût,
welch ritters leben waere,
daz wurde mir vil swaere.
nu habt iuch an der wîze kraft [15]
und helt in alle rîterschaft!“

Der site [16] fuor angestlîche vart; [17]
der knappe alsus verborgen wart
zer waste in Soltâne erzogn,
an küneclîcher fuore [18] betrogn;
ez enmöht [19] an eime site sin:
bogen unde bölzelîn
die sneit er mit sîn selbes hant,
und schôz vil vogele die er vant.

---

[1] veränderte Constr. [2] Hiob. [3] Glück. [4] eifrig, hingegeben an. [5] Wüste. [6] wegen [7] Ebene, Flur. [8] völlig und ungeteilt. [9] fahl, gelb. [10] Flucht. [11] ausreuten. [12] bei Leib und Leben. [13] jemals. [14] erführe. [15] haltet euch an des Verstandes Kraft (seid verständig). [16] Die Sitte, damals noch masc. [17] fuhr ängstliche Fahrt (ward streng befolgt). [18] Erziehung, Zucht, Haltung. [19] es müßte denn eine einzige sein (ausgenommen diese eine).

Swenne aber er den vogel erschôz,
des schal von sange ê was so grôz,
sô weind er unde roufte sich,
an sîn hâr kêrt er gerich.
Sîn lîp was clâr unde fier:[1]
ûf dem plân ame rivier[2]
twuog[3] er sich alle morgen.
erne kunde niht gesorgen,
ez enwaere ob im der vogelsanc,
die sueze in sîn herze dranc;
daz erstracte[4] im sîniu brüstelîn,
al weinde er lief zer künegîn.
Sô sprach si: „Wer hat dir getân?
du waere hin ûz ûf den plân.“
ern kunde es ir gesagen niht,
als kinden lîhte noch geschiht.

Dem maere gienc sie lange nâch,
eins tages si in kapfen sach
uf die boume nâch der vogele schal.
Si wart wol innen daz zeswal
von der stimme ir kindes brust.
des twang in art und sîn gelust.
Frou Herzeloyde kêrt ir haz
an die vogele sine wesse um waz:
si wolt ir schal verkrenken,
ir bûliute unde ir enken[5]
die hiez si vaste gâhen,
vogele würgn und vâhen.
Die vogele wâren baz geriten:
etslîches sterben wart vermiten:
der bleip dâ lebendic ein teil,
die sît mit sange wurden geil.

Der knappe sprach zer künegîn:
„Was wîzet[6] man den vogelîn?“
er gert in frides sâ zestunt;
sîn muoter kust in an den munt:
diu sprach: „Wes wende ich sîn gebot
der doch ist der hoehste got?
suln vogele durch mich freude lân?“
Der knappe sprach zer muoter sân:
„ôwê muoter, waz ist got?“
„Sun, ich sage dirz âne spot:

---

[1] stolz (franz.). [2] Fluß (franz.). [3] twagen, Prät. twuog, waschen. [4] dehnte aus. [5] Knechte. [6] wirft man vor.

er ist noh liehter denne der tac,
der antlizes sich bewac
nâch menschen antlize;
sun, merke eine wize.
und flêhe in umbe dîne nôt:
sîn triwe der werlde ie helfe bôt.
Sô heizet einr der helle wirt:
der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
von dem kêr dîne gedanke,
und ouch von zwîvels wanke!"

V. Aus Gottfried's Tristan.

Der Minnetrank.

Hie mite strichen die kiele hin;
sî beide heten under in
guoten wint und guote var.
Nu was diu fröuwîne schar,
Isôt und ir gesinde.
in wazer unde in winde
des ungevertes ungewon:
unlanges[1] kômen si dâ von
in ungewonelîche nôt.
Tristan ir meister dô gebôt
daz man ze lande schielte[2]
und eine ruowe hielte.
Nu man gelante in eine habe,[3]
nu gie daz volc almeistic abe
durch banekîe[4] ûz an daz lant.
Nu gienc ouch Tristan zehant
begrüezen und beschouwen
die liehten sîne frouwen;
und als er zuo zir[5] nider gesaz,
und redeten diz und daz
von ir beider dingen,
er bat im trinken bringen.
nune was dâ niemen inne
âne die küneginne
wan kleiniu juncfröuwelîn.
Der einez sprach „seht hie stât wîn,
in disem vezelîne."
nein ezn was niht mit wîne,
doch ez im glîch waere:
ez was diu wernde swaere,
diu endelôse herzenôt

[1] bald. [2] ruderte. [3] Hafen. [4] zur Erlustigung. [5] ze ir, zu ihr.

von der sî beide lâgen tôt.
Nu was ab ir daz unerkant:
si stuont ûf und gie zehant
dâ daz tranc und daz glas
verborgen und behalten was.
Tristande ir meister bôt sî daz;
er bôt Isôte für baz:
sî tranc ungerne und über lanc,[1]
und gap dô Tristand, unde er tranc,
und wânden beide ez waere wîn.
iemitten gieng ouch Brangaen în,
unde erkande daz glas
und sach wol wie der rede was:
si erschrac sô sêre unde erquam,[2]
daz ez ir alle ir kraft benam,
und wart reht als ein tôte var.[3]
Mit tôtem herzen gie sî dar,
sî nam daz leide veige[4] vaz,
sî truog ez danne und warf daz
in den tobenden wilden sê.
„Owê mir armen,“ sprach si, owê
daz ich zer werlt ie wart geborn!
ich arme, wie hân ich verlorn
mîn êre und mîne triuwe!
daz ez got immer riuwe,
daz ich an dise reise ie quam!
daz mich der tôt dô niht entnam,
dô ich an dise veige vart
mit Isôt ie bescheiden[5] wart!
Owê Tristan und Isôt!
diz tranc ist iuwer beider tôt.

VI. Aus den Minnesängern.

1. Fräuleins Klage.

Ich zôch mir einen valken
  mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete
  als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere
  mit golde wol bewant,
er huob sich ûf vil hôhe
  und floug in anderiu lant.

---

[1] nicht lange. [2] verkam. [3] gefärbt. [4] unselige. [5] befehligt.

Sît[1] sach ich den valken
schône vliegen:
er fuorte an sînem vuoze
sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere
alrôtguldîn.
got sende si ze samene
di geliebe[2] wellen gerne sîn.

Der von Kürenberg.

2. Frauenwunsch.

Ez stuont eine frowe alleine
und warte[3] uber heide
und warte ir liebes:
so gesach si valken vliegen.
„so wol dir, valke, daz du bist!
du fliegest swar dir lieb ist;
du erkiusest dir in dem walde
einen boum der dir gevalle.
alsô hân ouch ich getân:
ih erkôs mir selben einen man,
den erwelten mîniu ougen.
daz nîdent schône frouwen.
owê, wan[4] lânt si mir mîn lieb?
jo engerte[5] ich ir dekeiner trûtes niet.“

Dietmar von Aist.

3. Kreuzfahrer's Abschied.

Waere Cristes lôn niht alsô süeze,
sô enlieze ich niht der lieben frowen mîn,
die ich in mînem herzen dike grüeze,
si mac vil wol mîn himelrîche sîn.
Swâ diu guote wone alumbe den Rîn,
herre got, sô tuo mir helfe schîn,
daz ich mir und ir erwerbe noch die hulde dîn.

Sît er giht,[6] ich sî sîn himelrîche,
so habe ich in zuo gote mir erkorn,
daz er niemer fuoz von mir entwîche:[7]
herre got, lâ dirz niht wesen zorn.
Erst[8] mir in den ougen niht ein dorn,
der mir hie ze fröiden ist geborn:
kumt er mir niht her wider, mîn spilnde fröide ist gar verlorn.

Otto von Botenlaube.

---

[1] später, seitdem. [2] Liebespaar. [3] schaute erwartungsvoll. [4] warum nicht. [5] begehrte, mit gehäufter Negation. [6] giht, von gehen, jehen sagen, daher bigiht, Beichte, d. h. was man im Geheimen sagt. [7] entferne. [8] er ist.

4. Frühling.

Nu ist diu heide wol bekleidet
mit wünnenklîchen kleiden:
rôsen sint ir besten kleit;
dâ von ir vil sorgen leidet:
wan[1] si was in mangen leiden;
gar verswunden ist ir leit
von des liehten meigen[2] blüete:
der hat manger hande[3] bluot.
noch fröit baz der wîbe güete:
wan[4] die sint für sendiu leit sô guot.

Swaz ich ie gesanc von wîben,
daz beschach von einem wîbe:
diust[5] mir liep für elliu wîp.
von ir mac ich frô belîben,
wil sî daz ich frô belîbe.
daz si spraeche: „frô belîp"!
sô wold ich in fröiden singen
als[6] ich her in fröiden sanc.
si mac mir wol swaere ringen,[7]
nâch der ie mîn sendes herze ranc.

Gottfried von Neifen.

5. Deutschland's Ehre.

Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.
Allez daz ir habt vernomen,
doz ist gar ein wint:[8] nû frâget mich.
Ich wil aber miete:[9]
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.
Seht waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen[10] frowen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr;
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:

[1] als. [2] Mai. [3] mancherlei. [4] denn, da. [5] aus diu ist. [6] wie. [7] verringern.
[8] Geringes. [9] Belohnung, Preis. [10] deutsch.

übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungarlant
sô mugen wol die besten sîn
die ich in der werlde hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz[1] und lîp,
sem[2] mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp
bezer sint danne ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet,[3] derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant; dô ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Walther von der Vogelweide.

6. Frauen und Frühling.

Durchsüezet unt geblüemet sint die reinen frouwen:
ez wart nie niht sô wünneclîches an ze schouwen
in lüften noch ûf erden noch in allen grüenen ouwen.
Liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen[4] durh daz gras, unt kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden[5] fröide kranc,[6]
swâ man siht schoene frowen; daz kan trüeben muot erfiuhten,[7]
und leschet allez truren an der selben stunt,
so[8] lieblîch lache in liebe ir süezer rôter munt
unt strâle[9] ûz spilnden ougen schieze in mannes herzen grunt.

Walther.

7. Erziehung.

Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:[10]
den man zêren[11] bringen mac,

[1] Betragen. [2] aus so mir. [3] schilt. [4] tou, Gen. touwes, der Tau. [5] Wonne gebärend. [6] gering. [7] auffrischen. [8] wenn. [9] Strahlen, auch Pfeile. [10] erzwingen. [11] ze êren.

dem ist ein wort als ein slac.
Dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetent[1] iuwer zungen:
daz zimt wol den jungen.
stôz den rigel für die tür;
lâ kein boese wort dar für.
Lâ[2] kein boese wort dar für;
stôz den rigel für die tür:
daz zimt wol den jungen.
Hüetent iuwer zungen!

Hüetent iuwer ougen
ofenbâr unt tougen[3];
lânt si guote site spehen
unt die boesen übersehen.
Unt die boesen übersehen
lânt si, guote site spehen
ofenbâr unt tougen.
Hüetent iuwer ougen!

Hüetent wol der ôren,
oder ir sint tôren.
lânt ir boesiu wort dar in,
daz gunêret[4] iu den sin.
Daz gunêret iu den sin,
lânt ir boesiu wort dar in,
oder ir sint tôren.
Hüetent wol der ôren!

Hüetent wol der drîer
leider alze frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dike schalchaft, zêren blint.
Dike schalchaft, zêren blint
zungen, ougen, ôren sint;
leider alze frîer
hüetent wol der drîer!

Walther.

---

[1] vgl. Seite 38, Anm. 4. [2] lâ, abgekürzt aus lâz. [3] tougen, Adverb, heimlich. [4] aus geuneret, verunehrt.

8. Gefährdetes Geleite.

Ich saz ûf einem steine:
dô dahte[1] ich bein mit beine;
dar ûf sazt ich den ellenbogen:
ich hete in mîne hant gesmogen[2]
daz kinne und ein mîn wange.[3]
Dô dâhte ich mir vil ange
wie man zer welte solte leben:
deheinen[4] rât kond ich gegeben
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
Diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dike einander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.[5]
Die wolte ich gerne in einen schrîn:
jâ leider desn mac niht gesîn,
daz guot unt weltlich êre
unt gotes hulde mêre
zesamene in ein kerze komen:
stîg unde wege sint in benomen;
untriuwe ist in der sâze,[6]
gewalt vert ûf der strâze;
fride unde reht sint sêre wunt:
diu driu enhabent geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

Walther.

9. Der Waise.

(Mit diesem Namen wurde der kostbarste Edelstein in der deutschen Kaiserkrone bezeichnet.)

Ich hôrte ein wazer diezen,[7]
und sach die vische fliezen;
ich sach swaz in der welte was,
velt, walt, loup, rôr unde gras,
swaz kriuchet unde fliuget
unt bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt unt daz gewürme
die strîtent starke stürme:
sam tuont die vogel under in;
wan[8] daz si habent einen sin.
Si endiuhten[9] sich ze nihte,

---

[1] deckte. [2] geschmiegt, damals noch starkformig, also ganz wie das analoge Verbum biegen. [3] eine meiner Wangen. [4] keinen. [5] höheren Wert. [6] Hinterhalt. [7] rauschen. [8] nur; und doch haben sie 2c. [9] halten, schätzen.

si schüefen starc gerihte;
si kiesent künege unde reht,
si sezent herren unde kneht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge!
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
unt daz dîn êre alsô zergât!
Bekêrâ dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre;
die armen künege dringent dich:
Philippe seze den wîsen ûf,
unt heiz si treten hinder sich.

Walther.

10. Selbstbeherrschung.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?
Daz tuot jener der sich selber twinget
und alliu sîniu lit[1] in huote bringet
ûz der wilde in staeter zühte habe.[2]
Geligeniu[3] zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:[4]
der schîn nimt drâte[5] ûf unt abe.

Walther.

VII. Aus Freidank's Bescheidenheit.

1. Von Gote.

Gote dienen âne wanc
deist[6] aller wîsheit anevanc. —
Swer umbe dise kurze zît
die êwigen vröude gît,
der hât sich selber gar betrogen,
und zimbert[7] ûf den regenbogen. —
Swer die sêle wil bewarn,
der muoz sich selben lâzen varn. —
Swer got minnet als er sol,
des herze ist aller tugende vol. —
Swelch mensche lebt in gotes gebote,
in dem ist got und er in gote. —
Gote ist niht[8] verborgen vor,[9]
er siht durch aller herzen tor. —
Wir suln mit allen sinnen
got fürhten unde minnen. —

[1] Glieder. [2] Hafen. [3] geliehene. [4] glänzen. [5] alsbald. [6] daz ist. [7] bauet. [8] nichts. [9] nachgesetzte Präposition zu gote gehörig.

Got hât allen dingen gebn
die mâze, wie si solten lebn. —

Die liute snîdent unde maent
von rehte, als si den acker saent. —

Ein iegelîcher lôn enpfât
dar nâch, als im sîn herze stât. —

Got hôrte Môyses gebet
daz er den munt ni ûf getet:
swes noch ein reine herze gert,
des wirt ez âne wort gewert. —

Got elliu dinc geschaffen hât
von nihte. swer die kraft verstât,
den dunket daz ein wunder niht,
das sît geschach und noch geschiht —

Swer mit Kriste wil bestân,
der muoz ouch kristen glouben hân.

2. Von künegen unt vürsten.

Lant und liute girret[1] sint,
swâ der künec ist ein kint. —

In küneges râte nieman zimt
der guot vürs rîches êre nimt. —

Ein herre niemer kan genesen,
wellent im die sîne vîent wesen. —

Der vürsten herze und ouch ir lebn
erkennich bî den râtgebn:
der wîse suochet wîsen rât,
der tôre sich nâch tôren hât. —

Man merket bîme râte wol
wie man den herren loben sol. —

Maneger durch sîn missetât
sîns knehtes kneht ze herren hât. —

Sô ebene nie kein künec gesaz,
im würre[2] dannoch eteswaz. —

Obez der keiser solte swern,
er enkan sich müken niht erwern. —

Der keiser sterben muoz als ich:
des[3] mac ich im wol genôzen[4] mich. —

Des eigen wolt ich gerne sîn,
der sunnen gît sô liehten schîn. —

Ez enhât nieman eigenschaft[5]
niuwan got mit sîner kraft:
lîp, sêle êre unde guot
deist alles lêhen, swie man tuot. —

---

zusammengezogen aus geirret, in Verwirrung gebracht. [2] störe, ärgere. [3] deshalb. [4] vergleichen, gesellen. [5] Eigentum.

Tiuschiu lant sint roubes vol:
gerihte, voget, münze, zol,
die wurden ê durch got erdâht:
nu sint si gar ze roube brâht. —
Swaz ieman guotes ûf geleit
ze bezerne die kristenheit,
die hoehsten unt die hêrsten
die brechent ez zem êrsten.

3. Von der werlde.

Diu werlt gît uns allen
nâch honge bitter gallen. —
Zer werlde mac niht süezeres sîn
dan ein wort, daz heizet mîn. —
Hiute liep, morne leit,
deist der werlde unstaetigkeit. —
Swer ûf der erde rehte tuot,
daz dunkt ouch da ze hîmele guot. —
Daz herze weinet manege stunt,
sô doch lachen muoz der munt. —
Swie grôz der werlde vröude sî,
da ist doch todes vorhte bî.

4. Von sünden.

Manec sünde kurze vröude hât,
nâch der vil langiu riuwe gât. —
Swer von sünden vîren mac,
deist ein rehter vîretac. —
Swer sünden buoze in alter spart,
der hât die sêl niht wol bewart. —
Swer naeme sîner sünde war,
der verswige die vremden gar. —
Swer mit sünden sî geladen,
der sol in herze riuwe baden. —
Swie grôz sî iemens missetât,
got dannoch groezer gnade hât. —
Sô wazzer ûf ze berge gât,
sô mac des sünders werden rât:
ich mein so'z vliezet tougen
vonme herzen ûf zen ougen.

5. Von den wîsen unde tôren.

Ez enhât nieman wîsen muot
niuwan der gotes willen tuot. —
Sin selbes sin er mêret,
der wîsheit gerne lêret. —
Wîsheit michel elter ist
danne kunst und al der werlde list. —

Daz nieman wîsheit erben mac
noch kunst, daz ist ein grozer slac. —
Die wîsen manegez irret,
daz tôren lützel wirret. —
Ich naeme eins wîsen mannes muot
vür zweier rîcher tôren guot. —
Die wîsen kurzewîle hânt,
sô si mit tôren umbe gânt. —
Bî rede erkennich tôren,
den esel bî den ôren. —
Swaz an den tôren wandels sî,
da bezzern sich di wîsen bî. —
Wir gevallen alle uns selben wol,
dez ist daz lant der toren vol. —
Swer waenet daz er wîse sî,
dem wont ein tôre nâhe bî.

6. Von der zungen.

Daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit. —
Swaz wir übels hân vernomen,
deist meisteils von der zungen komen. —
Diu zunge reizet manegen zorn,
da lîp mit sêle wirt verlorn. —
Diu zunge reizet manege nôt
die nieman wendet wan der tôt. —
Diu zunge hât nehein bein,
unt brichet bein unde stein. —
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man. —
Vür schande wart nie bezzer list
dan der der zungen meister ist. —
Swâ diu zunge rehte tuot,
so ist nehein lit sô guot.

7. Von dem tode.

Daz jâr gât hin, der tôt gât her:
der widerseit uns âne sper. —
Wirn mugen mit allen sinnen
dem tode niht entrinnen. —
Der tôt daz ist ein hôchgezît,
diu uns diu werlt ze jungest gît. —
Zer werlde komen wir âne wât:
in swacher waete ouch si uns lat;
zer werlde ich blôzer komen bin:
si lât ouch mich niht vüeren hin. —

Ein valscher trôst hât uns vergeben:
wir waenen alle lenger leben. —
Got tet wol daz er verbôt
daz nieman weiz sîn selbes tod. —
Anevanc und ende
stânt in gotes hende.

VIII. Aus einer Predigt Berthold's von Regensburg über Matth. V. 8,

Von der Seligkeit Gott zu schauen.

„Saelig sint die armen: wanne daz himelrîch ist ir“ etc. Mit diesen aht tugenden sint alle die zuo himelrîch komen, die dâ sint. Und mit den selben aht tugenden müezent noch alle die dar[1] komen, die iemer mêr[2] dar komen süln. Nu wil ich die siben under wegen lân, und wil niuwen[3] von ir einre sagen, wanne[4] alse vil guoter dinge an ir ieglîcher ist; und von ir ieglîcher waere gar vil und gar lang sunderlîchen zuo sagende; und wie manigiu untugent uns an disen ahte tugenden irret, daz würde eht[5] von ieglîcher gar lang zuo sagende. Wanne[6] man ez allez in einer predigen nit verenden mag, noch in viern, noch in zehenen, sô wil ich iu hiute niuwen sagen von den die ein rein herze haben, und von den man hiute dâ liset in dem heiligen ewangelio: „Saelig sint die reins herzen sint: die werdent got sehende.“ Die sint wol von rehte saelig, die dâ got sehent. Ein übergülde[7] ist ez aller der saelikeit diu ie wart oder iemer mêr eht[8] werden mag, swer got an sehend eht werden mag: alsô süeze und alse wünnenclich ist diu gesiht die man an got siht. So wart nie deheinre muoter ir kint nie sô liep, ân[9] unser frouwen, und solte si ez drîe tage ane sehen ân underlâz, daz si anders nit enpflaege, wanne eht si ir liebez kint solte an sehen: si aeze an dem vierden tage vil gernre ein stücke brôtes. Und wolte ich vil gerne daz ich alsô ein guot mensch waere, als daz wâr ist, daz ich iezunt reden wil. Ob daz alsô waere, daz man zuo einem menschen spraeche der iezunt bi got ist: „du hâst zehen kint ûf ertrîch, und du solt in keufen allen sampt daz si êre und guot haben unz an irn tôt dâ mit, daz du einigen[10] ougenblik von gotes angesiht tuost, niuwen als lange als einz sîn hant möht umb kêrn, und sich[11] danne wider zuo got, und du solt dîn ougen niemer mêr von im kêrn: der mensche entaete sîn nit. Alse wâr, herre, dîn wârheit ist, alse war ist disiu rede, daz er disiu zehen kint unze an irn tôt ê nâch dem almuosen lieze gên, ê danne er sich die kleine wîle von got wolte wenden. In habent die engel wol sehzig hundert jâr an gesehen, und sehent in hiute als gerne als des êrsten tages. Und si sint ouch alle sampt sam des êrsten tages dô si got an sehende wurden. Dô wart ir deheinre[12] sît nie eltlicher danne des êrsten tages, und sint doch sider wol sehzig hundert jâr alt. Swelher hundert jâr alt würde under uns, der waere den liuten alse smaehe[13] an zuo sehen von ungestaltheit

---

[1] dahin. [2] jemals, überhaupt. [3] nur. [4] obschon. [5] wol. [6] da nun. [7] eine Steigerung, eine höchste Stufe. [8] blos zur Verstärkung hinzugefügt. [9] ausgenommen; eigentlich ohne, wie gleich darauf. [10] einen einzigen. [11] siehe, schaue. [12] ihrer Keiner. [13] widerwärtig.

und von dem gebresten den daz alter an im haete gemaht: sô mûlet man die engele — dâ seht ir wol, swâ man sie mâlt, daz man sie eht anders niht enmâlt wan als ein kint von fünf jâru, als junklich, oder von sehsen. Wanne alle die got sehent, die werdent niemer eltlîcher, die in in himelrîch sehent in sînen freuden und in sînen êren. Uf ertrîche sehen wir in alle tage in sînem gewalte. Dehein irdenischer muot noch irdenisch lîp möhte daz nit erlîden, daz in dehein irdenisch ouge iemer an gesehen möhte in sînen freuden und in sînen êren, als ez zuo himelrîche ist etc.

Viertes Kapitel.

Die Zeit des Meistergesangs oder der bürgerlichen Dichtung.

(14. und 15. Jahrhundert.)

§ 33.

Allgemeines.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts fing der poetische Aufschwung der Ritterzeit zu schwinden an. Die nun auftretenden Habsburgischen und Luxemburgischen Kaiser zeigten sich für Poesie wenig empfänglich und ließen die sich etwa noch findenden Sänger ohne Schutz und Lohn; statt ihrer kamen allmälig die Hofnarren in Gunst. Die Ritter ihrerseits, bisher die Träger der Bildung, entarteten unter der Herrschaft des Faustrechts zu rohen wegelagernden Raubrittern. Die Geistlichkeit versank in Zuchtlosigkeit, die Kirche spaltete sich, so daß auch die religiösen Motive der Poesie verloren gingen. Der Geist der ganzen Zeit nahm eine Richtung auf das unmittelbar Praktische, der Bürgerstand bildete sich aus, und unter seinem Einfluß begann ein vorzugsweise auf Aeußeres gerichteter, handwerksmäßiger Betrieb der Poesie („Meistergesang"). Die Dichtung des 14. und 15. Jahrhunderts charakterisirt sich innerlich durch Mangel an Phantasie und Vorliebe für Derbes, Plumpes, Gemeines; äußerlich durch Verlust des Bewußtseins über wirksame Formen. Die Versmessung verlor sich zur bloßen Silbenzälung und klappernden Reimerei („Knittelverse"). Von diesem Verfall macht nur das lyrische Volkslied eine Ausnahme, welches seine Entstehung freieren Kreisen des Volkes verdankte. Die literarischen Haupterscheinungen aus dieser Zeit sind: Der Meistergesang, das Volkslied, die Volksbücher, die Satyre, die Fastnachtspiele.

Anmerkung. Die eben genannten literarischen Erscheinungen haben das Eigentümliche, daß sie zwar sämmtlich noch während des Mittelalters entstehen, auch wesentlich in spät-mittelalterlichen Vorstellungen wurzeln, aber doch sich bis tief in's 16. Jahrhundert hineinziehen und zum Teil erst in ihm zu voller Blüte gelangen, so daß wir häufig der Zeit nach werden in dieses hinübergreifen müssen. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters sind eben eine Zeit der Auflösung; aber inmitten dieser sind die Spuren neuen Lebens doch bereits

allzukenntlich, als daß man die dahin gehörigen Erzeugnisse ihm nicht wesentlich zuzählen dürfte, zumal dieselben meistens mit der Haupttendenz des nächsten Jahrhunderts, der reformatorischen, ganz und gar nichts gemein haben.

§ 34.

Der Meistergesang.

1. Einzelne Dichter höheren Standes suchten die frühere Minnepoesie noch eine Zeit lang aufrecht zu erhalten, im Allgemeinen erlosch aber die Neigung dafür und hörte im 15. Jahrh. gänzlich auf. An ihre Stelle trat der Meistergesang, eine dem späteren Mittelalter eigentümliche Lyrik, deren Charakter bereits in der allgemeinen Uebersicht angedeutet wurde. Derselbe erwuchs aus der höfischen Minnepoesie sehr allmälig, so daß sich zwischen beiden eine scharfe Grenze gar nicht ziehen läßt, weder zeitlich, noch sachlich, noch persönlich. So z. B. wird Heinrich von Meißen, genannt „Frauenlob" (gest. 1318), gewönlich noch als Minnesänger betrachtet, während seine Dichtungen ihn eher zu den Meistersängern stellen, als deren Stifter er auch vielfach genannt wurde. In Wahrheit ist der Meistergesang ein Kind des aufblühenden Städtelebens, gleichsam der aus den Burgen herabgestiegene Minnegesang.

2. Die erste förmliche Schule der Meistersänger scheint zu Anfang des 14. Jahrh. zu Mainz gestiftet zu sein. Im Verlauf dieses Jahrhunderts blüte der Meistergesang dann hier, ferner in Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg; im 15. und 16. Jahrh. verbreitete er sich über das ganze Reich, und wir finden ihn alsdann besonders zu Nürnberg, welches zu Luther's Zeit über 250 Meistersänger besaß; in Augsburg, Regensburg, Ulm, ja selbst in den damals noch halbslavischen Städten Prag, Görlitz, Breslau, Danzig. Die Dichter waren meistens ehrsame Handwerker, welche erst nach regelrechtem, jedoch unentgeltlich erteiltem Unterricht eines Meisters und nach feierlicher Prüfung in die Zahl der Meistersänger aufgenommen wurden. Eine förmliche Zunft übrigens, wie früher vielfach geglaubt wurde, bildeten dieselben nicht, sie nannten sich auch nur mit einem, dies freiere Verhältniß andeutenden Namen: „Liebhaber des deutschen Meistergesangs". Die bekanntesten Meistersänger sind Hans Rosenblüt, Hans Folz und besonders Hans Sachs (Schumacher zu Nürnberg, gest. 1576 daselbst, 82 Jahr alt).

3. Der Inbegriff der Regeln des Meistergesangs hieß die Tabulatur. Die ausgehängte Schultafel galt als Zeichen, daß Sonntag Nachmittags nach dem Gottesdienste „Schule gesungen" werden solle auf dem Rathause oder in der Kirche. Der Vorstand hieß das Gemerk; es bestand aus dem Büchsenmeister (Kassirer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker), Kronmeister (Preisspender). Ein Gesang hieß Bar, die Versart (das Metrum) Gebäude, die Melodie Ton oder Weise, und es gab deren außerordentlich viele, fast alle mit wunderlichen Namen, wie Schwarztintenweis, Gelbveieleinweis, Rosmarinweis, Fettedachsweis, kurze Affenweis, Affeneselweis, geblümte Paradiesweis, hohe Firmamentweis, der kurze, schwarze, zarte, überzarte Ton 2c. 2c. Wer gemäß der Tabulatur einen Gesang gemacht oder gar ein

Gebäude, einen Ton erfunden hatte, hieß Meister des Gesangs, nachdem er die niederen Grade als Schüler, Schulfreund, Singer und Dichter durchgemacht hatte. Es gab verpönte Hauptfehler: gegen Reinheit der Sprache, Reinheit des Gebäudes und Reinheit der Gesinnung; wer diese beging, hatte sich „versungen" und wurde von den Merkern gestraft. Vgl. Jak. Grimm: „Ueber den deutschen Meistergesang" (1811). Den Meistersängern in ihrer Dichtweise ähnlich, aber von ihnen verachtet waren die Wappendichter und Spruchsprecher (Improvisatoren), welche sich für ihr Gewerbe bezahlen ließen.

Anmerkung. Schon im 13. Jahrhundert unterschied man die ritterlichen Sänger, die Herren, von den bürgerlichen, den Meistern, ohne übrigens dabei irgend einen Unterschied im Charakter der Dichtungen andeuten zu wollen, welcher auch in der Tat nicht vorhanden war. So z. B. wird Gottfried überall Meister genannt und die Bezeichnung „von Straßburg" deutet nur auf die Herkunft. Später floß der Stand des Dichters mit dem Charakter der Dichtung in einen bestimmten Begriff zusammen. – Am lebendigsten war der Meistergesang im 16. Jahrh., bis in's 17. erhielten sich die Schulen des Meistergesanges in Ansehen, wenn gleich sie ohne allen Einfluß auf die Literatur blieben. Die letzten Spuren davon finden sich in Nürnberg (1770) und Ulm (1839).

§ 35.

Das Volkslied.

1. Sehr Erfreuliches bietet das ausgehende Mittelalter in dem lyrischen Volksliede, welches sich in den untern, von der Kunstdichtung unberührt gebliebenen Ständen entwickelte, deren Leben ein einfach natürliches, in vielen Verhältnissen sogar echt poetisches war. Jäger, Hirten, Landleute, Gesellen, Landsknechte, Studenten haben diese Lieder gedichtet, nicht als Dichter im engeren Sinne des Wortes, sondern nur in dem Augenblick zu Dichtern werdend, wo sie, mitten im handelnden Leben, durch ein das Gemüt ergreifendes Erlebniß angeregt und gleichsam gezwungen wurden, ihre Stimmung im Gesange auszuströmen. Und dieses Ausströmen geschah kunstlos naiv, daher rasch und bewegt, gleichsam stoßweise, unbekümmert um den Zusammenhang der Darstellung; in einer für den ersten Moment oft überraschenden Haltung, welche Goethe den „kecken Wurf" des Volksliedes genannt hat. Die Erlebnisse selbst sind nicht die eigentümlich interessanten einer innerlich hoch entwickelten Persönlichkeit, sondern einfache, allgemein menschliche, die in den betreffenden Verhältnissen immer wiederkehren und bei Allen dieselbe Stimmung erzeugen.

2. Da hienach die Verfasser jener Lieder, ähnlich wie bei den alten epischen Volksgesängen, nur die Vertreter einer größeren Gesammtheit sind und nur das aussprechen und aussprechen wollen, was Tausende ebenso schon gefühlt haben und noch fühlen; so kommt es häufig vor, daß ein Anderer da fortfährt, wo der Erste aufhört, daß dasselbe Lied unter etwas anderen Verhältnissen, in anderer Gegend, in anderem Munde eine von der ursprünglichen etwas verschiedene Fassung annimmt. So erklärt sich der Umstand, daß von vielen dieser Lieder fünf, sechs und mehr Lesarten existiren, ohne daß je ermittelt werden kann, welches die echte sei und daß fast bei allen Volksliedern die Verfasser völlig unbekannt bleiben.

3. Beispiele solcher alter Volkslieder sind: In dulci jubilo, nun singet und seid froh. So viel Stern am Himmel stehn. Morgen muß ich fort von hier. Es stehen drei Stern am Himmel. Es steht ein Baum im Odenwald. Zu Straßburg auf der Schanz. Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus. Wenn ich ein Vöglein wär. Insbruck ich muß dich lassen. Dazu zahlreiche Weinlieder (Weingrüße, Weinsegen). Sehr beachtungswert als Zeugnisse echt nationalen Lebens sind die historischen Volkslieder, z. B. das auf die Murtener Schlacht von Veit Weber.

Anmerkung. Als Sammler und Herausgeber alter Volkslieder sind vor Allen zu nennen: Herder: „Stimmen der Völker in Liedern" (1778), welcher zuerst auf den Wert dieser poetischen Gattung aufmerksam machte; sodann für das Gebiet des deutschen Volksliedes ausschließlich: Achim von Arnim und Clemens Brentano: „Des Knaben Wunderhorn" (1806); endlich Uhland: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844).

§ 36.

Volksbücher.

Während des 14. Jahrh. erlosch allmälig das Interesse an dem Epos, gleichviel ob dasselbe der volkstümlichen oder der höfischen Dichtung angehörte. An die Stelle desselben treten Prosageschichten, meist in volkstümlicher Haltung. Einige derselben entnehmen ihren Inhalt der alten Nationalsage, andere den fremden Sagenkreisen, noch andere behandeln neuere Stoffe.

1. In Bezug auf die alten Nationalsagen begnügte man sich mit Sammlung und Bearbeitung älterer Erzeugnisse. Die Leere des Inhalts wird vergebens durch äußeren Schmuck zu verhüllen gesucht. Die berühmteste dieser Sammlungen führt den Namen „das Heldenbuch" (um 1490). Die Gestalten der großen Nationalhelden Dietrich und Siegfried werden immer roher und verblassen endlich ganz neben denen untergeordneter, am liebsten komischer Persönlichkeiten, z. B. des „Mönches Ilsan". Allmälig vergaß man die nationalen Sagen in ihrem Zusammenhange völlig, und nur die Geschichte „vom hürnin Siegfried" und die „vom Herzog Ernst" gingen in die Volksbücher über.

2. Unter den fremden Sagenstoffen ist sowol der antike wie der britische, besonders reich aber der fränkische vertreten. Die berühmtesten dieser Geschichten sind „Fierabras", „Fortunatus", „Genoveva", „Griseldis", „Melusine", „Magelone", „die vier Haimonskinder", „der Kaiser Oktavianus", „die sieben weisen Meister"; letztere Erzählung von sehr altem, warscheinlich orientalischem Ursprung. Die britischen Stoffe von Artus und dem Gral wurden roh zusammengestellt in dem „Buch der Abenteuer" (um 1478, von einem Münchener Maler).

3. Die neueren Stoffe der damaligen Zeit sind größtenteils komischer Natur, z. B. „der Pfaffe vom Kalenberg" (Urbild zu Bürger's „Kaiser und Abt"), „Till Eulenspiegel" (zu Ende des 15. Jahrh. zum ersten Male gedruckt), „die Schildbürger" oder „das Lalenbuch", „der Finkenritter" (Urbild des „Münchhausen"), „der Grobianus" u. a. Aber

auch drei ernste, tiefsinnige Sagenstoffe bilden sich um diese Zeit: „Doktor Faust", „der ewige Jude", „Don Juan", die letztgenannte Sage jedoch mehr den romanischen Völkern angehörig.

Anmerkung. Die beste Sammlung und Bearbeitung der Volksbücher für heutige und insbesondere jugendliche Leser ist von Gustav Schwab herausgegeben worden unter dem Titel „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" (1837).

§ 37.

Didaktische, allegorische, satirische Dichtung.

Die rein didaktische Dichtung der früheren Zeit nimmt beim Ausgang des Mittelalters eine Wendung teils zur Allegorie, teils zur Satire, und deutlich läßt sich dabei eine mehr volkstümliche und eine mehr kunstmäßige und gelehrte Behandlung unterscheiden.

1. Die volkstümliche Seite dieser Dichtungen liegt zunächst in den zahlreichen Reimsprüchen jener Zeit, von denen namentlich die Priameln (von praeambulum, Vorspiel) eine sehr beliebte Gattung gewesen sein müssen. Dieselben enthalten zunächst eine Menge Vordersätze, gewönlich von etwas wunderlichem und humoristischem Inhalt, welche zuletzt ein erklärender Nachsatz unter einen moralischen oder lebensklugen Gesichtspunkt zusammenfaßt. Dazu kommen eine Menge Schwänke, zum Teil solche, die in Volksbücher übergehen und schon unter diesen erwähnt sind, z. B. die vom Eulenspiegel.

2. Um die Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts wird auch die alte Tiersage im „Reinecke Fuchs" zum Abschluß gebracht, worin sich alt-volkstümliche und didaktisch-satirische Elemente durchdringen. Die nächste Zeit bis tief in's 16. Jahrhundert hinein behält eine Vorliebe für die nunmehr diesem Stoffe ganz nahgerückte Tierfabel und möge deshalb gleich hier miterwähnt werden. Es erschien 1534 das Buch der Tugend und Weisheit von Erasmus Alberus, mit 49 meist äsopischen Fabeln, dann 1548 der Esopus von Burkard Waldis, welcher außer Fabeln auch Volksschwänke und selbsterlebte Anekdoten enthält; endlich 1595 der Froschmeuseler von Georg Rollenhagen, eine Wiederbelebung des uralten Stoffes vom Kampfe des Froschkönigs Pausback und des Mäuseprinzen Bröselbieb.

3. Die rein kunstmäßige Behandlung der didaktisch-satirischen Dichtung wird zunächst vertreten durch ein seltsames allegorisches Gedicht: „Teuerdank" (um 1515), welches die Jugendschicksale des Kaisers Maximilian I. behandelt und unter dessen Leitung verfaßt worden ist. Die darin auftretenden Personen sind Teuerdank (Maximilian), Ehrenreich (Maria von Burgund), König Romrich (Karl der Kühne), Fürwittig (der Fürwitz der Jugend), Unfalo (die Unfälle des Lebens), Neidelhart (die heimlichen Feinde) 2c. Aehnlich verhält es sich mit dem später entstandenen, in Prosa geschriebenen „Weißkunig", welcher des Kaisers späteres Leben zum Inhalt hat. Sodann folgen drei bedeutende Satiriker, deren Dichtungen nach Sprache und Inhalt ebenfalls noch im Allgemeinen das Gepräge des ausgehenden Mittelalters tragen, jedoch schon durch ihre

polemisirende, unmittelbar in die Gegenwart eingreifende Tendenz den Uebergang in eine andere Zeit anbahnen. Es sind: Sebastian Brant (gest. 1521; Hauptwerk: „das Narrenschiff"), Thomas Murner (gest. um 1540; Hauptwerk: „die Narrenbeschwörung"), Johann Fischart (gest. um 1590; Hauptwerk: „Gargantua und Pantagruel", eine Nachbildung des gleichnamigen französischen Werkes von Rabelais).

Anmerkung. Die drei genannten Satiriker sind sämmtlich Elsasser (aus Straßburg, oder doch hauptsächlich dort lebend); unter ihnen ist Fischart der bedeutendste, aber gerade der am wenigsten gekannte. Von Vielen wird er als der größte deutsche Satiriker überhaupt betrachtet. Was in seinen satirischen Schriften besonders auffällt, sind die wunderlichen Wortbildungen, die oft von feinem Sprachgefühl zeugen, zuweilen aber auch wol bloße Spielereien sind. So z. B. lautet der vollständige Titel des oben erwähnten Werkes: „Affenteuerlich naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Taten und Raten der vor langen und je weilen vollenwolbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Nienenreich." Am populärsten ist sein Gedicht „das glückhaft Schiff" geworden, Erzälung eines bekannten Hergangs zur Verherrlichung des Bürgerstandes und der Städtebündnisse.

§ 38.

Anfänge des Dramas.

Geistliche Spiele oder Mysterien. Fastnachtsspiele.

1. Die dramatische Poesie hat bei den Deutschen wie bei den Griechen einen religiösen Ursprung. Die wesentlichen Bestandteile des Dramas: Handlung und Dialog, waren in dem katholischen Cultus bereits vorhanden (Messe, Prozessionen, Liturgie, Responsorien). Seit dem 12. Jahrhundert las man in der Kirche an den hohen Festzeiten des Jahres die betreffenden Evangelienabschnitte dem Volke zur Erbauung vor, und zwar die Reden mit verteilten Rollen. Dazu traten im 13. Jahrh. allmälig Erweiterungen des Textes, Einführung von Costümen, Hinzufügung einfacher Handlungen, und man dehnte das Verfahren auch auf andere Zeiten und andere Erzälungen des Evangeliums, selbst auf legendenartige Stoffe aus, so daß zuletzt daraus wirkliche dramatische Vorstellungen wurden, welche das Leben des Herrn dem Volke in sinnlicher Gestalt vor Augen führten. Die romanischen Völker nannten diese „Spiele" (Passions-, Oster-, Weinachts-, überhaupt geistliche Spiele) Mysterien, dies Wort entweder wirklich im Sinne von mystère oder verderbt aus ministerium, d. i. geistlicher Dienst.

2. Anfangs war die Sprache lateinisch gewesen und die ganze Sache ausschließlich von Priestern ausgeführt; später bediente man sich der deutschen Sprache und der Mithilfe von Laien; in den Städten, wo die vielfachen Genossenschaften leicht auch zu solchen Darstellungen bereit waren, wurden Rathäuser und Kirchen zu diesem Zweck eingeräumt und das geistliche Schauspiel nahm oft mehrere Tage in Anspruch. Im 15. Jahrhundert wurde es Sitte, in die geistlichen Spiele auch komische Personen einzuführen, z. B. den Teufel (die Person, die sich klug dünkt und doch immer betrogen wird), Judas Ischariot, die Wächter am Grabe Christi, die Salbenverkäufer ꝛc. Als die Spiele auf diese Weise aus-

arteten („Narrenfeste"), wurden sie aus der Kirche verdrängt und scheinen auch außerhalb derselben nur spärlich fortgelebt zu haben, einzelne Ueberreste derselben existiren jedoch noch heute in süddeutschen Gebirgsdörfern, z. B. ein berühmtes Passionsspiel in Ober-Ammergau.

3. Dagegen sonderte sich das dem Volke besonders zusagende komische Element nunmehr von dem geistlichen Stoffe ab und brachte seit dem 15. Jahrhundert die ersten rohen Anfänge des weltlichen Dramas hervor. Komische Vorfälle des täglichen Lebens, namentlich Streitscenen in der Familie, auf der Straße, dem Jahrmarkt, vor Gericht, boten den Stoff; die Aufführungen gingen auf freien Plätzen, in Herbergen, öfters auch in Privathäusern vor sich; zum Teil schon von Gesellschaften, welche daraus ein Gewerbe machten. Die Vermummungen spielten dabei eine Hauptrolle, die Komik war durchweg plump, öfters gemein. Besonders beliebt waren diese Aufführungen zur Fastnachtzeit, daher ihr Name „Fastnachtspiele"; sie entsprechen den Carnevalsmaskeraden der romanischen Völker. Anfangs wurden diese Aufführungen aus dem Stegereife gespielt, solche, die besonders gefielen, pflanzten sich durch Ueberlieferung oder Aufzeichnung fort; seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts werden dergleichen Volksstücke bereits förmlich gedichtet, besonders von den Meistersängern, und unter ihnen die besten von Hans Sachs, wie denn überhaupt Nürnberg der Hauptsitz dieser Dichtungsart gewesen zu sein scheint.

Anmerkung. Ueber diese ersten Anfänge des deutschen Dramas vgl. Prutz: „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (1847). Das bekannteste Fastnachtsspiel von Hans Sachs ist „das Narrenschneiden", in welchem einem Kranken vom Arzte und dessen lustigen Diener (Hanswurst) die verschiedenen Narren, welche ihn quälen (Zorn, Hader, Faulheit ꝛc.) aus dem Leibe geschnitten werden.

§ 39.

Die deutsche Prosa des Mittelalters.

Deutsche Prosa, abgesehen von jenen althochdeutschen Uebersetzungen, findet sich in der Zeit des Mittelalters überhaupt nur spärlich, sie dient lediglich praktischen Bedürfnissen und ist in Bezug auf Satz- und Periodenbau noch sehr unvollkommen. Die wichtigsten Quellen derselben sind folgende:

1. **Predigten.** Die frühesten, welche auf uns gekommen, sind die des Franziskaners David von Augsburg, geb. um 1210, gest. 1271 als Lehrer der Theologie zu Augsburg; und des Berthold von Regensburg, geb. zu Winterthur, Schüler und Freund des Vorigen, gest. 1272. Beide in hohem Grade volkstümlich; der Letztere durchwandert Deutschland und sammelt wo er weilt, oft auf freiem Felde, ungeheure Schaaren von Zuhörern um sich; es war das erste Mal, daß der, bis dahin wesentlich symbolische, Gottesdienst dem eigentlichen Verständniß des Volkes sich näherte. Ihnen folgen dann im 14. Jahrh. die Predigten und Abhandlungen des Eckart, Suso, Tauler und (im 15. Jahrh.) Kaiserberg, über welche Namen zu vgl. § 40.

2. **Rechtsbücher.** Die ältesten und wichtigsten sind: der Sachsenspiegel, gesammelt zwischen 1215 und 1230 durch Eyke von Repgow, einem sächsischen Gerichtsschöffen, erst lateinisch verfaßt, dann von ihm selbst in's Deutsche übersetzt und mit einer Vorrede in Versen versehen (herausg. von Homeyer 1827); sodann der Schwabenspiegel, ein oberdeutsches, zwischen 1268 und 1282 von einem schwäbischen Mönch abgefaßtes Rechtsbuch (herausg. von Wackernagel 1840); ihnen reihen sich mannigfache Urkunden (Stadtrechte, Ordensstatuten ꝛc.) an, welche zwar lokal- und kulturhistorischen, aber nicht mehr eigentlich literarischen Wert besitzen.

3. **Chroniken.** Während die allgemeinere Geschichtsschreibung sich noch immer in der Form der alten Reimchroniken bewegt, oder wo sie ernstere Ziele sich steckt, in lateinischer Sprache auftritt, beginnt allmälig die Geschichte der Städte sich in heimisches Gewand zu kleiden. Die ältesten Beispiele sind die Limburger Chronik, von zweifelhaftem Verfasser bis 1399 geführt und alsdann von fremder Hand bis in's 17. Jahrh. fortgesetzt; die Straßburger Chronik, von Closener (Chorherr das., gest. 1384); die Elsasser Chronik des Jakob Twinger von Königshofen (1346—1420); die Breslauer Chronik des Peter Eschenloer (gest. 1481); die Chronik reicht von 1440 bis 1479, u. a. m.

Anmerkung. Eigentliche Unterhaltungslectüre tritt erst zum Schluß des Mittelalters in prosaischer Form ein und erzeugt jene Volksbücher, welche wir bereits (§ 36) erwähnt haben, weil sie nach Entstehungszeit und Inhalt allerdings noch in's Mittelalter gehören. Ihre bleibende Form aber erhalten sie wesentlich erst im 16. Jahrh., wo die gesammte Prosa, zum Teil in Folge des nunmehr herrschend gewordenen Interesses an praktischen Verhältnissen, einen sichtlichen Aufschwung nimmt und erst zur Selbständigkeit und Anerkennung heranreift.

§ 40.

Deutsche Kunst und Wissenschaft im Mittelalter.

1. In auffallendem Gegensatz zu dem Verfall der Literatur im 14. und 15. Jahrhundert entfaltet sich die bildende Kunst, namentlich die Architektur, zu hohem Glanze und zwar in der Form der Gothik, als welche dem Geiste des Christentums am besten entsprach, die übrigens keineswegs dem deutschen Volke ausschließlich angehört, sondern Gemeingut des christlichen Abendlandes ist. In Deutschland selbst sind die berühmtesten Bauten dieses Stils folgende: der Kölner Dom (1248 von unbekanntem Meister angefangen), das Straßburger Münster (begonnen um 1300 durch Erwin von Steinbach, bis zu seiner jetzigen Gestalt vollendet 1439), das Münster zu Freiburg im Breisgau, die Stephanskirche zu Wien, der Dom zu Ulm, die Kathedrale von Antwerpen, einer wenigstens damals noch völlig deutschen Stadt, u. a. Auch die meisten übrigen Künste, wie Skulptur, Malerei, Musik standen während des Mittelalters lediglich im Dienst der Kirche. Die Künstler setzten ihre Aufgabe nur darein, die Idee des Glaubens in einer sinnbildlichen (symbolischen) Form auszudrücken und der inneren Anschauung näher zu führen. Erst um die Grenzscheide des 15. und 16. Jahrh. erhebt die Malerei sich in Deutschland zu einer selbständigen Stellung und

es treten darin namentlich drei Meister in den Vordergrund: Albrecht Dürer (gest. 1548), Lukas Cranach (gest. 1553) und Hans Holbein (gest. 1554).

2. Nicht minder als die Kunst bewegt sich auch die Wissenschaft des Mittelalters streng innerhalb der Grenzen, welche ihr die Kirche vorschreibt. Völlig unentwickelt waren Mathematik und Naturwissenschaft; diese Richtung erschien dem Geiste des Mittelalters als etwas beinahe Grauenhaftes, sie galt als Zauberei oder doch ihr nahe verwandt. (Albertus Magnus. Paracelsus. Faust.) Besser stand es um die historischen Wissenschaften, doch trennt sich die Geschichtserzälung nur schwer von der erzälenden Dichtung; nachdem es endlich geschehen, bleibt sie lange Zeit bloße Chronik, d. h. dürre Aneinanderreihung der Tatsachen, ja die besten ihr angehörigen Werke sind lateinisch geschrieben (die Chroniken des Lambert von Aschaffenburg und Otto von Freisingen). Die Philosophie hat in ihren schüchternen Anfängen wärend des 13—15. Jahrhunderts nur das Streben, das, was die Kirche lehrt, dem Verständniß näher zu rücken, das Resultat selbst ist nirgends in Frage gestellt. Diese Philosophie fürt den Namen der scholastischen oder kurzweg der Scholastik; sie ist scharfsinnig, ja geistreich, öfters aber auch nur spitzfindig. Man unterscheidet in ihr zwei Richtungen: Realismus und Nominalismus; nach der ersteren waren die Ideen früher da als die Dinge, also real; nach der letzteren sind die Ideen nur aus den Dingen entnommen („abstrahirt"), mithin bloße Namen (nomina). Die Nominalisten, im früheren Mittelalter wenig zahlreich, sind die Vorläufer einer freieren Weltanschauung und erst von ihrem Standpunkte aus war die Rückkehr zu einer unbefangenen Auffassung der Natur möglich.

3. Gegenüber der dürren, rein auf dem Verstande ruhenden Scholastik erhob sich die Mystik, eine eigentümliche Art der Philosophie, welche wesentlich im Gemüte wurzelt und in Bezug auf die göttlichen Dinge auch wol „Theosophie" genannt wird. Sie vertritt gleichsam das volksmäßige Element in der Theologie des Mittelalters und kann somit in gewissem Sinne als eine Vorläuferin der Reformation betrachtet werden. Die Mystiker wirkten teils durch Predigten, teils durch Schriften, beides aber in deutscher Sprache, und bereicherten die letztere sehr wesentlich, indem sie dieselbe für den Ausdruck des Abstrakten fähig machten. Es können bereits jene früher (§ 39) genannten Predigermönche des 13. Jahrhunderts hierher gezählt werden. Als der eigentliche Begründer jedoch der deutschen Mystik gilt Heinrich Eckardt (gest. 1329). Die größte Höhe erreicht sie in seinen beiden Schülern: Heinrich Suso (gest. 1365 zu Ulm) und Johann Tauler (gest. 1361 zu Straßburg). Der Erstere ist der rechte Vertreter der frommen Milde und Zartheit der Mystiker; der Andere ist kräftiger, ein Mann Gottes nach Luther's Ausspruch. Der Letzte dieser älteren (mittelalterlichen) Mystiker ist Johann Gailer von Kaisersberg (gest. 1510 zu Straßburg), welcher durch die polemische Richtung seiner Predigten bereits die Reformation einleitet.

Anmerkung. In das ausgehende Mittelalter fällt auch die Gründung der frühesten deutschen Universitäten: Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386),

† Köln (1388), † Erfurt (1392), Würzburg (1403), Leipzig (1409), Rostock (1419), † Trier (1454), Greifswald und Freiburg im Breisgau (1456), Basel (1460), † Ingolstadt (1472), Tübingen und † Mainz (1477), † Wittenberg (1502), † Frankfurt a. d. O. (1506), Marburg (1527), Straßburg (1538) u. a. Die mit † bezeichneten sind in späterer Zeit aufgehoben oder verlegt worden, z. B. die von Wittenberg nach Halle, die von Frankfurt nach Breslau.

§ 41.

Einige Proben aus der Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts.

I. Sprüchwörter, Sprüche und Priameln.

Die von 1—17 stammen noch aus dem 14., die übrigen aus dem 15. Jahrhundert.

1.

Swer füchs mit füchsen vâhen wil,
der selb bedarf witzen vil.

2.

Wol im der freund hât: wê im der ir bedarf.

3.

Swen die chatz aus kumt, sô reichsent die mäus.

4.

So man den wolf nennet, sô er zu dreuget.

5.

Swer nicht gewâgen kan, der selb auch nie gewan.

6.

Es ist einem hund lait,
daz der ander in die kuchi gât.

7.

Herren huld en erbet nit.

8.

Blâsen und mêl an dem munt hân
daz mag nit wol bî einander gestân.

9.

Als man den hund henken wil, sô hât er leder gessen.

10.

Dô der tiufel nit hin mag, dô sent er sînen botten hin.

11.

Der lützel kan, der hât schier gesungen.

12.

„Daz mir, daz dir", sprach der hamer zuo dem ambôs.

13.

Uf vollem bûch stât gern froelich hôbt.

14.

Wer sich under die klîgen mischet, den essent die swîn.

15.

Er ist wîs und wol gelêrt,
der alle ding zuo dem besten kêrt.

16.

Minne ân triuwe
und bîhte ân riuwe
und fiur ân brend
die hân schier an end.

17.

Müesige hant
und schoenes gewant
und lîht gewunnen guot,
die driu ding mâchent
grôsen übermuot.

18.

Swig, lid und vertrag,
gelück komt allen tag.

19.

Die minne überwindet alle ding.
„Du liugest“ sprach der pfenning.

20.

Zer ich, so verderb ich;
spar ich, so sterb ich:
noch ist waeger, ich zer und verderb,
wenn daz ich spar und sterb.

21.

Wem glück und saeld hie ist beschert,
der ist daheime wo er fährt.
will aber glück nicht zu dem mann,
so hilfet ihm nichts was er kann.
und doch niemand geleben mag
dreizig jahr und einen tag,
ihm gebreche leibs oder guts
und auch dazu weisheit und muths.
wir streben auf erden nach nichts so sehr
als nach gut, hoffart und ehr;
und so wir das denn alles erwerben,
so legen wir uns nieder und sterben.

22.

Wenn man einen einfältigen betreugt,
und auf einen frommen leugt,
und feindschaft zwischen ehleuten macht:
der dreyer arbeit der teufel lacht.

23.

Wer einen raben will baden weisz
und darauf legt sein ganzen fleisz,
und an der sonne schnee will dörrn,
und allen wind in ein truchen sperrn,
und ungelück will tragen feil,

und narren binden an ein seil,
und einen kahlen will beschern:
der thut auch unnütz arbeit gern.

24.

In dem haus frolich und tugentlich,
uff der gassen ersam und zuchtigklich,
in der kirchen diemutiglich und innigklich,
uff dem velt menlich und sinnigklich,
an allen enden fromm und ernveste,
allezeit gotzforchtig: das ist das beste.

II. Aussprüche der Mystiker.

1. Meister Eghart sprach: vnt wem in einem anders ist denne in dem andern, vnt dem got lieber ist in eime denne in dem andern, der mensche ist grobe vnt noch verre vnt ein kint. aber dem got gelich ist in allen, der ist ce man worden.

2. Bischof Albrecht sprichet: als dik so der mensch sinen muotwillen brichet ioch an kleinen dingen, als dik wirt sin sele sibenstund schoener denne diu sunne.

3. Nu hab ouch diniu ougen uf und luog war du hoerest. Du hoerest in daz vaterland des himelschen paradyses. Du bist hie ein frömde gast. ein ellende bilgri. Vnd darumbe alz ein bilgri ilet wider hin in sin heimuot da sin di geminten lieben friund wartend vnd mit grossem iamer beitend also sol din ilen sin hin in daz vaterland. Eya da man dich so gern sehe.

Heinrich Suso.

4. Alles leiden wenden tuet
Wer ewigkeit treget in sinem muet;
Eya, bis frisch und unverzagt,
Nye waicher muet kein eer bejagt.

Heinrich Suso.

Ich stirb und wais nit wan,
ich far und wais nit wa hin,
mich nempt wunder das ich frölich bin.

Heinrich Bebel in Tübingen.
(gest. 1497.)

Wem zeit ist wie ewigkeit
und ewigkeit wie zeit:
Der ist befreit
von allem streit.

Jakob Böhme.
(gest. 1624.)

III. Aus Sebastian Brant's Narrenschiff. (1494.)

Ueber Kinderzucht.

Wer synen kynden übersicht
Irn muotwill, vnd sie straffet nicht
Dem selb zuo letzst vil leydes geschicht. —
Der ist jn narrheyt gantz erblyndt
Der nit mag acht han das syn kyndt
Mit züchten werden vnderwiszt
Vnd er sich sunders dar vff flyszt
Das er sie losz jrr gon on straff
Glich wie on hyrten gönt die schaff
Vnd jn all muotwill übersicht,
Vnd meynt sie dörffen stroffens nicht,
Sie sygen noch nit by den joren
Das sie behalten jn den oren
Was man jn sag, sy stroff vnd ler.
O grosser dor, merck zuo vnd hör.
Die jugent ist zuo bhaltten gering
Sie mercket wol vff alle ding,
Was man jn nüwe häfen schitt
Den selben gschmack verlont sie nitt.
Ein junger zwyg sich biegen lat,
Wann man eyn altten vnderstat
Zuo biegen, so knelt er entzwey.
Zymlich stroff bringt kein sörglich gschrey
Die ruot der zücht vertribt on schmertz
Die narrheyt vsz des kyndes hertz.
On straffung selten yemans lert,
Als übel wechszt das man nit wert.
Hely was reht vnd lebt on sünd
Aber das er nit strofft syn kynd
Des strofft jn gott, das er mitt klag
Starb vnd syn suen vff einen tag.
Das man die kynd nit ziehen will
Des fyndt man Cathelynen vil;
Es stünd yetz vmb die kynd vil basz
Geb man schuolmeister jnn, als was
Phenix, den Peleus synem suon
Achilli suocht, vnd zuo wolt duon.
Philippus durch suocht kriechen landt
Bisz er sym suon eyn meister fandt,
Dem grösten künnig jn der welt
Wart Aristoteles zuo geselt,
Der selb Platonem hort lang jor
Vnd Plato Socratem dar vor.
Aber die vätter vnser zytt
Dar vmb das sie verblent der gyt

Nemen sie vff söllich meister nuon
Der jn zuom narren macht eyn suon
Vnd schickt jn wider heym zuo husz
Halb narrechter dann er kam drusz.
Des ist zuo wundern nit dar an
Das narren narrecht kynder han.

IV. Bibelübersetzungen.

Aus Apostelgeschichte Cap. IX.

Anton Koburger.
(1483.)

Saulus. der donoch lebet der droungen. vnd der schlahung in dy iunger des herren. der genahet sich zu den fürsten der priester. vnd hyesch von im dy brief zu den synagogen in damascum. welch er fünde des wegs. mann oder weyb. das er sie fürt geuangen in iherusalem. Vnd do er gieng den weg. es geschah das er genahet zu damasco. vnd ein liecht vmbleuchtet in gehling vom hymel. er viel nieder auff die erd. vnd hört ein stymm. sagend zu im. Saule. saule warumb durchechst mich. Er sprach. O Herr. wer bistu. Er sprach. Ich bin ihesus von nazareth. den du durchechtest. Schwer ist dir zu streyten wider dy anfechtung des fleyschs. Vnd erschrocken vnd bidempt sprach er. Herr was willt das ich thu. Vnd er sprach zu im. Stee auff vnd gee in dy stat vnd do wird dir gesaget. was dir gezymbt zethun.

Martin Luther.
(Wittenberger Ausgabe von 1522.)

SAulus aber schnaubete noch mit drewen und morden, wider die Jünger des HERRN. Vnd gieng zum Hohenpriester, vnd bat jn vmb Brieue gen Damascon, Auff das, so er etliche dieses weges fünde, Menner vnd Weiber, er sie gebunden fürete gen Jerusalem. Vnd da er auff dem wege war, vnd nahe bey Damascon kam, vmbleuchtet jn plötzlich ein Liecht vom Himel, vnd fiel auff die Erden, Vnd höret eine stimme die sprach zu jm, Saul, Saul, was verfolgestu mich? Er aber sprach, HERR, Wer bistu? Der HERr sprach, Ich bin Jhesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden wider den Stachel lecken. Vnd er sprach mit zittern und zagen, HErr, Was wiltu das ich thun soll? Der HErr sprach zu jm, Stehe auff, vnd gehe in die Stadt, da wird man dir sagen, was du thun solt.

Aus Hiob. Cap. XXXVIII.

Otmar.
(1507.)

Aber der herre antwurt job von dem windtspreuel und sprach. Wer ist der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo warest du, do ich setzet die grundtfeste der erde. Zayge mir, ob du habst die

Luther.
(1541.)

Und der Herr antwortete Hiob aus einem wetter und sprach. Wer ist der, der so felet in der weisheit und redet so mit unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo warestu, da ich die Erden gründet? Sage mirs, bistu so klug. Weissestu, wer

vernunft. Wer satzt ir maszs, ob du es erkantest oder wer strecket über sy die linien, auff die ire grundtfesten seind gesterket. Oder wer leget iren winkelstain. Do mich lobeten die mörgenlichen steren mit einander und jubilierten alle süne gottes. Wer beschloss das möre mit den thüren. do es fürbrache etc.

jr das Masz gesetzt? Oder wer über sie ein Richtschnur gezogen hat? Oder worauff stehn ire Füsse versencket? Oder wer hat jr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne mit einander lobeten, vnd jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach etc.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit der religiösen Kämpfe.

(16. und 17. Jahrhundert.)

§ 42.

Allgemeines.

Wiederaufleben der altklassischen Literatur. Die Humanisten.

1. Wenn es überhaupt zuläßig ist, in der Geschichte scharfe Einschnitte für die Perioden derselben zu machen, so verdient die Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts in hervorragendem Grade als ein solcher zu dienen. Die Zeit von hier bis zum Beginn der französischen Revolution wird gewönlich die neue genannt, besser und genauer kennzeichnet man sie einerseits als das Zeitalter der Begründung souveräner Fürstenmacht, andererseits als das der kirchlichen Kämpfe; die Auflösung der alten Lehnsverfassung geht mit dem Verfall der Hierarchie Hand in Hand. Aber selbst äußerlich wird die Grenze des Mittelalters durch eine Menge bedeutender Ereignisse bezeichnet. Zunächst nämlich fallen um diese Zeit drei der folgenreichsten Erfindungen: der Kompaß, das Schießpulver, die Buchdruckerei; außerdem aber treten drei großartige Weltbegebenheiten in rascher Folge nach einander ein: die Auflösung des byzantinischen Kaisertums (1453), die Entdeckung Amerika's (1492), der Beginn der Reformation (1517). Dieses letztere Ereigniß insbesondere ist für die deutsche Cultur- und Literaturgeschichte von den eingreifendsten Folgen.

2. Als Vorläuferin dieses großen Ereignisses ist das Wiederaufleben der Kunde von der altklassischen Literatur gegen Ende des 15. Jahrhunderts (die „Renaissance“) zu betrachten. Es war dasselbe zunächst eine Folge der Eroberung Constantinopels, indem die von dort vertriebenen Gelehrten sich größtenteils nach Italien flüchteten und dorthin ihre Studien verpflanzten. Von Italien verbreiteten sich dieselben allmälig über ganz Europa, und es erwachte eine solche Begeisterung für die Kunst und Wissenschaft des griechisch-römischen Heidentums, daß dadurch die bisherige

religiöse und philosophische Weltanschauung im Allgemeinen untergraben, bei Vielen gänzlich vernichtet wurde. Bald traten allenthalben zwei Parteien einander feindlich gegenüber: die für die neue Wissenschaft kämpfenden „Humanisten" und ihre für die Bewarung des Alten eifernden und als „Obscuranten" (Dunkelmänner) gebrandmarkten Gegner mit dem Dominikaner-Orden an ihrer Spitze. Die Humanisten aller Länder standen ohne Rücksicht auf Geburt oder Vaterland mit einander im innigsten Verbande.

3. In Deutschland sind die berühmtesten Humanisten: Johann Reuchlin (gest. 1522), Erasmus von Rotterdam (gest. 1536) und Ulrich von Hutten (gest. 1523). Die Sprache, in welcher diese Männer schrieben und unter einander verkehrten, war die lateinische, vgl. z. B. die vielgenannten Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner); doch macht Hutten wenigstens in seinen späteren Schriften bereits von der deutschen Gebrauch, z. B. in der berühmten „Klag' und Vermanung wider die Gewalt des Papstes." Ueberhaupt waltet ein gewisser Unterschied zwischen Deutschland und den übrigen Ländern darin ob, daß in Italien, Frankreich, England die hochgestellten Gelehrten die neue Weisheit als ein Sondergut ihres Standes betrachteten, während sie in Deutschland, wo der Bürgerstand damals im Hauptbesitz der Bildung war, in den Kern des Volkes eindrang und bald aus der Gelehrtenstube ins Leben überging. Die Folge davon war eben die Reformation.

Anmerkung. Die für deutsche Literatur- und Culturgeschichte interessanteste Persönlichkeit unter den Humanisten ist Hutten. Seine Schriften herausgegeben von Münch, 5 Bde., 1821—1825; von Böcking, 5 Bde., Leipzig, 1859—62. Sein Leben von Wagenseil, 1823; von D. Strauß, 3 Bde., Leipzig, 1858.

§ 43.

Martin Luther.

Das protestantische Kirchenlied.

1. Die Gestalt, welche in diesem Zeitalter uns vor Allem entgegentritt, ist **Martin Luther** (1483—1546). Selbst wenn er nicht Reformator der Kirche gewesen wäre, müßte er als Reformator der Sprache und als ein bedeutender deutscher Schriftsteller eine wichtige Stelle in der deutschen Culturgeschichte einnehmen. Seine Schriften nämlich und besonders seine Bibelübersetzung bilden, wie bereits früher gezeigt wurde (§ 6), die eigentliche literarische Grundlage für unsere jetzige neuhochdeutsche Sprache, außerdem aber sind seine Kirchenlieder Zeugnisse eines kräftigen Dichtergeistes und einer großartigen, geistig bewegten Zeit. Das protestantische Kirchenlied, welches mit ihnen und durch sie beginnt, ist überdies — die noch fortdauernde Entstehung von Volksliedern abgerechnet — fast das einzige bedeutende poetische Erzeugniß während des ganzen nunmehr beginnenden Zeitraums und in gewisser Hinsicht eine völlig neue Gattung, die übrigens auch innerlich am nächsten sich an das Volkslied anschließt, ja das Kirchenlied kann selber als ein Volkslied im höheren Sinne, als ein „heiliges Volkslied" betrachtet werden. Unter Luther's

eigenen Liedern sind besonders wirksam geworden: „Eine feste Burg ist unser Gott". „Es woll' uns Gott genädig sein". „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir". „Vom Himmel hoch, da komm' ich her". „Wir glauben All' an Einen Gott".

2. Von den übrigen Kirchenliederdichtern des 16. Jahrhunderts sind die bedeutendsten Paul Speratus, gest. 1524 („Es ist das Heil uns kommen her"), Nicolaus Decius, gest. 1541 („Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." „O Lamm Gottes unschuldig") und Paul Eberus, gest. 1569, der Schüler und Freund Melanchthon's (Wenn wir in höchsten Nöten sein"). Wie tief die Nation von dieser neuen Gattung der Poesie bewegt war, beweist schon der Umstand, daß selbst Fürsten tätigen Anteil daran nahmen. So z. B. Joh. Friedr. v. Sachsen, gest. 1554 („Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch") und der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, gest. 1557 („Was mein Gott will, gescheh' allzeit").

3. Weniger kräftig, aber in der Form vollendeter sind die Kirchenlieder des 17. Jahrhunderts, und unter ihnen nehmen die von Paul Gerhard (1603—1676) den ersten Rang ein, ja sie können als der eigentlich klassische Ausdruck der ganzen Gattung betrachtet werden. (Beisp. „Befiehl Du Deine Wege". „O Haupt voll Blut und Wunden". „Ich singe Dir mit Herz und Mund". „Nun ruhen alle Wälder"). Ihnen schließen sich würdig an: Paul Fleming, gest. 1640 („In allen meinen Taten"); Simon Dach, gest. 1659 („Ich bin ja Herr in Deiner Macht"); Johannes Heermann, gest. 1647 („O Gott, Du frommer Gott"); Johannes Rist, gest. 1667 („Auf, auf, ihr Reichsgenossen"); Georg Neumark („Wer nur den lieben Gott läßt walten); Joachim Neander („Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren"); Martin Rinkardt („Nun danket Alle Gott"); Samuel Rodigast („Was Gott tut, das ist wolgetan"); Luise Henriette von Brandenburg („Jesus meine Zuversicht").

Anmerkung. Unter den durch die Reformation hervorgerufenen religiösen Schriften in prosaischer Form zeichnet sich vor allen aus Johann Arndt's (gest. 1621 als Generalsuperintendent zu Celle) glaubensfreudiges Buch „Vom wahren Christentum" (1605—10), welches noch bis tief in's 18. Jahrhundert eine Art Volksbuch geblieben ist.

§ 44.

Die Stille in der deutschen Literatur am Ausgang des 16. Jahrh. Verfall der Sprache. Sprachgesellschaften.

1. Die Zeit von Luther's Auftreten an (1519) bis zum Schluß des Jahrhunderts bringt keine wesentlich neue Erscheinung in der Literatur mehr hervor, sondern führt lediglich die älteren (Volkslieder, Volksbücher, Fabeln) zu festerer Gestaltung und allmäligem Ende. Gegen die Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts wird es auffallend still in der deutschen Literatur; nur die einsame Gestalt Jakob Böhme's (1575—1624), eines tiefsinnigen Mystikers, ragt noch aus dieser hervor. Derselbe war

der Sohn eines Bauern zu Alt-Seidenberg bei Görlitz und starb in letzterem Orte als Schumacher. Auf eine nähere Erörterung des Inhalts seiner Schriften: „Morgenröte im Aufgang", „die Gnadenwahl", „Theosophische Sendbriefe" u. a., deren Inhalt auf ein „trunkenes Gottschauen" hinauslauft, kann natürlich hier nicht eingegangen werden, wohl aber müssen wir auf die große Verschiedenheit in der Beurteilung dieses Mannes hindeuten. Bei seinen Lebzeiten teils vernachlässigt, teils verfolgt, galt er auch später noch den Meisten als ein halbwahnsinniger Träumer, doch ward er bereits im Ausland mit Achtung genannt und als „der deutsche Philosoph" bezeichnet. An stillen Anhängern hatte es ihm niemals gefehlt, seit dem 18. Jahrhundert ward man aber auch in weitern Kreisen auf ihm achtsam; Lichtenberg nennt ihn den größten deutschen Schriftsteller und vollends die Romantiker (Novalis, Tieck, die beiden Schlegel) trieben die Verehrung für ihn zu einer Art von Cultus. Vgl. M. Carrière: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", S. 609 ff.

2. Im Allgemeinen wenden die Gemüter sich mehr und mehr den praktischen Verhältnissen zu, welche besonders auf kirchlichem Gebiet sich verwirren und endlich zu der Katastrophe hindrängen, welche im 17. Jahrhundert dreißig Jahre hindurch nicht blos Deutschlands Felder verwüstete und seine Menschen dahinraffte, sondern auch dem deutschen Geiste in Kunst und Wissenschaft die tiefsten Wunden schlug. Die Herrschaft des Auslands war in jener Zeit so überwiegend, daß selbst die deutsche Sprache nur mühsam sich behaupten konnte. Wer damals mit Poesie sich beschäftigte, tat es in lateinischer Sprache; unter einem deutschen Poeten verstand man einen bettelhaften Gratulanten, deutsche Gedichte erzälenden Inhalts hatten ungefär dieselbe Stellung wie jetzt Bänkelsängerreime und Jahrmarktslieder. Die ältere deutsche Poesie war nicht blos unbekannt an sich, sondern auch ihrem Dasein überhaupt nach völlig vergessen.

3. Wahrscheinlich war es das instinktartige Bewußtsein dieser dem deutschen Volkstum drohenden Gefahr, welches zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Bildung von „Sprachgesellschaften" veranlaßte, d. i. Vereinen, welche für die Aufrechthaltung und Reinheit der deutschen Sprache sorgen sollten. Das nächste Vorbild derselben waren die französischen und besonders die italienischen Akademien, von welchen letzteren wiederum die academia della crusca (Kleie) zu Florenz die berühmteste war. — Die bedeutendste der in Deutschland gestifteten Gesellschaften ist die „fruchtbringende" oder „der Palmenorden", gestiftet 1617 zu Weimar durch mehrere sächsische Fürsten und Edelleute, wie denn auch nur hochgeborene oder hochgelahrte Männer in sie aufgenommen wurden; sie bestand bis 1680. Nächst ihr zu erwähnen ist die „deutschgesinnte Genossenschaft", gestiftet 1643 durch Philipp von Zesen zu Hamburg, welche sich besonders die Sorge für Sprachreinigung angelegen sein ließ, aber wegen ihrer Uebertreibungen und Mißgriffe nicht den rechten Erfolg erntete. Am längsten hielt sich der „gekrönte Blumenorden" oder „die Gesellschaft der Pegnitzschäfer" zu Nürnberg, gestiftet von Harsdörffer; er besteht, natürlich schon längst nur noch als bedeutungsloser Scherz, bis heute. Vgl. O. Schulz, die Sprachgesellschaften des

17. Jahrhunderts, 1824. **Barthold**, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1848.

Anmerkung. Charakteristisch für den Geschmack des 17. Jahrhunderts sind bei der fruchtbringenden Gesellschaft die Ordensnamen, die Symbole und die Devisen der Mitglieder. Beispiele: Ludwig von Anhalt, Beiname: der Nährende, Symbol: ein Weizenbrot, Devise: „Nichts Besseres!"; Kaspar v. Teutleben, Bein. der Mehlreiche, Symb. ein Maß mit Mehl, Dev. „Hierin find't sich's." So hieß Opitz: „der Gekrönte", Zesen: „der Wohlsetzende", Harsdörffer: „der Spielende", Gryphius: „der Unsterbliche", Moscherosch: „der Träumende", Logau: „der Verkleinernde"; andere Beinamen von Mitgliedern des Palmenordens sind: „der Saftige", „der Mürbe", „der Einfältige", „der Faselnde", „der Kitzliche", „der Schnäbelnde", „der Säuerliche", „der Ausgedrückte", 2c.

§ 45.

Erste schlesische Schule.

Martin Opitz. Andreas Gryphius. Paul Fleming. Friedr. v. Logau.

1. Ungefähr zu Anfang des 30jährigen Krieges tritt ein deutsches Land als literarisch bedeutsam auf, welches bis dahin kaum noch als recht deutsch gegolten hatte, Schlesien. Der Mann, welcher hier den Reigen eröffnet und als Haupt der sogenannten „ersten schlesischen Schule" dasteht, ist **Martin Opitz**, geboren 1595 zu Bunzlau, gestorben nach einem bewegten Leben 1639 zu Danzig. Seine Verdienste bestehen hauptsächlich in folgenden drei Tatsachen: 1) er brachte den Namen eines deutschen Dichters wieder zu Ehren, da man in einem solchen nur noch einen bettelhaften Reimer sah; 2) er ordnete die deutsche Metrik, indem er das noch heut geltende Gesetz aufstellte, daß alle betonten Silben als lang, alle unbetonten als kurz gelten müssen, dann aber ohne Weiteres die Metrik der Alten auch auf die deutsche Poesie anzuwenden sei (Hauptwerk in dieser Richtung: „Von der deutschen Poeterei", Brieg 1624); 3) er war der Erste, der wirkliche Uebersetzungen der alten Autoren versuchte, während alle früheren blos Bearbeitungen im Geiste der Zeit gewesen waren. — Was seine eigenen poetischen Erzeugnisse, meist didaktische oder Gelegenheitsgedichte, betrifft, so sind sie freilich, mit dem Maßstabe einer spätern Zeit gemessen, nüchtern, steif und voll übel angebrachter Gelehrsamkeit, ein Charakter, welcher von jetzt an über ein Jahrhundert der deutschen Poesie verbleibt. Die bekanntesten unter Opitz' größeren Gedichten sind: „Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl" (hiefür von Kaiser Ferdinand II. unter Beilegung des Namens „von Boberfeld" geadelt und zum Dichter gekrönt), „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges", „Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüts", „Vielgut, oder vom wahren Glück". Unter den kleineren Gedichten wird besonders ein „Trinklied" („Ich empfinde fast ein Grauen" 2c.) oft genannt.

2. Nächst Opitz der bedeutendste Vertreter der ersten schlesischen Schule ist **Andreas Gryphius**, geb. 1617 zu Glogau, gest. daselbst 1667. Seine literarische Tätigkeit ist sehr umfassend, am bekanntesten ist er jedoch durch seine Dramen, wie er denn bei der Geringfügigkeit der früheren derartigen Versuche auch häufig der „Vater des deutschen

Drama's" genannt wird. Das beste unter seinen Stücken ist gleich das erste, nämlich das Trauerspiel „Cardenio und Celinde", das schwächste dagegen, obschon es am häufigsten angeführt wird, ist „Carolus Stuardus". Auch im Lustspiel versuchte er sich: „Peter Squenz" (eine Nachahmung von Shakespeare's Sommernachtstraum), „Horribilicribrifax" (ein Sittenbild aus dem 30jährigen Kriege). Unter seinen Kirchenliedern ist das bekannteste: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden".

3. Den beiden hier Genannten schließt sich nach Inhalt und Form seiner Dichtungen am engsten ein Nicht-Schlesier an, **Paul Fleming**, geb. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, 1633—39 auf Reisen in Rußland und Persien, gest. 1640 in Hamburg. Durchweg Lyriker, aber als solcher unter seinen Zeitgenossen am höchsten stehend; die steife Gelehrsamkeit derselben tritt bei ihm am wenigsten hervor. Vgl. G. Schwab, F.'s auserlesene Gedichte und Leben, 1820. Varnhagen, Biographische Denkmale, IV. 1827.

4. **Friedrich von Logau**, gest. 1655 zu Liegnitz als herzoglicher Rat. Seine Epigramme, 3000 an der Zahl, die er unter dem Namen „Salomon von Golaw" herausgab, wurden von den Zeitgenossen wenig beachtet, später aber durch Lessing und Ramler an's Licht gezogen und erhielten sich seitdem auch bei weitern Kreisen in Gunst. (Beisp. „An den Leser". „Meine Reime". „Adel". „Hunger". „Weinfreundschaft". „Beste Arzenei". „Sünde". „Emsigkeit". „April". „Mai". „Abschied vom Leser".)

Anmerkung. Außerhalb Schlesiens findet in jener Zeit die Dichtung nur spärliche Vertreter; die hauptsächlichsten Orte sind Nürnberg (Harsdörffer, 2c.) Hamburg (Zesen, Rist, 2c.) und Königsberg, wo Simon Dach der bedeutendste Name ist. Am bekanntesten sind von ihm außer dem schon früher erwähnten Kirchenliede geworden sein Freundschaftslied („Der Mensch hat nichts so eigen") und das von ihm aufgezeichnete plattdeutsche Volkslied „Annchen von Tharau". Am Rheine lebte Jul. Wilh. Zincgref, gest. 1635 zu St. Goar, der Freund von Opitz; Hauptw. Apophthegmata oder der Teutschen scharfsinnige kluge Spruch". (1626.)

§ 46.

Zweite schlesische Schule.

Hoffmannswaldau und Lohenstein. Schäferpoesie. Mystische und katholische Elemente (Fr. v. Spee. Angelus Silesius).

1. Etwa 20 Jahre nach Opitz' Auftreten begann eine andere, von der seinigen wesentlich verschiedene Auffassung der Poesie in den maßgebenden Kreisen. Hatte Opitz und seine Schule besonders auf Correctheit der Form gesehen, so legte man jetzt den Hauptwert auf Zierlichkeit oder wie man es damals nannte: auf Lieblichkeit. Und wieder sind die Hauptvertreter dieser Richtung Schlesier, nämlich **Hoffmannswaldau** (gest. 1679 als Präsident des Breslauer Ratskollegiums) und **Lohenstein** (gest. 1683 als Syndikus der Stadt Breslau). Die Poesien dieser Männer sind nicht blos in der Form geschmacklos („Lohenstein'scher Schwulst"), sondern auch dem Inhalt nach unrein. Es hängt diese Richtung zusammen

mit der damals an den deutschen Höfen herrschenden Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, deren Verderbniß sich natürlich bald auch in andere Kreise verbreitete.

2. Völlig im Geschmack der zweiten schlesischen Schule ist die Schäferpoesie, welche nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland beliebt wird und hier sich fast bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts erhält. Dieselbe schließt sich historisch an zwei italienische Gedichte an: den „Pastor fido“ von Guarini (gest. 1612) und den „Adone“ von Marini (gest. 1625). Namentlich das letztgenannte, aus 20 Gesängen bestehende Gedicht war wegen seiner glänzenden Form von ganz Europa mit unbegrenztem Beifall aufgenommen worden und der darin herrschende Schwulst, so wie die Unwahrheit und Unsittlichkeit des Inhalts wirkten entschieden nachteilig auf die Geschmacksrichtung des 17. Jahrhunderts. In Deutschland spiegelt sich diese süßlich spielende Manier noch am harmlosesten in den Gedichten der Pegnitzschäfer.

3. Aber auch auf anderen Gebieten, welche nicht speziell literarisch sind, macht sich um diese Zeit eine gewisse schwärmerisch-weiche und spielende Richtung geltend; vor Allem auf dem religiösen, in welchem die Theosophie (Mystik) einen neuen Aufschwung nimmt. Die Bestrebungen der Pietisten und die Sekte der Herrnhuter (gestiftet vom Grafen Zinzendorf) sind wenigstens zum Teil verwandt; die Lieder der letzteren mit ihrer fortwährenden Allegorie vom Lamme tragen ganz ersichtlich das Gepräge der damaligen weltlichen Poesie. Diese Gemütsstimmung begünstigte eine Annäherung an den Katholizismus, welcher, bisher literarisch wenig fruchtbar, nunmehr in Friedrich von Spee auch seinerseits dem herrschenden Geschmack entgegenkommt und in Johann Scheffler (pseudonym Angelus Silesius) eine glänzende Eroberung macht. Die beiden letztgenannten Dichter, als die bedeutendsten dieser Richtung, verdienen eine besondere Erwähnung.

4. **Friedrich von Spee**, geb. 1592 zu Kaiserswerth, 1610 Jesuit, lehrte zu Köln Philosophie und Theologie, wirkte als Seelsorger in Paderborn, Würzburg, Hildesheim, endlich zu Trier im Dienste der Lazarethe, wo er während der französischen Belagerung 1635 starb. Ein edler, milder Charakter, hoch zu preisen vor Allem deshalb, weil er einer der früheften Bekämpfer der Hexenprozesse war; die hierauf bezügliche Schrift führt den Titel Cautio criminalis und erschien 1631 anonym zu Rinteln. Seine sonstigen Schriften wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht, zunächst das „Güldne Tugendbuch“ (1643), sodann sein literarisches Hauptwerk: „Trutznachtigall“, (1649), so genannt, weil es „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singe.“ Neue Ausgaben des letzteren Buches von Clemens Brentano (1817), Junkmann (1841), Smets (1849).

5. **Johann Scheffler**, geb. 1624 zu Breslau, studirte Medicin und war eine Zeitlang Leibarzt Kaiser Ferdinand's III. und des Herzogs von Oels. Eng befreundet mit einem der größten schlesischen Mystiker, Adam von Frankenberg, einem Schüler von Jakob Böhme, auf seinen Reisen am Rhein und in Holland ebenfalls viel mit Männern dieser

Richtung verkehrend, wandte er sich mehr und mehr von der protestantischen Kirche ab, trat endlich 1653 zur katholischen über und starb 1677 zu Breslau in einem Kloster. Nach dem spanischen Mystiker Joannes ab Angelis nahm er bei der Firmung den Namen Angelus an und nannte sich hinfort in mehreren seiner Schriften Angelus Silesius. Seine beiden Hauptwerke sind: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" (darin Lieder wie „Mir nach, spricht Christus, unser Held". „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht", u. a. die zum Teil in die evangelischen Gesangbücher aufgenommen wurden) und „Der cherubinische Wandersmann", eine Sammlung mystisch-theosophischer Sprüche, oft mit pantheistischer Färbung, die indeß mehr scheinbar als wirklich ist. Beide Werke erschienen 1657; neuere Ausgaben derselben, zum Teil Auszüge, giebt es mehrere, z. B. eine Auswahl aus den Sprüchen des Wandersmanns von Varnhagen (1833). Vgl. Kahlert: Angelus Silesius, Breslau, 1853.

Anmerkung. Die Hexenverfolgungen, eine der grauenvollsten Erscheinungen, von denen die Culturgeschichte zu berichten hat, haben in Deutschland vielleicht am ärgsten gewütet und hier die in den romanischen Ländern heimische Inquisition so ziemlich aufgewogen. Schon im 15. Jahrhundert waren wol einzelne Personen als Zauberer oder Zauberinnen (Hexen) verbrannt worden; aber erst im 16. begann die systematische Verfolgung und dauerte mit zum Teil gesteigerter Wut bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Den Hauptanstoß dazu scheint (1484) eine Bulle des Papstes Innocenz VIII. gegeben zu haben, übrigens bewirkte die Reformation in dieser Sache durchaus keine Milderung; im Gegenteil, die massenhaftesten „Einäscherungen" geschahen im protestantischen Norddeutschland. Daß die ganze Erscheinung nicht blos ein Werk der Bosheit und Habsucht, sondern im Wesentlichen eine geistige Krankheit in epidemischer Form war, darüber ist unter Kundigen heute wol kein Zweifel mehr. Der Erste, welcher es wagte öffentlich gegen das Verbrennen der Hexen aufzutreten, war Johann Weier (1560) aus Grave a. d. Maas; er entging nur durch den Schutz des Herzogs von Cleve, dessen Leibarzt er war, dem eigenen Verderben. Ihm folgte Cornelius Loos, ein holländischer Priester, welcher den „Hexensabbat" für Irrwahn erklärte; von Protestanten und Katholiken in gleicher Weise verfolgt, in den Kerker geworfen und mit dem Tode bedroht, leistete er Widerruf. Sodann Adam Tanner, Kanzler der Universität Prag, tadelte in seiner „Theologie" das grausame Verfahren gegen die der Hexerei Angeschuldigten, erregte dadurch allgemeinen Haß, hatte aber noch die Freude, das Erscheinen der Cautio criminalis zu erleben; nach seinem Tode verlangte das Volk seinen Leichnam, um ihn zu verbrennen. Hierauf folgt nun der edle Friedrich von Spee und später Christian Thomasius; gründliche Abhilfe war freilich erst durch die nunmehr erstarkende Philosophie (Aufklärung) möglich. Die letzte Hexenverbrennung auf deutschem Boden geschah zu Glarus in der Schweiz — im Jahre 1783!

§ 47.

Die Prosa des 17. Jahrhunderts.

Roman. Satire. Predigt.

Weniger berührt von dem Einfluß der Dichterschulen bleibt die Prosa dieser Zeit, welche sich hauptsächlich in dem nunmehr zur Geltung kommenden Roman und in der Satire bewegt. Die Sprache ist ungelenk, weitschweifig und geschmacklos.

1. Die Gattung des Romans entwickelte sich aus der Auflösung des ritterlichen Epos in prosaische Erzälungen während des 15. und 16. Jahrhunderts. Als erster eigentlicher Roman der abendländischen Welt gilt der berühmte „Amadis von Gallien“. Um den Ruhm seiner Erfindung streiten Portugal und Frankreich; gedruckt wurde er zuerst im Spanischen, 1519; aus dem Spanischen 1540 in's Französische übersetzt und aus diesem 1583 in's Deutsche. Daneben liefen überall zahlreiche Fortsetzungen, Neubearbeitungen und Seitenstücke; das Ansehen des Buches erhielt sich bis zur Zeit des 30jährigen Krieges. Als Schlußstein des (älteren) Ritterromans ist die berühmte Satire auf denselben: „Don Quixote“ von dem Spanier Cervantes (gest. 1616) anzusehen.

2. Während des 30jährigen Krieges und in der nächsten Folgezeit kam eine andere Gattung des Romans in Aufnahme: der picarische oder „Schelmenroman“ (vom spanischen picaro), ebenfalls in Spanien entstanden und dessen Hauptvertreter dort der berühmte „Gil Blas“ ist. Rascher Umschwung der Verhältnisse und Glücksumstände, Vagabunden- und Räuberleben, leichtfertige Auffassung des Lebens, wie dies eben alles damals an der Tagesordnung war, bildet den Inhalt dieser Werke, von denen in Deutschland das berühmteste den Titel „Simplicissimus“ (1669) führt. Der Verfasser, welcher seinen eigentlichen Namen hier wie in seinen übrigen Schriften unter Anagrammen zu verstecken liebt, hieß **Christoph von Grimmelshausen.**

3. Charakteristisch für die Zeit des 30jährigen Krieges ist auch das zwischen der Gattung des Romans und der lyrischen Satire schwankende Buch eines gewissen **Moscherosch** (aus dem Hanau'schen) mit dem Titel: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald“, worin der Verfasser unter der Form von Gesichten (Visionen) oder Träumen die Gebrechen seiner Zeit lebendig darstellt. Es erschien 1650 und ist ebenfalls einem spanischen Werke („Träume“ von Quevedo, gest. 1645) nachgebildet. Für die Kenntnisse der damaligen Sittenzustände sind die eben genannten Werke (Simplicissimus und Philander) von höchster Wichtigkeit.

4. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt dann die Gattung des Heldenromans auf, d. h. eines Romans, dessen Hauptfiguren ausschließlich hohe fürstliche Personen von gewaltigen, fast übermenschlichen Eigenschaften sind. Am liebsten wählte man als Schauplatz der Handlung möglichst entfernt liegende Orte und Zeiten und verband dann damit gern gelehrte, oft auch nur phantastisch erfundene geographische, historische und antiquarische Beschreibungen, welche mit dem Gange der Handlung in gar keinem organischen Zusammenhange standen. Hauptwerke dieser Art, mit ihren für den Geschmack jener Zeit charakteristischen Titeln, sind:

„Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und des böhmischen königlichen Fräuleins Valisca Wundergeschichte“ (1659) von Andr. Heinr. Buchholz, gest. 1671 als Superintendent zu Braunschweig.

„Der durchläuchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte“ (1669) von Anton Ulrich von Braunschweig (Ordensname: „Der Siegprangende.“), seit 1710 katholisch, gest. 1714.

„Asiatische Banise oder blutiges, jedoch muthiges Pegu" (1688) von Heinrich Anselm von Ziegler, gest. 1690 als Stiftsrath zu Wurzen. Im Geschmack der zweiten schlesischen Schule. Ein Lieblingsbuch jener Zeit.

„Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelde, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte, dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Teilen vorgestellet." (1689) von Dan. Kasp. v. Lohenstein (beendet von dessen Bruder).

5. Als ein beachtungswertes Denkmal der Prosa jener Zeit müssen auch die Predigten gelten, die übrigens damals nicht selten Geschmack für die Satire und Anekdote verraten und dadurch noch größere literarische Bedeutung erhalten. Unter den Protestanten tritt in letzterer Beziehung besonders hervor Balthasar Schupp, gest. 1661 als Pastor zu Hamburg („Lehrreiche Schriften", herausg. 1663); unter den Katholiken Ulrich Megerle, bekannter unter dem Namen „Abraham a Santa Clara", gest. 1709 zu Wien. (Hauptw. „Judas, der Erzschelm"). Seine Manier ist in der Kapuzinerpredigt von Schiller nachgebildet, ja Vieles darin von ihm unmittelbar entlehnt.

Anmerkung. Um 1615 erscheint auch die erste deutsche Zeitung: „Das Frankfurter Journal". Früher waren politische Nachrichten nur durch fliegende Blätter verbreitet worden. Von großem Einfluß auf die deutsche Literatur waren die moralischen Wochenschriften, die in England um den Anfang des 18. Jahrhunderts auftauchten, als: Tatler (Plauderer), Spectator (Zuschauer), Guardian (Wächter), und welche besonders durch die glänzenden Leistungen Addison's zu ungemeiner Verbreitung und weitreichendem Einfluß gekommen waren. In Nachahmung davon erschienen in Deutschland ähnliche Schriften, die wichtigste darunter sind die „Discurse der Maler" 1721 von Bodmer und Breitinger in Zürich herausgegeben.

§ 48.

Die deutsche Wissenschaft während des 17. Jahrhunderts.

Leibnitz. Thomasius. Wolf. Spener. Franke. Mosheim. Gottsched.

Die Geringfügigkeit der deutschen Poesie während des 17. Jahrhunderts wird einigermaßen vergütet durch mehrere, zum Teil glänzende Namen auf dem Felde der Wissenschaft oder des praktischen Wirkens.

1. **Gottfried Wilhelm von Leibnitz**, geb. 1646 zu Leipzig, gest. 1716 zu Hannover als Bibliothekar. Ein universaler Geist, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens selbständig forschend und neue Bahnen eröffnend. Sein Hauptverdienst ist die Entdeckung der Rechnung mit dem Unendlichkleinen („Differentialrechnung"), obschon dieselbe fast gleichzeitig mit ihm von dem Engländer Newton und dem Franzosen Descartes (Cartesius) gemacht wurde. In der Philosophie schrieb er ein Werk „Theodicee", worin er den Satz durchzuführen suchte (gegen Bayle), daß unter allen möglichen Welten die wirkliche die beste sei; daß das Uebel in einer endlichen Welt notwendig, der Wille des Menschen aber frei sei. Die Welt selbst bestehe aus einfachen Urwesen („Monaden"),

welche nach der von Gott vorbestimmten Harmonie immer im richtigen Verhältniß bleiben. Vieles, was er in seinen Schriften ausgesprochen, ist erst in unserer Zeit nach seiner ganzen Bedeutung gewürdigt worden, z. B. die Anwendung des Sprachstudiums auf die Geschichtsforschung der Urzeit. Noch Anderes ist bis heute nicht völlig verstanden oder noch nicht genügend verfolgt worden, z. B. die „Begriffsschrift". — Fast alle seine Werke sind lateinisch oder französisch abgefaßt. Vgl. Guhrauer, G. W. v. Leibnitz; eine Biographie. 1846.

2. **Christian Thomasius**, geb. 1655 zu Leipzig, Professor zu Frankfurt a. O. und Leipzig, von hier durch die Feindseligkeit der Orthodoxen vertrieben, wendet er sich nach Halle, wo er unter dem Schutze Friedrich Wilhelm's I. die dortige Universität begründet und 1728 als Professor der Rechte stirbt. Er hat weniger durch wissenschaftliche Forschungen als durch praktisch neue Bahnen gewirkt, und namentlich dreierlei wird ihm zu ewigem Ruhme gereichen: sein Kampf gegen das Hexenwesen, gegen die Folter und gegen die Vernachlässigung der deutschen Sprache. Er war der Erste, welcher deutsche Universitätsvorträge hielt.

3. **Christian, Freiherr von Wolf**, geb. 1679 zu Breslau, eines Bäckers Sohn, studirte zu Jena und lehrte seit 1703 Mathematik und Philosophie zu Leipzig. 1707 wurde er auf Leibnitz' Empfehlung als Professor nach Halle berufen, aber seine freisinnigen Ansichten verfeindeten ihn mit den Theologen (Franke) dergestalt, daß diese ihn beim König Friedrich Wilhelm I. verklagten, welcher ihm (1723) bei Strafe des Stranges befahl, Halle und Preußen sofort zu verlassen. Er fand in Marburg eine neue ehrenvolle Anstellung, und eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich's II. war seine Zurückberufung (1740); er starb 1754 zu Halle als Professor des Natur- und Völkerrechts. Seine Haupttätigkeit bestand darin, daß er die Ideen von Leibnitz in Systeme zu bringen und populär zu machen suchte; auch ist er der Erste, welcher philosophische Untersuchungen in deutscher Sprache führte und dadurch diese letztere wesentlich bereicherte. Vgl. Selbstbiographie, herausg. von Wuttke (1841). — Unter Wolf's zahlreichen Schülern verdient besonders Erwähnung Baumgarten, Professor zu Frankfurt a. O., der Begründer des Namens „Aesthetik", d. i. der Philosophie des Schönen (Philosophie der Kunst).

4. **Philipp Jakob Spener**, geb. 1635 im Elsaß, studirte zu Straßburg, ward daselbst Docent, 1666 Senior zu Frankfurt a. M., wo er seit 1670 häusliche Erbauungsstunden, sogenannte Collegia pietatis einführte, deren Besucher den Namen „Pietisten" erhielten, welcher damals durchaus nichts Anstößiges besagte und erst später im Sinne von Frömmler gebraucht wurde. 1686 Oberhofprediger zu Dresden, 1691 Consistorialrat zu Berlin, gest. daselbst 1705. Spener hat weniger durch Schriften als durch sein Leben gewirkt. Allen dogmatischen Grübeleien und Streitigkeiten abgeneigt, drang er auf einen tätigen Glauben, auf eine den ganzen Menschen durchdringende, vornehmlich aber aus dem Herzen quellende Frömmigkeit, die sich dann auch äußerlich als Liebe und Demut bewähren müsse. Von den lutherischen Strenggläubigen gehaßt, hat er bei der

Nachwelt die gerechte Anerkennung gefunden. Vgl. Guericke, Spener's Leben, 1827. Hoßbach, Spener und seine Zeit, 1828.

5. **August Hermann Franke**, geb. 1663 zu Lübeck, nach theologischen Studien Docent zu Leipzig, von dort wegen seiner im Geiste Spener's auf Erneuerung des religiösen Lebens gerichteten Vorträge vertrieben, Prediger zu Erfurt, endlich Professor der Theologie zu Halle, gest. daselbst 1727. Ein frommer Mann von unerschütterlichem Gottvertrauen, auf welches gestützt er, obschon ganz unvermögend, 1698 die Stiftung des großartigen Halleschen Waisenhauses unternahm und glücklich durchführte. Dagegen scheint ihm Spener's Milde gefehlt zu haben. Vgl. Guericke; A. H. Franke, eine Säcularschrift, Halle, 1827.

6. **Johann Lorenz von Mosheim**, geb. 1694 zu Lübeck, nach theologischen Studien Docent in Kiel, später Professor zu Helmstädt, endlich Kanzler der Universität zu Göttingen, gest. daselbst 1755. Der bedeutendste Schriftsteller jener Zeit auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, außerdem als Universitätslehrer und Prediger von so hohem Einfluß, daß er als Vater der neueren Kanzelberedsamkeit gelten darf. Dabei war er von einer milden Freisinnigkeit beseelt, wegen der ihn seine Zeitgenossen gern mit Melanchthon verglichen. Unter seinen Schülern ist Schröckh der bedeutendste und auf historischem Gebiet sein Nachfolger geworden.

7. **Johann Christoph Gottsched**, geb. 1700 in der Nähe von Königsberg, flüchtete aus seiner Heimat, um nicht seiner stattlichen Größe wegen den Werbern in die Hände zu fallen, und kam nach Leipzig, wo er Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral hielt und 1730 Professor wurde. In dieser Stellung übte er wohl 20 Jahre hindurch großen Einfluß nicht blos auf die Universität Leipzig, sondern auf das ganze deutsche Gelehrtentum. Er war Präsident der von seinem Vorgänger Menke gestifteten „deutschen Gesellschaft", gab kritische Zeitschriften heraus („Die vernünftigen Tadlerinnen". „Der Biedermann". „Kritische Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache"), verfaßte Lehrbücher („Kritische Dichtkunst". „Redekunst". „Sprachkunst"), vertrat die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie gegenüber den Orthodoxen und strebte nach Verbesserung des Theaters auf Grund der französischen Regelmäßigkeit (Verbannung des Hanswurst. „Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst". „Deutsche Schaubühne"). Daß er mit einem Trauerspiel: „Der sterbende Cato" (1732) auch als Dichter auftrat, war ein Mißgriff, aber es lag im Geiste jener Zeit. Als nun um 1750 ein fröhliches poetisches Leben auf neuer Grundlage sich zu regen begann, da verstand Gottsched dasselbe nicht und stellte sich ihm feindlich entgegen. Dadurch verfeindete er sich mit den Stimmführern des Tages und namentlich mit der jüngeren Generation. Zu seinem Unglück lebte er lange genug, um die völlige Niederlage seiner Richtung zu erfahren; er starb erst 1766. Vgl. Danzel: „Gottsched und seine Zeit" (1848). — Nicht unerwähnt bleiben möge auch seine Gattin Victoria Adelgunde, geb. Kulmus, aus Danzig, gest. 1762, die an Geist und Geschmack ihrem etwas regelsteifen Gemal überlegen, diesem als treue Helferin zur Seite stand und deren „Briefe" (herausg. 1771) zugleich als Zeugnisse eines edlen reichen Gemütes Beachtung verdienen.

Anmerkung. Auf die geistige Entwickelung in Deutschland waren von großem Einfluß die um das Ende des 17. Jahrhunderts in den westlichen Nachbarländern auftauchenden philosophischen Bestrebungen. Ganz besonders wichtig wurde in dieser Hinsicht der Engländer Locke (1632—1704), welcher in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand" ein System aufstellte, das von sinnlicher Erfahrung und Wahrnehmung ausgehend, alle Erkenntniß übersinnlicher Dinge, sofern sie nicht Erzeugnisse unserer eigenen Geistestätigkeit sind, aufhob, und dann in einer Reihe von Schriften Denkgläubigkeit und Religionsduldung in die Kirche einzuführen suchte, ohne dieser jedoch feindlich entgegenzutreten. Locke darf als der eigentliche Urheber der „Aufklärungsperiode" gelten, welche während des 18. Jahrhunderts zur Blüte gelangte und die in Deutschland mit der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie sich zu entwickeln beginnt.

§ 49.

Uebergänge zur klassischen Zeit.

Günther. Brockes. Drollinger. Haller. Hagedorn. — Die Robinsonaden.

Es geschieht dieser Uebergang wesentlich dadurch, daß ein Bewußtsein, ein Interesse, endlich eine innige Freude an der realen Welt und ihren Erscheinungen eintritt, wodurch sowohl die steife Gelehrsamkeit der ersten wie die geschmacklose Unnatur der zweiten schlesischen Schule beseitigt wird. Anfangs zeigt sich diese Richtung blos als verständige Trockenheit, z. B. bei Christian Weise (1642—1708); bald aber treten lebensvollere Elemente hinzu.

1. **Christian Günther**, geb. 1695 zu Striegau, studirte Medicin zu Wittenberg, wo er in Ausschweifungen verfällt. Von seinem Vater verstoßen, führt er hinfort ein unstetes Leben und stirbt 1723 zu Jena. Vgl. Hoffmann von Fallersleben: J. Chr. Günther, Bresl. 1832. An poetischer Kraft nicht blos seine Zeitgenossen, sondern auch die nächstfolgende Generation überragend, seit langer Zeit wieder der Erste, welcher nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen dichtete.

2. **Heinrich Brockes**, geb. 1680 zu Hamburg, gest. daselbst 1747 als Mitglied des Senats. Sein Hauptwerk heißt „Irdisches Vergnügen in Gott" (9 Bände), zeigt den Einfluß der Engländer Milton und Pope und ist insofern bedeutend, als hier neben frommer Beschaulichkeit doch auch, und zwar zum ersten Male wieder seit den Tagen der Minnesänger, unmittelbare Freude an der Natur die Dichtung beseelt, während bisher lediglich die theologische Anschauung geherrscht hatte. Daß diese Freude sich so häufig in eine kleinliche Malerei verirrt, darf einem Dichter jener Zeit wohl verziehen werden. Vgl. David Strauß, Kleine Schriften, 1862: „B. H. Brockes und H. S. Reimarus".

3. **Karl Friedrich Drollinger**, geb. 1688 zu Durlach, meist zu Basel lebend, gest. daselbst 1742. In seinen Gedichten wendet er sich fast ausschließlich den höchsten Stoffen: Religion und Vaterland, zu. Beisp. „Lob der Gottheit". Der Einfluß von Brockes ist unverkennbar, doch ist D. inniger und schwungvoller.

4. **Albrecht von Haller**, geb. 1708 zu Bern, studirte Naturwissenschaften, Medicin und Mathematik, reiste in England und Frankreich,

durchwanderte die Schweiz, hauptsächlich in botanischen Absichten, war längere Zeit Professor der Medicin zu Göttingen und starb 1777 zu Bern als Mitglied des hohen Rates. Hauptwerk in poetischer Richtung: „Die Alpen“ (1729). Unter seinen lyrischen Gedichten ist besonders die Ode auf den Tod seiner ersten Gattin berühmt geworden. Im Ganzen scheint Milton auf ihn von Einfluß gewesen zu sein, dessen Dichtungen seinem ernsten, oft trüben Charakter entsprachen.

5. **Friedrich von Hagedorn**, geb. 1708 zu Hamburg, studirte zu Jena die Rechte, gest. 1754 zu Hamburg als Sekretär einer englischen Handelsgesellschaft. Lyriker und Fabeldichter. Grundton in allen seinen Gedichten ist der anmutig heitere Genuß des Daseins, vgl. sein populärstes Erzeugniß: „Johann, der muntere Seifensieder“ und das hübsche Triolett: „Der erste Mai“. Er bildete sich nach Horaz, den leichteren englischen und französischen Dichtern und gab zuerst der deutschen Poesie die verloren gegangene Gefälligkeit und Anmut wieder. Seine Einwirkung auf die jüngere Generation war sehr groß; die Anakreontiker und Fabeldichter der nächsten Zeit schließen sich ihm unmittelbar an und verehren ihn als Vorbild. „Poetische Werke“, herausg. von Eschenburg, 5 Bde., Hamburg, 1800.

Anmerkung. Auf dem Felde des Romans geschieht der Uebergang durch die Robinsonaden, nach dem Vorgange des Engländers Defoe, dessen berühmtes 1719 erschienenes Werk „Robinson Crusoe“ 1720 ins Deutsche übersetzt und nun mannigfach nachgeahmt wurde, wobei die geistige Richtung der Zeit dem Buche bald die eine, bald die andere Grundlage verlieh. Für die hier in Betracht kommende Uebergangszeit ist das abenteuerliche und fremdartige Element maßgebend gewesen, und das Hauptwerk dieser Art ist die Insel Felsenburg, eigentlicher Titel: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines Sachsen“, von Ludwig Schnabel (Gisander), 1731, später neu bearbeitet von Tieck (1827).

Sechstes Kapitel.

Die klassische Zeit der deutschen Dichtung.

(18. und 19. Jahrhundert.)

§ 50.

Allgemeines.

1. Unter klassischer Literatur versteht man eine solche, die nach Inhalt und Form ein hochgesteigertes nationales Geistesleben abspiegelt. Diejenigen Schriftsteller, welche klassische Werke geschaffen haben, heißen Klassiker. Die Grenzen einer klassischen Literaturperiode lassen sich mit festen Linien nicht bestimmen, so wenig, ja noch weniger als diejenigen staatlicher Blütenzeiten. In Bezug auf deutsche Literatur wird gewönlich die Zeit vom Auftreten Klopstock's (1748) bis zum Tode Goethe's (1832) als die klassische bezeichnet; die dieser Blütezeit zu Grunde liegenden geistigen Vorgänge beginnen jedoch schon früher, sie beruhen in tiefstem Kerne auf dem Erwachen einer selbständigen Philosophie und stehen in

genauem Zusammenhange mit gewissen Erscheinungen in der englischen Literatur, welche um die Grenzscheide beider Jahrhunderte in Deutschland bekannt und wirksam zu werden beginnen. In Wahrheit ist die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie und ihr Kampf mit der Orthodoxie der Wendepunkt der neuen Zeit.

2. Sechs Schriftsteller sind es, welche als die eigentlichen Träger der deutschen Klassik dastehen und diese ordnen sich nach der Richtung und dem Einfluß ihrer Schriften in drei Gruppen:

a. **Klopstock** und **Wieland**. Beide sind die ersten Befreier Deutschlands von den Fesseln der literarischen Unselbständigkeit, sonst aber in großem Gegensatz zu einander. Jener stellt die sittlich erhabene, zu Gott emporstrebende, dieser die sinnlich-gefällige, der Welt zugewandte Richtung des deutschen Volksgeistes dar.

b. **Lessing** und **Herder**. Sie setzen auf dem Felde der Kunsttheorie das Werk der Befreiung fort, Jener mit scharfer Kritik und durchdringendem Verstande mehr die Formen, Dieser mit tiefem Gemüt und geistvollem Geschmack mehr die Stoffe der Dichtung sichtend. Jener weist nach, daß das höchste Ziel der Kunst die Schönheit sei, Dieser fügt hinzu, daß die Schönheit nur durch Anschließung an Natur und Wirklichkeit erreicht werden könne. — Größer noch ist die Wirksamkeit Beider auf dem Gebiet der philosophischen Welt- und Lebensauffassung, wo sie die Begründer des „Humanismus“ (d. h. eines unverkünstelten, nach allen Richtungen frei sich entfaltenden, alle Kräfte zur Geltung bringenden Menschentums) geworden sind.

c. **Goethe** und **Schiller**. Sie bringen die Bestrebungen ihrer Vorgänger zum Abschluß, lösen deren Gegensätze durch die Harmonie ihres eignen Innern und verklären diesen Standpunkt schönen freien Menschentums durch poetische Schöpfungen, welche als die vollendetsten Werke deutscher Dichtung dastehen. Goethe dichtete mehr im Charakter „objektiver Realität“, Schiller mehr im Charakter „subjektiver Idealität“; d. h. Goethe's Genie ruht auf dem sinnlich natürlichen Leben (in dieser Hinsicht verwandt mit Wieland und Lessing), Schiller's Genie ruht auf dem begeisternden Gefühl der Idee (in dieser Hinsicht mehr verwandt mit Klopstock und Herder).

Im engsten Sinne wird die klassische Zeit der deutschen Dichtung auf die Periode beschränkt, in welcher die beiden letztgenannten Dichter, mit einander im engeren Verkehr, sich gegenseitig anregend und fördernd, ihre Hauptwerke schufen (1795—1805).

3. Die deutsche Dichtung ist langsam emporgewachsen einerseits an dem Studium der klassischen Muster der antiken Welt (Griechenlands und Roms), andererseits an dem Einfluß des modernen Auslands, namentlich Englands und Frankreichs, und beide Einflüsse sind selbst in dem nunmehr folgenden Zeitraum vielfach zu erkennen. Als der deutsche Geist anfing, die fremden Elemente selbständig in sich zu verarbeiten, aus sich selbst heraus Neues zu schaffen und somit auch seinerseits wiederum befruchtend

auf das Ausland zu wirken, da begann unsere klassische Zeit. Sie endete, als das Interesse an der Kunst der Dichtung überhaupt nachlies und die Nation sich vorwiegend der praktischen Sphäre zuwandte.

Anmerkung. Bei Beurteilung der Classicität eines Werkes kommt es weder auf die Zeit noch auf den Verfasser an, sondern lediglich auf den Wert des Werkes selbst. Die größten Schriftsteller aus bester Zeit haben Manches geschrieben, was nicht klassisch genannt zu werden verdient, und umgekehrt existirt auch wohl ein und das andere Erzeugniß aus ungünstiger Zeit, welches den Namen eines klassischen Werkes in Anspruch nehmen darf. Die Namen klassische Zeit und klassische Schriftsteller sind also nur in dem relativen Sinne zu verstehen, daß in der betreffenden Zeit und durch die betreffenden Schriftsteller vorzugsweise klassische Werke entstanden sind.

§ 51.

Die sächsische Schule.

Streit der „Schweizer" und „Sachsen". Der Leipziger Dichterkreis oder die Verfasser der „Bremer Beiträge" (Gellert, Rabener &c.). Das Collegium Carolinum zu Braunschweig.

1. Die Hauptgegner von Gottsched waren in Zürich die Professoren Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—76), welche daselbst seit 1721 eine ästhetisch-kritische Zeitschrift: „Discurse der Maler" herausgaben, die erste ihrer Art auf deutschem Boden. Der Zwist entspann sich aus der verschiedenen Beurteilung von Milton's „Verlorenem Paradiese", welches Bodmer 1732 übersetzt hatte und worüber er von Gottsched scharf mitgenommen wurde. Der wesentlichste Kern des ganzen Zwiespalts war, daß Gottsched die nüchterne Verständigkeit der französischen Klassiker (Corneille, Racine, Moliere) verteidigte, seine Gegner aber sich mehr an die Engländer anschlossen und namentlich die Freiheit der Phantasie verfochten. Hievon handelt denn auch die Hauptschrift der Schweizer: „Von dem Wunderbaren in der Poesie" (1740). Später, als die Zahl der Streiter wuchs, hatte man den eigentlichen Gegensatz längst vergessen und begnügte sich mit Persönlichkeiten. Das Glück begünstigte die Schweizer in so fern, als die jetzt bald auftretenden jungen Dichter durch den gemeinsamen Gegensatz zu Gottsched mit ihnen befreundet wurden und es dadurch den Anschein gewann als wäre Bodmer (der eigentliche Repräsentant der Schweizer) der Verkünder einer neuen Zeit gewesen. Er mochte mehr Geschmack besitzen als Gottsched, seine Herausgabe altdeutscher Dichtungen (Minnesänger, Nibelungen, Parzival) ist ein großes Verdienst; an poetischer Schöpfungskraft jedoch, an Kenntniß und Bildung stand er eher unter als neben seinem Gegner. Breitinger war lediglich Mann der Wissenschaft; sein Hauptwerk ist die „Kritische Dichtkunst" (1740), welche er dem gleichnamigen Werke von Gottsched gegenüberstellte.

2. Auf Gottsched's Seite ist der berühmteste Name der des Freiherrn von Schönaich, Verfasser eines Heldengedichts „Hermann oder das befreite Deutschland". Nächst ihm steht ein gewisser Schwabe, welcher im Jahre 1741 zu Leipzig eine Monatsschrift herauszugeben an-

fing: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", in welchem der Streit gegen die Schweizer und die bereits auch in Deutschland auftauchenden Gegner (Rost, Lange, Pyra rc.) eifrig unterhalten wurde. Einige der Mitarbeiter nun, insbesondere die jüngeren, innerlich bereits mit der Gottsched'schen Richtung zerfallen, verbanden sich zu engerer Freundschaft und beschlossen das Aufhören der Schwabe'schen Zeitschrift dadurch zu veranlassen, daß sie sich von ihr zurückzögen und eine neue, gediegenere an die Stelle setzten. Namentlich waren es Gärtner, Kramer und A. Schlegel, welche sich mit einem Bremer Buchhändler einigten, um die „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" herauszugeben, gewönlich kurz die „Bremer Beiträge" genannt. Diesem Leipziger Dichterkreise reihen sich dann mehrere Schriftsteller an, welche zwar nur wenig oder gar nicht an jener Zeitschrift beteiligt waren, aber durch Stil und Inhalt ihrer Schriften demselben innerlich verwandt erscheinen und gewönlich mit ihm unter dem Namen der „Sächsischen Schule" zusammengefaßt werden. Ein Teil derselben hat sich dann später in Braunschweig wieder zusammengefunden und einen neuen Mittelpunkt literarischer Tätigkeit gebildet, welche letztere sich dort mit Vorliebe der englischen Dichtung zuwandte.

3. Die wichtigsten Schriftsteller dieser „Sächsischen Schule" sind folgende:

1. **Christian Fürchtegott Gellert**, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen im Erzgebirge, 1729 auf der Fürstenschule zu Meissen, wo er einen Freundschaftsbund mit Rabener und Gärtner schloß. 1734 nach Leipzig um Theologie zu studiren, doch war er zu ängstlich zum Predigen und wandte sich dem akademischen Lehrfache zu. 1744 Docent und Mitarbeiter an den „Bremischen Beiträgen". 1751 außerordentlicher Professor der Moral und Beredsamkeit, die ihm 1761 angetragene ordentliche Professur lehnte er ab; nach längerem Siechtum gest. 13. Dez. 1769. Ein reiner, milder, echt frommer Charakter, durch körperliche Leiden zu hypochondrischer Aengstlichkeit geneigt und doch unabläßig tätig als Lehrer und Schriftsteller. Hauptwerke: Fabeln („Phylax". „Der Maler". „Der Bauer und sein Sohn". „Der Bauer und der Amtmann". „Der sterbende Vater" rc.). Geistliche Lieder („Mein erst Gefühl sei Preis und Dank". „Für alle Güte sei gepreist". „Gott, deine Güte reicht so weit". „Wie groß ist des Allmächtigen Güte". „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht". „Dies ist der Tag, den Gott gemacht". „Auf Gott und nicht auf meinen Rath". „Meine Lebenszeit verstreicht". „Jesus lebt, mit ihm auch ich" rc.). Dramen („Die Betschwester". „Das Loos in der Lotterie". „Die zärtlichen Schwestern". „Sylvia, ein Schäferspiel" rc.). Roman („Leben der schwedischen Gräfin G."). Moralische Vorlesungen. Briefe. — Die Wirksamkeit der Gellert'schen Schriften wurde noch erhöht durch die ehrwürdige Persönlichkeit des Verfassers, welche einen bis dahin unerhörten Einfluß auf die verschiedensten Stände übte. Gellert ist das erste Beispiel in Deutschland eines wirklich und im besten Sinne populären Schriftstellers; er hat die deutsche Literatur in Kreise eingeführt, wo sie bis dahin noch völlig unbekannt war und dadurch

sich ein, vielleicht noch zu wenig gewürdigtes, nationales Verdienst erworben. Gellert's sämmtliche Schriften, 10 Bde., Leipz. 1784 und öfter. Sein Leben, von J. A. Cramer, Leipzig 1774.

2. **Gottlieb Wilhelm Rabener**, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, 1728 nach Meissen, 1734 nach Leipzig um die Rechte zu studiren, 1741 Steuerrevisor des Leipziger Kreises, 1753 Steuersekretär in Dresden, 1763 Steuerrat, gest. 1771. Außer einem satyrischen Gedichte: „Beweis, daß die Reime in deutscher Dichtkunst unentbehrlich sind" hat er Satiren und Briefe in Prosa verfaßt. Seine Angriffe sind sehr vorsichtig und allgemein gehalten, versteigen sich nie in die höheren Schichten der Gesellschaft oder an die tieferen Schäden seiner Zeit, geben aber ein treues Bild von dem damaligen Zustande des Mittelstandes, der sie mit Entzücken las und zum Teil noch heute daran sich ergötzt, besonders an den „Satirischen Briefen". Rabener's sämmtliche Schriften mit seinem Leben, von C. F. Weiße, 6 Bde., Leipz. 1777 und öfter.

3. **Friedrich Wilhelm Zachariä**, geb. 1726 zu Frankenhausen, seit 1761 Professor am Carolinum zu Braunschweig, gest. 1777, führte die komische Epopöe, in welcher ein kleiner Gegenstand im großen Stile des ernsten Epos behandelt wird, als eine in Deutschland neue Dichtart ein, wahrscheinlich in Nachahmung des Engländers Pope, dessen „Lockenraub" damals vielfach bewundert wurde. Sein Hauptgedicht: „Der Renommist", der das wüste Studententreiben der damaligen Zeit schildert, hat durch diese realistische Grundlage auch heute noch ein gewisses Interesse; die übrigen: „Murner in der Hölle", „das Schnupftuch" rc. sind vergessen; ebenso seine Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" und andern englischen Werken.

4. **Karl Christian Gärtner**, seit 1748 Professor der Beredsamkeit und Moral am Collegium Carolinum, gest. 1791. Verfasser einiger Lustspiele. Wichtiger war seine Einwirkung auf die Leipziger Studiengenossen, die er zur Herausgabe der von ihm redigirten „Bremischen Beiträge" vereinigte.

5. **Johann Arnold Ebert**, seit 1753 Professor am Carolinum, gest. 1795. Uebersetzer von Young's „Nachtgedanken".

6. **Konrad Arnold Schmid**, seit 1760 Professor am Carolinum, gest. 1789. Unter seinen lyrischen Gedichten zeichnen sich die „Lieder auf die Geburt des Erlösers" aus.

7. **Nik. Dietr. Gisecke**, gest. 1765 als Superintendent zu Sondershausen. Lyriker.

8. **Joh. Andr. Cramer**, gest. 1788 als Professor und Kanzler zu Kiel. Fleißiger Mitarbeiter der bremischen Beiträge, später Herausgeber des „Nordischen Aufsehers" zu Kopenhagen. Seine geistlichen Lieder waren damals nächst den Gellert'schen die angesehensten.

9. **Elias Schlegel**, gest. 1749 als Professor zu Soröe auf Seeland. Verfasser mehrerer Dramen nach antiken Stoffen.

10. **Adolf Schlegel**, gest. 1793 als Consistorialrat zu Hannover. Verfasser geistlicher Lieder.

11. **Friedr. v. Cronegk**, geb. 1731 zu Ansbach, trat 1750 als Student zu Leipzig mit Gellert und dessen Freunden in Verbindung, gest. als Justizrath 1758 zu Nürnberg. Von ihm ein Trauerspiel „Codrus", welchem ein von Nikolai ausgesetzter Preis zuerkannt wurde; die Nachricht traf ihn nicht mehr am Leben.

12. **Christian Felix Weiße**, geb. 1726 zu Annaberg, auf der Universität mit Lessing, später mit Gellert und Rabener eng befreundet, 1761 Obersteuersekretär zu Leipzig, gest. daselbst 1804. Verfasser mehrerer Dramen, unter denen die Komödien (z. B. „Die Poeten nach der Mode") und Singspiele (z. B. „Der Teufel ist los") besonders beliebt wurden; auch viele seiner Liedchen waren ihrer Zeit populär, z. B. „Morgen, morgen, nur nicht heute". Seit 1758 leitete er die von Nikolai begründete „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1756—1806); außerdem gab er heraus den „Leipziger Kinderfreund" (1776—82), 24 Bde., eine zum Teil noch heute beachtungswerte Jugendschrift; ihr folgte dann „Briefwechsel der Familie des Kinderfreunds" (1783—92), 12 Bde. — Weiße's Einfluß auf das große Publikum war ein bedeutender, vielleicht gerade seiner Mittelmäßigkeit wegen. Seine „Selbstbiographie" erschien Leipzig 1807.

13. **Abraham Gotthelf Kästner**, geb. 1719 zu Leipzig, 1746 Prof. der Mathematik daselbst, seit 1756 zu Göttingen, gest. 1800. Seine Lehrgedichte sind trocken, dagegen zeichnen sich die Epigramme („Dichter und Kritiker" ꝛc.) durch Schärfe, Munterkeit und Witz aus. Seine poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke, 4 Bde., Berlin, 1841. An dem Kampfe gegen Gottsched nahm er weniger Teil, wagte vielmehr die schwachen Seiten auch von dessen Gegnern bereits in einer Zeit zu verspotten, wo dies noch als gefährlich gelten konnte.

Anmerkung. Die beiden letztgenannten Schriftsteller gehören dem engeren Kreise der „Bremer Beiträge" nicht mehr an, stehen ihnen aber persönlich und durch den Geist ihrer Schriften ganz nahe. Klopstock hat diesem Freundeskreise, dessen Mitglied er selbst eine Zeitlang war, in der Ode „Wingolf" ein schönes Denkmal gesetzt. — An die obengenannten Uebersetzer aus dem Englischen schließt sich später an: **J. J. Eschenburg**, seit 1773 Professor am Carolinum, gest. 1820, der erste deutsche Uebersetzer Shakspeare's (13 Bde., 1775—82).

§ 52.

Klopstock.

(1724—1803.)

1. **Friedrich Gottlieb Klopstock** wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, besuchte die berühmte Klosterschule zu Pforta und studirte seit 1745 zuerst in Jena, dann (seit Ostern 46) zu Leipzig Theologie, wo er mit den Verfassern der Bremer Beiträge bekannt wurde und in dieser Zeitschrift die ersten drei Gesänge seines „Messias" veröffentlichte. 1748 Hauslehrer in Langensalza, Bekanntschaft mit „Fanny". 1750 auf Bodmer's Einladung nach Zürich. 1751 durch den Minister Bernstorf nach Kopenhagen eingeladen und von jetzt an durch ein Jahrgehalt des Königs von Dänemark unabhängig und nur der Poesie und Wissenschaft lebend.

In Hamburg Bekanntschaft mit Meta Moller („Cidli"), 1754 Vermälung mit derselben. 1758 Meta's Tod. Von 1771 an in Hamburg, immer stiller und eingezogener lebend, von der Poesie allmälig sich zur Wissenschaft (Grammatik) wendend. 1789 die französische Revolution mit Jubel begrüßend, bald aber, als die Blutscenen beginnen, sich von ihr lossagend. 1803 gestorben und mit fürstlichen Ehren zu Ottensen begraben.

2. Schriften. „Sämmtliche Werke" Leipzig 1844—45. 11 Bde. Dazu Supplemente in 3 Bänden herausg. von Schmidlein, Stuttgart 1839—40. Biographien von Cramer, Döring, Gruber u. a. Als wichtige Denkmäler für Klopstock und seine Zeit vgl. „Klopstock und seine Freunde" von Klamer Schmidt, Halberstadt 1810; ferner: „Briefe an und von Klopstock" herausg. von Lappenberg, Braunschweig 1867.

I. Epische. „Der Messias", Epos in 20 Gesängen, in Hexametern, angeregt durch Milton's „Verlorenes Paradies".

II. Lyrische. 1. Oden („An Fanny". „Der Zürchersee". „Frühlingsfeier". „Der Eislauf". „Die frühen Gräber." „Unsere Sprache". „Die beiden Musen"). 2. Geistliche Lieder („Auferstehn, ja auferstehn". „Wenn ich einst von jenem Schlummer". „Ach, wie hat mein Herz gerungen").

III. Dramatische. Drei biblische Stücke („Adam's Tod". „David." „Salomo") und drei vaterländische, „Bardite" genannt („Die Hermannsschlacht". „Hermann und die Fürsten". „Hermann's Tod").

IV. Prosaische. „Die Gelehrtenrepublik". Grammatische Abhandlungen.

3. Die große Macht, welche Klopstock's Schriften auf die Zeitgenossen ausübten, liegt vor Allem in dem Umstande, daß in ihnen zum ersten Male eine echte, reiche und edle Dichternatur vor die Nation trat, die ihr durch Reinheit der Gesinnung, Erhabenheit der Gedanken und Glut der Empfindung in gleicher Weise imponirte. Zu den zwei idealen Elementen, von denen das geistige Leben in Deutschland sich bis dahin genährt hatte, das christlich-religiöse und das antik-klassische, traten bei Klopstock noch zwei andere: das vaterländische und das sentimentale, und gerade diese beiden letzteren äußerten die stärkste Wirkung. Alles, was damals für das Ideale überhaupt empfänglich war, folgte der Fahne Klopstock's, insbesonderr die hochgestimmte Jugend. Seine größte Kraft liegt in der Lyrik, namentlich in der Ode; am schwächsten ist er im Drama.

Anmerkung. An unmittelbaren Nachahmungen der einzelnen von Klopstock beschrittenen Richtungen fehlte es nicht, die indeß, wie gewönlich in solchem Falle, unbedeutend blieben; so z. B. Bodmer's „Noachide", Geßner's „Tod Abel's", die Dichtungen von **Denis** (der „Barde Sined"), **Kretschmann** (der „Barde Rhingulph") und **Mastalier**. Später schließt sich hier noch an: **Franz v. Sonnenberg**, geb. 1779 zu Münster, endete im Wahnsinn durch Selbstmord zu Jena 1805; sein Epos: „Donatoa oder das Weltende" zeugt von dichterischer Begabung, aber entarteter Phantasie.

§ 53.

Der Halle-Halberstädtische Kreis.
(„Die Anakreontiker“.)

Die Universität Halle (Meier, Pyra, Lange). Der Halberstädtische Dichterkreis (Gleim, Jacobi, Kleist 2c.).

1. Die Universität Halle fing gegen das Ende der 30er Jahre an neben dem alternden Leipzig in die Höhe zu kommen. Hier war Professor Meier, Schüler und Nachfolger Baumgarten's, der Erste, welcher in Deutschland gegen Gottsched auftrat. Von ihm angeregt verfaßte Jak. Imm. Pyra, der seit 1735 in Halle studirte, eine Schrift: „Beweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe“ (1743), welche ihm schnell damals eine gewisse Popularität verschaffte; er starb schon 1744. Seine und seines Freundes Sam. Gotth. Lange (seit 1737 Pastor in Laublingen) Gedichte erschienen anonym herausgegeben von Bodmer unter dem Titel „Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder“ (Zürich, 1745), dieselben sind meist in reimloser Form geschrieben, ebenso später Lange's „Horazische Oden“ (1747), denen endlich von demselben die „Uebersetzung des Horaz“ (1752) folgte. Dies sind die ersten Anfänge der Anakreontischen Dichtung, so genannt, weil die betreffenden Dichter das heitere lyrische Element der Poesie pflegten und als ihre eigentlichen Vorbilder Anakreon und Horaz aufstellten, eine Richtung, welche übrigens schon Hagedorn eingeschlagen hatte, die aber erst jetzt in weitere Kreise drang.

2. Die eigentliche Stätte dieser Dichtung ist Halberstadt, ihr Mittelpunkt der dort weilende „Vater Gleim“, ihre Blütezeit fällt ungefär in die 50er Jahre. Die meisten zu ihr gehörigen Dichter sind zugleich begeisterte Verehrer Friedrich's d. Gr., und dies bildet ein zweites charakteristisches Merkmal der ganzen Gruppe.

1. **Johann Wilhelm Ludw. Gleim**, geb. 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, studirte 1738—40 zu Halle die Rechte, wurde dann Hauslehrer in Potsdam, wo er Kleist kennen lernte, und lebte von 1747 bis zu seinem 1803 erfolgten Tode daselbst als Sekretär, später auch Canonicus des Domkapitels. Hauptwerke: „Versuch in scherzhaften Liedern“ (1744), eine Schrift, durch welche der Name der anakreontischen Dichtung zuerst in Deutschland eingebürgert wurde. Fabeln (1756 und öfter), z. B. „Die Eiche und der Kürbis“. „Die Gärtnerin und die Biene“. „Der Hirsch“. „Der arme Mann und sein Kind“; viele sind aus dem Franz. des Lafontaine übertragen, z. B. „Ameise und Grille“, „die Milchfrau“ 2c.. „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ (1758). „Anakreontische Lieder“ (1766); darin das für den Dichter charakteristische „Mein Hüttchen“. Sinngedichte (1769). „Halladat oder das rothe Buch“ (1774), ein Lehrgedicht in orientalischer Form. — Sämmtliche Werke, herausg. von W. Körte, Halberst. 1811—13, in 7 Bdn., ein 8. Bd. erschien Leipz. 1841, welcher aus dem Nachlaß des Dichters die 1789—1803 entstandenen „Zeit-

gedichte" enthält. „Briefe deutscher Gelehrten an Gleim", herausg. von Körte; Zürich, 1805. Der Dichter hatte ein äußerst empfängliches Herz für Freundschaft, stand in lebhaftem literarischem Verkehr nach allen Seiten und erwarb sich große Verdienste durch Förderung und Unterstützung junger Talente.

2. **Johann Georg Jacobi**, geb. 1740 zu Düsseldorf, studirte Theologie zu Göttingen und Helmstädt, später Professor der Philosophie und Beredsamkeit zu Halle, wo er mit Gleim in ein zärtliches Freundschaftsbündniß trat; vgl. „Briefe von Gleim und Jacobi" (1768). Im Jahre 1774 ging er nach Düsseldorf zurück, wo er das Taschenbuch „Iris" herausgab und wo seine eigenen bisher tändelnden Gedichte an Wert stiegen. Seit 1784 Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg im Breisgau, gest. daselbst 1814. „Sämmtliche Werke", Zürich 1807—22, in 8 Bdn., deren letzter des Dichters Leben (von Ittner) enthält; neuere Ausg. ebend. in 4 Bdn., 1825. Einige seiner Gedichte wurden sehr geschätzt, z. B. Vertrauen („Die Morgensterne priesen" ꝛc.), Aschermittwoch („Weg von Lustgesang und Reigen!")

3. **Ewald Christian von Kleist**, geb. 1715 in der Nähe von Cöslin, studirte seit 1731 zu Königsberg die Rechte, 1736 dänischer Offizier, trat 1740 in preußische Dienste, 1756 Major, am 12. August 1759 bei Kunersdorf schwer verwundet, nach furchtbaren Leiden gest. 24. Aug. 1759 zu Frankfurt a. O. Während einer längeren Krankheit in Potsdam (1743) wurde er mit Gleim befreundet, der damals durch das Vorlesen eines anakreontischen Liedchens („Tod, kannst du dich auch verlieben") sein Lebensretter geworden sein soll, indem das heftige Lachen des Kranken eine wohltätige Krisis veranlaßte. Die Zärtlichkeit, welche zwischen beiden Männern bestand, wurde bei Gleim durch das frühe und tragische Ende des Freundes zu einer solchen Stärke entwickelt, daß er dessen Namen fortan kaum mehr ohne Tränen aussprechen konnte, wie denn jene Zeit überhaupt in stärkeren Gefühlen sich bewegte, als die Mehrzahl der Jetztlebenden es begreifen kann. Im Feldzug 1756 stand Kleist längere Zeit zu Leipzig, wo er mit Lessing und Weiße verkehrte; er ist der Offizier, welchen Lessing am Eingang seiner Literaturbriefe im Sinne hatte, obschon er damals nicht mehr lebte. Seine Dichtungen, selbst die, welche anakreontisch sein sollen, tragen fast sämmtlich eine gewisse Wehmut an sich, die sich zuweilen bis zur Schwermut steigert. Hauptwerke: „Der Frühling" (1749), ein beschreibendes Gedicht, vielleicht angeregt durch des Engländers Thomson „Jahreszeiten", aber durchaus selbständigen Inhalts und ausgezeichnet durch Zartheit der Empfindung nicht minder als durch die Wahrheit und Lebendigkeit der Naturschilderungen; das Versmaß ist der Hexameter mit einer Vorschlagssilbe. Außerdem Oden, Lieder, Idyllen, ein Trauerspiel „Seneca" und eine kleine Epopöe „Cissides und Paches" „Sämmtliche Werke", herausg. von Ramler, 2 Bde., Berl. 1760 und öfter. „Sämmtliche Werke, nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim", herausg. von Körte, 2 Bde., Berl. 1803 und öfter. Daneben zahlreiche Nachdrucke.

5. **Karl Wilh. Ramler**, geb. 1725 zu Kolberg, in dem Halleschen Waisenhause erzogen, studirte in Halle, lernte 1745 in Berlin Gleim kennen, 1748 Professor der Logik und schönen Wissenschaften am Kadetten-Corps, erhielt 1787 mit Engel die Direktion des Berliner Theaters, gest. 1798. Nächst Klopstock der bedeutendste Odendichter jener Zeit, aber neben der äußeren Correctheit tritt der Inhalt sehr in den Hintergrund; alle seine Dichtungen, selbst die auf Friedrich II., haben etwas Kaltes und Berechnetes. Von ihm ist auch der Text zu dem Oratorium „Der Tod Jesu", comp. von Graun. Außerdem Uebersetzungen aus Horaz, Martial, Catull; die sich durch Strenge in der Nachahmung antiker Versmaße auszeichnen. „Ramler's poetische Werke", herausg. von Göckingk, 2 Bde., Berlin, 1800.

6. **Joh. Peter Uz**, geb. 1720 in Ansbach, studirte 1739 zu Halle, gest. 1796 als Direktor des Landgerichts und Consistoriums in Ansbach. Anfangs in der tändelnd anakreontischen Weise dichtend, wendete er sich später ganz der Ode, dem Lehrgedicht und dem geistlichen Liede zu. Beispiele bieten eine größere Ode „Theodicee", sodann ein Lehrgedicht über die „Kunst, stets frölich zu sein" und das populär gewordene Lied „Wenn mich das finstre Grab umschlingt". Auch seine, aus Versen und Prosa gemischten „Briefe" sind nicht ohne literarischen Wert. „Poetische Werke von J. P. Uz", 2 Bde., Leipz. 1768. „Briefe von J. P. Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—82", herausg. von Henneberger, Leipz. 1866. „Uz und Cronegk", von Henriette Feuerbach, Leipz. 1866.

7. **Joh. Nikolaus Götz**, geb. 1721 in Worms, 1739 nach Halle, längere Zeit Hauslehrer, 1747 Feldprediger in einem französischen Regiment, dann an verschiedenen Orten Geistlicher, zuletzt seit 1776 badischer Superintendent zu Winterburg, gest. 1781. Unter seinen im Ton der Anakreontiker und gleichzeitigen Franzosen gehaltenen Gedichten hat die an sich recht unbedeutende „Mädcheninsel" einen gewissen Ruf dadurch erlangt, daß König Friedrich II. in seiner sonst bekanntlich sehr wegwerfenden Kritik der deutschen Literatur gerade dieses Gedicht rühmend hervorhob. Es möge hierbei erwähnt werden, daß Friedrich's eigene Gedichte, wenn gleich französisch geschrieben, an Inhalt und Form sich den Erzeugnissen der deutschen Anakreontiker anschließen; ohne daß an irgendwelche unmittelbare Beeinflussung auf einer von beiden Seiten zu denken wäre. Die anakreontische Stimmung, wirkliche oder gemachte, ging damals durch ganz Europa. — Götzens vermischte Gedichte wurden (mit sehr willkürlichen Correcturen) herausgegeben von Ramler, 3 Bde., Mannheim, 1785.

8. **Klamer Eberhard Schmidt**, geb. 1746 in Halberstadt, als Kriegssekretär und Dom-Commissar daselbst gest. 1826. Durch Gleim angeregt, sind seine lyrischen und didaktischen Gedichte, Briefe 2c. zwar leicht und fließend, aber stets Nachahmungen Gleim's, Klopstock's, zum Teil Petrarka's. Die Beschäftigung mit dem Letzteren führte ihn der Form des Sonetts zu, welches er zuerst in Deutschland correct behandelte, jedoch noch keineswegs in Aufnahme zu bringen vermochte.

9. **Anna Luise Karsch**, geb. Dürbach, gewönlich die Karschin genannt, geb. 1722 auf dem Hammer bei Schwiebus, Tochter eines Schenkwirts, armselig erzogen, bis in ihr siebzehntes Jahr als Viehmagd lebend, dann an einen Tuchmacher, Hirsekorn, verheiratet, der sie aus Geiz verstieß, und darauf an einen trunksüchtigen Schneider, Karsch, welcher als Vagabund herumlief. Seit 1755 in Glogau von ihrer Hände Arbeit lebend und ihre Kinder ernährend, nur zuweilen aufgeschreckt durch das Wiedererscheinen ihres Mannes, der ihr unter Mißhandlungen das mühselig Gesparte abpreßte. Durch ihre Gedichte, die zum Teil improvisirt waren, wurde sie zunächst einem Geistlichen und bald auch den angeseheneren Einwohnern der Stadt bekannt, endlich auch einem benachbarten Gutsbesitzer, Baron von Kottwitz, welcher sie ihrem Elend entriß, nach Berlin brachte und mit den dortigen Literaturfreunden in Verbindung setzte. Obschon nach dem frühen Tode ihres edlen Beschützers ihre Lage wiederum kümmerlich wurde, so hatte sie doch bereits so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme erregt, daß sie sich in Berlin vermittelst mannigfacher Unterstützungen halten konnte. Friedrich d. Gr. freilich zeigte dabei, wie sich ja auch erwarten ließ, nur Geringschätzung; er schickte ihr einmal 2 Taler, welche sie mit einem kleinen Epigramme zurücksandte; dagegen veranstaltete Gleim eine Sammlung ihrer Gedichte, welche einen Reingewinn von 2000 Talern eintrug. Sulzer unternahm es sie zu bilden und gern hätte man sie dem damaligen Parnaß eingereiht; neben Klopstock-Homer, Gleim-Anakreon, Ramler-Horaz, Uz-Pindar wurde sie bereits mehrfach als die Sappho ihrer Zeit gepriesen, auch versuchte sie es wol, in den damaligen Modeton einzustimmen. Aber in Wahrheit entsprach diese tändelnde Dichtung durchaus nicht ihrem Charakter, welcher vielmehr auf das Pathetische und Sentimentale gerichtet war; gemäß ihrer unverkünstelten Volksnatur hatte sie weit mehr Verwandtschaft mit dem Geschlecht der nächsten Jahrzehnte als mit Denen, deren Schützling sie war. Friedrich Wilhelm II. schenkte ihr später ein kleines Haus in Berlin, wo sie 1791 starb. Ihre Gedichte erschienen zuerst 1762, nach ihrem Tode mit ihrer Lebensgeschichte neu herausg. von ihrer Tochter C. L. v. Klenke, Berl. 1792. Vgl. „A. L. Karschin", von Th. Heinze, Anklam, 1866.

10. **Salomon Geßner**, geb. 1730 zu Zürich, ging 1749 nach Berlin, um Buchhändler zu werden, beschäftigte sich aber, von Ramler ermuntert, mit Malerei und Dichtkunst; nach Zürich zurückgekehrt, lebte er als Buchhändler, Maler, Dichter, später als Mitglied des großen Rats in allgemeiner Achtung; gest. 1787. Aeußerlich mit den Halberstädtern in keinem Zusammenhange, aber durch sein Wesen denselben verwandt. Seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkte sich auf Idyllen in prosaischer Form, darunter zwei größere: „Der Tod Abel's" und „Der erste Schiffer"; sie sollen an alttestamentlichen und antiken Stoffen ein Bild ursprünglichen Naturlebens veranschaulichen, sind aber modern-sentimental und zum Teil von widriger Süßlichkeit. Die darin herrschende, freilich nur erträumte, Natürlichkeit und Einfachheit war indeß so sehr im Geiste jener Zeit, daß dieselben in fast alle Kultursprachen übersetzt und namentlich in Frankreich mit lautem Beifall aufgenommen wurden. „Geßner's Schriften", 2 Bde.,

Zürich, 1777 und öfter. In G.'s Spuren geht **Franz Xaver Bronner** (1758—1850) zu Aarau, in seinen „Fischergedichten".

11. **Leopold Friedrich Günther v. Göckigk**, geb. 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, früh mit Gleim und dessen Kreise befreundet, 1793 Geh. Oberfinanzrath in Berlin, 1814 pensionirt, gest. 1828. Er pflegte besonders das Sinngedicht und den poetischen Brief. Unter seinen Erzeugnissen fanden die „Lieder zweier Liebenden" großen Beifall, ferner das Gedicht an den Schwedenstein („Laßt den Wagen halten oder fahren") und „Die Parforce-Jagd". Sämmtliche Gedichte erschienen, 3 Bde., zu Frankfurt 1782, neue Ausg. 4 Bde., ebendas. 1821.

12. **Magnus Gottfried Lichtwer**, geb. 1719 zu Wurzen, seit 1752 Regierungsrat zu Halberstadt, aber mit den dortigen Dichtern in geringem Verkehr, eher mit den älteren sächsischen Dichtern verwandt, wie er denn auch mit Gottsched stets in freundlichem Verhältniß blieb; gest. 1783. Verfasser von „Vier Bücher äsopischer Fabeln" (1748), von denen einige, z. B. „Die Katzen und der Hausherr", „Der kleine Töffel", „Die seltsamen Menschen" noch heute beliebt sind.

Anmerkung. Den sächsischen und halberstädtischen Dichtern geistig verwandt, aber doch im Leben ihnen ziemlich fernstehend, sind: **Karl Kasimir v. Kreuz**, geb. 1724 zu Homburg a. d. Höhe, 1751 Staatsrat daselbst, gest. 1770; am bekanntesten von ihm ist ein philosophisches Gedicht: „Die Gräber", im Geiste der Young'schen Nachtgedanken. **Joh. Jak. Dusch**, geb. 1725 zu Celle, seit 1762 Prof. der schönen Wissenschaften am Gymnasium zu Altona, gest. 1787; von ihm einige Lehrgedichte: „Die Wissenschaften", „Moralische Briefe", ꝛc. **Joh. Gottlieb Willamow**, geb. 1736 zu Morungen, seit 1767 Rektor der deutschen Schule zu Petersburg, gest. 1777; von ihm „Dithyramben" und „Dialogische Fabeln". **Gottlieb Konrad Pfeffel**, geb. 1736 zu Kolmar, studirte 1751—53 zu Halle die Rechte, alsdann von einem Augenleiden befallen, welches 1757 zu völliger Erblindung führte; er gründete 1773 eine Erziehungsanstalt zu Kolmar, wurde 1803 Präsident des evangelischen Konsistoriums daselbst und starb 1809. Seine Fabeln und poetischen Erzälungen haben zum Teil einen bleibenden Wert.

§ 54.

Lessing.

(1729—81.)

1. **Gotthold Ephraim Lessing**, geb. 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte 1741 die Fürstenschule zu Meissen, 1746 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, trieb jedoch weit mehr Mathematik und Naturwissenschaft, schöne und gymnastische Künste; widmete im Verkehr mit seinen Freunden Weiße und Mylius auch dem Theater viel Interesse und geriet darüber mit seinem Vater in ernste Zerwürfnisse, in Folge deren er sich endlich entschloß der Theologie zu entsagen. Er ging nun nach Berlin, wo er mit kurzen Unterbrechungen (Wittenberg, Leipzig) bis 1760 lebte und durch seine Teilnahme an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und an den „Literaturbriefen" der eigentliche Begründer der deutschen Kritik wurde.

Seine kritischen Arbeiten erschienen teils in den genannten Zeitschriften, teils in dem gelehrten Teil der Vossischen Zeitung, den er 1751—55 redigirte. Der Plan, 1755 als Begleiter eines jungen Kaufmanns größere Reisen zu machen, zerschlug sich durch den Beginn des Krieges. 1760 in Breslau Sekretär des Generals Tauenzien, wo er fünf Jahre lang bald in ernste Studien vertieft, bald an dem bunten Soldatenleben lebenslustig Teil nehmend, zubrachte und seine „Minna von Barnhelm" schrieb. 1765 nach Berlin zurückgekehrt, ging er 1767 nach Hamburg, um die künstlerische Leitung des dort unter Schröder's Direktion blühenden Theaters zu übernehmen. 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel. 1775 unternahm er in Begleitung des Erbprinzen von Braunschweig eine Reise nach Wien und Italien. 1776 verheiratet mit Eva König, welche ihm jedoch schon im nächsten Jahre durch den Tod entrissen wurde. Dies und die heftigen theologischen Kämpfe, in die er mehr und mehr hineingeriet, steigerte die Leiden des bereits längst Kranken; er starb bei einem Besuch zu Braunschweig am 15. Febr. 1781. Vgl. „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke", von Danzel, vollendet von Guhrauer, 2 Bde., Leipzig 1853—54. In mehr populärer Fassung: „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke", von Ad. Stahr, Berlin, 1859 und öfter.

2. Schriften. Lessing ist der einzige unter den großen Meistern der neueren deutschen Literatur, dessen „Sämmtliche Werke" in würdiger, historisch-kritischer Ausgabe erschienen sind; sie wurde herausgegeben von Karl Lachmann, 13 Bde., Berlin 1838—40; nochmals durchgesehen und vermehrt von W. v. Maltzahn, 12 Bde., 1853—57. Die wichtigsten seiner Schriften sind etwa folgende:

1) Oden und Lieder, letztere noch ganz in Weise der Anakreontiker, Beispiel: „Gestern Brüder, könnt ihr's glauben".

2) Sinngedichte, denen die „Anmerkungen über das Epigramm" als theoretische Ergänzung zur Seiten stehen.

3) Fabeln; in prosaischer Form geschrieben, meist mit scharfer, epigrammatischer Zuspitzung, ein Muster knapper Darstellungsweise; ihnen reihen sich die „Abhandlungen über die Fabel" an.

4) Lustspiele; sämmtlich aus seiner Jugendzeit. Beisp. „Der junge Gelehrte" (1747). „Die Juden". „Der Freigeist" (beide 1749). Noch im Geschmack der sächsischen Schule, aber bereits durch muntern Dialog und freisinnige Auffassung socialer Verhältnisse ausgezeichnet.

5) Vademecum für Herrn Pastor Lange (1754), eine vernichtende Kritik von dessen Horazübersetzung, welcher am Schluß die Abwehr einer Verleumdung folgt. Die Sprache ist von einer Vollendung der Form, wie sie bis dahin in Deutschland unerhört war; sie zog zuerst die Augen der Welt auf den Verfasser.

6) Miß Sara Sampson (1755), ein Trauerspiel, worin nach dem Vorgang der Engländer und Diderot's durch tiefere Charakterzeichnung auch Personen aus der bürgerlichen Sphäre dramatisch wirksam gemacht

werden. Erster Versuch des sogenannten „bürgerlichen Drama's" in Deutschland.

7) Literaturbriefe (1759—60), aus Nikolai's Zeitschrift (vgl. § 55. 8) zusammengestellt. Geistvolle Besprechung der hervorragendsten Erscheinungen aus der damaligen Literatur, wobei vom Einzelnen ausgehend allgemeine Grundsätze der anregendsten Art entwickelt werden.

8) Philotas (1759), ein Trauerspiel. Versuch, ob ein Drama auch ohne das erotische Motiv möglich sei. Das Stück enthält daher nur männliche Rollen; die Einwirkung des damals alle Gemüter fesselnden Krieges ist darin unverkennbar.

9) Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück (entworfen 1763, erschienen 1767), vom Verfasser als Lustspiel bezeichnet, obschon es nach der heutigen Ausdrucksweise eher den Namen eines Schauspiels verdient. Es werden hier zum ersten Male volkstümliche Charaktere im besten Sinne des Worts vorgeführt und die ihnen entspringenden Handlungen ohne Rücksicht auf die bis dahin geltenden „drei Einheiten" dargestellt. Dabei ist das Stück aus dem Leben gegriffen, der siebenjährige Krieg mit seinen Drangsalen bildet den geschichtlichen Hintergrund, deutscher Sinn und deutsches Gemüt spiegeln sich darin ab, und man hat es deshalb mit Recht als das „erste deutsche Nationaldrama" bezeichnet.

10) Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie (1766). Die Abhandlung geht von einer Aeußerung Winkelmann's über die berühmte, aus dem Altertum auf uns gekommene „Laokoongruppe" aus und weist nach, wie die Auffassung des Bildhauers eine andere sein müsse als die des Dichters; indem jener Zustände, dieser wesentlich Handlungen darzustellen habe. Daran reihen sich eine Menge Untersuchungen und Entscheidungen, welche, obschon das Werk unvollendet geblieben, doch epochemachend für die Kunstkritik aller Zeiten geworden sind.

11) Briefe antiquarischen Inhalts (1768), hauptsächlich gegen Professor Klotz in Halle gerichtet, welcher in seinen Schriften durch Unwissenheit, Anmaßung und Kabalen den Zorn Lessing's erregt hatte. An sie schließt sich die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet".

12) Hamburgische Dramaturgie (1767—68), ursprünglich ein Wochenblatt zu Theaterrecensionen bestimmt, welche sich aber allmälig zu tiefgehenden Abhandlungen über das Wesen des Dramas erweitern. Es wird darin der französische Einfluß auf dem Gebiete des ernsteren Dramas vollständig vernichtet, indem teils durch innere Gründe, teils durch Hinweisung auf die Griechen und Engländer (besonders Shakespeare) die Unnatur und Geschmacklosigkeit der klassischen französischen Stücke, welche bis dahin als unantastbare Meisterstücke gegolten hatten, an's Licht gezogen wird.

13) Emilia Galotti (1772), das erste große Trauerspiel der Deutschen, im Wesentlichen eine Umarbeitung der Geschichte der Römerin Virginia in ein bürgerliches Drama. Durch scharfe Charakterzeichnung, klare Anlage, rasche Handlung und knappe Sprache ein klassisches Werk, aus welchem man für die dramatische Technik mehr lernen kann, als aus

irgend einem andern Stück, selbst die der größten Dichter nicht ausgenommen.

14) Antigoeze (1778). Lessing hatte 1774 die „Fragmente eines Unbekannten" herausgegeben, welche eine Kritik der vier Evangelien enthielten und verfaßt waren von Hermann Samuel Reimarus (1694 bis 1768), Professor der griechischen Sprache und Mathematik zu Hamburg. Dies brachte ihm Streit mit den Theologen, vor Allem mit seinem früheren Freunde, dem Hauptpastor Melchior Goeze in Hamburg. Die Antworten auf dessen Angriffe erschienen in elf Flugblättern, welche später unter dem obigen Titel zusammengestellt wurden.

15) Nathan der Weise (1779), ein didaktisches Drama, welches zeigen soll, einerseits daß der göttliche Ursprung irgend einer Religion unerweisbar sei (die Parabel von den drei Ringen), andererseits daß Liebe, Verträglichkeit und überhaupt die Tugenden des Herzens die höchsten Aeußerungen jeder Religion bilden. Der Stoff des Dramas ist dem Boccaccio (Decam. I. 3) entnommen; als Metrum der fünffüßige Jambus gewählt, welcher, obschon früher bereits von Weiße benutzt, doch erst von jetzt an populär und, namentlich durch Goethe's und Schiller's Nachfolge, für das ernstere Drama im Deutschen herrschend wird.

16) Die Erziehung des Menschengeschlechts (1780). Eine Abhandlung in gedrängter, fast aphoristischer Form. Es wird darin angedeutet, daß das Menschengeschlecht sich in ähnlicher Weise entwickelt wie die Individuen, aus denen es besteht. Die verschiedenen Religionen sind Entwickelungsstufen, durch welche Gott die Menschen und die Menschengruppen (Völker), je nach ihrer Kraft und ihrem Bedürfniß, allmälig zur geistigen Reife erzieht.

3. Lessing war ein männlich-kräftiger, vorwiegend verständiger, fast antiker Geist, selbst in seinen Dichtungen, welche von lyrischem Schwung und Sentimentalität keine Spur zeigen. In allen seinen Werken ist es der kräftige Gedanke, welcher anzieht, seltener die Phantasie, noch seltener die Seele. Er war sich dessen bewußt, so sehr, daß er einmal erklärt, er sei gar kein Dichter:

> „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre mich für das Letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglicher ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen."

Ein Geständniß stolzer Selbstbescheidung, welches jedenfalls nur dann gilt, wenn man die Worte Dichter und Dichtung im höchsten und idealsten

Sinne nimmt. Lessing's innerste Kraft lag freilich auf anderem Gebiet, nämlich in der kritischen Forschung, welche letztere schon an und für sich, auch abgesehen von dem Ergebniß, ihn so sehr beseligte, daß sie, selbst fruchtlos, ihm noch als ein würdiger Lebensinhalt erschien. Er drückt dies mit einer gewissen leidenschaftlichen Energie in jener berühmten Stelle aus:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Es sollen diese, zuweilen mißverstandenen, Worte nur ausdrücken, daß der Besitz der „reinen" (vollständigen) Wahrheit mit der dem Menschengeiste so notwendigen Bewegung unverträglich sein und ihn zu Stolz, Trägheit und Stagnation hinführen würde; damit ist aber keineswegs geläugnet, daß fruchtbringende Forschung besser sei als vergebliche. Und welche wäre fruchtbringender gewesen als die seinige? In der Jugend schon ein Meister des Stils (Klarheit, Kürze, dramatische Haltung) darf er als der eigentliche Vollender der deutschen Prosa gelten, welche selbst bei Gellert noch breit und weitschweifig ist. Später begründet er die wissenschaftliche Kritik in Deutschland, gleich stark in Vernichtung des Falschen wie in Sichtung des Halbwahren und in Erschließung neuer Gesichtspunkte. Endlich wird er zum Vorkämpfer des Humanismus, teils im Kampf gegen religiöse Unduldsamkeit, teils durch historische Betrachtung der Glaubenslehren und ihrer Quellen, teils durch seine schöne und großartige Auffassung der Religion, wonach diese mit dem echten Menschentum in Eins zusammenfließt.

Anmerkung. Lessing ist einer der größten Geister, welche Deutschland hervorgebracht, in vieler Beziehung an Luther erinnernd, „der große Wegweiser der Nation", wie ihn Gervinus nennt. Unmittelbare Nachfolger hatte er nicht und konnte seinem Wesen nach keine haben, Erscheinungen wie die seinige kehren kaum in Jahrhunderten und erst unter völlig neuen Verhältnissen wieder. Aber sein Einfluß giebt sich tausendfältig in allen Richtungen des deutschen Lebens kund; auch die Größten in der nächstfolgenden und späteren Zeit, wie hoch sie ihn im Einzelnen überfliegen mochten, stehen im Grunde auf seinen Schultern und wären ohne ihn nicht geworden was sie waren. — Man hat zuweilen von einer „Berliner Schule" gesprochen (Nikolai, Mendelssohn ꝛc.), mit welcher Lessing in ganz besonders naher Berührung gestanden und die mit ihm zusammen gearbeitet und später sein Werk, die „Aufklärung", fortgesetzt habe. Es beruht diese, namentlich während Lessing's Lebzeiten oft ausgesprochene, Meinung auf einer sehr äußerlichen Auffassung der Verhältnisse, und wenn sie sich gar zum Vorwurf der Parteigängerei und des (damals freilich sehr blühenden) literarischen Cliquenwesens versteigt, auf einer völligen Verkennung der Sachlage. Nie hat Jemand literarisch selbständiger dagestanden als Lessing; er selbst spricht sich einmal (in den antiquarischen Briefen) darüber auf's bestimmteste aus und die Nachwelt hat auch hierbei längst zu seinen Gunsten entschieden. Daß übrigens die deutschen Aufklärungsbestrebungen in Lessing ihren glänzendsten Vertreter fanden, ist richtig, und dieser Umstand möge Diejenigen stutzig machen, welche, unter den Nachwirkungen der Romantik aufgewachsen, das Wort Aufklärung nur mit Achselzucken auszusprechen pflegen. Vgl. darüber eine Stelle bei einem unserer geistvollsten Literarhistoriker, Hettner: „L. G. des 18. Jahrh." Bd. 4, S. 183, am Schluß.

§ 55.

Die Prosaschriftsteller während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Winkelmann — Möser. Moser. Sturz — Sulzer. Iselin. Zimmermann — Nicolai. Mendelssohn. Abbt — Garve. Engel. Knigge — Hermes. Müller. Musäus — Thümmel. Hippel. Lichtenberg — Hamann.

Es sind hier mehrere, unter sich sehr verschiedene, Schriftsteller zusammengestellt, welche, abgesehen von den kleineren Gruppen, die wir oben anzudeuten suchten, insgesammt nur dies mit einander gemein haben, daß sie gegen die Mitte und bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts an der Ausbildung unserer Literatur lediglich durch prosaische Schriften teilnahmen, wobei wir zunächst allerdings nur an die äußere Form, gegenüber der rhythmischen, denken. Aber auch der Inhalt entspricht im Ganzen dem Begriff echter Prosa; er bewegt sich auf historischem, ästhetischem, philosophischem Gebiet, und zwar gemäß dem damaligen Standpunkt dieser Wissenschaften in allgemein-verständlicher (populärer) Fassung und daher nicht immer im Namen der strengen Abhandlung, sondern mit Vorliebe in dem der beschreibenden und erzählenden Skizze, ja selbst in dem des Romans. Damit standen die Verfasser freilich nach heutiger Auffassung bereits vollständig auf dem Boden der Dichtkunst; indeß die damalige Zeit, lediglich die unrhythmische Form als Kriterium nehmend, faßte die Sache anders auf und wir folgen ihr bei dieser Zusammenstellung um so lieber, als jene Romane in der Tat keine poetischen Kunstwerke sind, ja gar nicht sein sollen, sondern vielmehr, wie es scheint, bequeme Ablagerungsorte für moralische, satirische, humoristische Mitteilungen, sie nähern sich sämmtlich der Didaktik und scheiden damit sofort aus dem eigentlichen Gebiet der Poesie aus. — Wir ordnen diese Schriftsteller so, daß wir zunächst einen großen einsam dastehenden Forscher: Winkelmann, nennen, dann drei Staatsmänner und edle Patrioten, zum Teil Märtyrer ihrer Ueberzeugung: Möser, v. Moser, Sturz; dann die sogenannten Popularphilosophen: Sulzer, Iselin, Zimmermann (sämmtlich Schweizer), Nicolai, Mendelssohn, Abbt (Mitarbeiter an den Literaturbriefen, die sogenannte „Berliner Schule"), Garve, Engel, v. Knigge (sämmtlich feine Essayisten und Psychologen); sodann die Romanschreiber: Hermes, Müller, Musäus (diese noch der älteren, sächsischen Richtung angehörig), v. Thümmel, v. Hippel, Lichtenberg (diese der neueren, unter dem Einfluß der englischen Humoristen entstandenen); endlich wiederum ein alleinstehender Denker, der Prophet der Sturm- und Drangzeit: Hamann.

1. **Joh. Joachim Winkelmann,** geb. 1717 zu Stendal, Sohn eines armen Schumachers, studirte seit 1738 in Halle und Jena unter dem Drucke schwerer Armut Theologie, gab sich indeß bald völlig dem Studium der Alten hin. 1743 Conrector zu Seehausen in der Altmark, 1748 Bibliothekar beim Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden. Die Kunstschätze dieser Stadt entflammten seine Begeisterung für die Schöpfungen der antiken Welt und erregten in ihm die Sehnsucht nach Italien. Um

seinen Zweck zu erreichen, wurde er 1754, auf Zureden des päpstlichen Nuntius, katholisch und trat im nächsten Jahre, vom sächsischen Hofe unterstützt, die Reise dorthin an. Er lebte in Rom, Neapel und Florenz, untersuchte die Denkmäler Pompeji's und Herculanum's und wurde Bibliothekar des kunstsinnigen Cardinals Albani. Von diesem und dem in hohen Ehren stehenden Maler Rafael Mengs, seinem Landsmann, dem Papste Benedikt XIV. empfohlen, erhielt er 1763 die Stelle eines Oberaufsehers aller Altertümer in und bei Rom. 1764 gab er sein berühmtes Werk „Geschichte der Kunst des Altertums“ heraus, worin an den Kunstwerken der Griechen, die man bis dahin nur als Stoff antiquarisch gelehrter Untersuchungen behandelt hatte, zum ersten Male die Idee des Schönen erfaßt und ihren Gesetzen nachgeforscht wurde. 1768 unternahm er, von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, eine Reise nach Deutschland, aber schon in Tyrol wurde er schwermütig; die schroffen Felswände, die spitzen Dächer taten ihm weh, und diese Stimmung wuchs, je weiter er sich vom italischen Boden entfernte. In Regensburg kehrte er um, nahm jedoch den Umweg über Wien, wo er von der Kaiserin Maria Theresia mit hohen Ehren empfangen und reich beschenkt wurde. So kam er bis Triest und hier fand sein Leben einen jähen Schluß; ein Italiener (Archangeli), mit dem er dort im Gasthause zufällig bekannt geworden, ermordete ihn, um sich in Besitz seiner Schätze (meist antike Münzen und Kunstgeräte) zu setzen, am 8. Juli 1768. — Seine ges. Werke, 12 Bde., herausg. von Fernow u. A., erschienen zu Dresden 1808—25.

2. **Justus Möser**, geb. 1720 zu Osnabrück, studirte in Jena und Göttingen die Rechte, 1747 von seinen Mitbürgern zum advocatus patriae gegen die Willkür des Statthalters von Osnabrück gewählt, von den Landständen zum Syndikus der Ritterschaft, gest. 1794 als geh. Justizrat. Hauptw. „Patriotische Phantasien“ (1775), eine Besprechung der gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit und Heimat. Unter seinen vermischten Schriften befindet sich auch eine Abhandlung „Ueber die deutsche Sprache und Literatur“, die durch Friedrich's II. Schrift: De la literature allemande veranlaßt ist. — Man hat diesem Schriftsteller den ehrenvollen Beinamen des „deutschen Franklin“ gegeben.

3. **Friedrich Karl von Moser**, Sohn des freisinnigen, von 1759—64 auf Hohentwiel eingekerkerten Staatsrechtslehrers Joh. Jak. Moser (1701—85), geb. 1723 zu Stuttgart, 1772 hessen-darmstädtischer Premierminister, 1780 in Ungnaden entlassen und seine Amtsführung einem Proceß unterworfen, der erst 1790 mit voller Ehrenerklärung und Entschädigung niedergeschlagen wurde; gest. 1798 in Ludwigsburg. Hauptw. „Der Herr und der Diener“ (1759), ein Buch, in welchem zuerst der Sinn des deutschen Volkes auf politische Fragen hingelenkt wurde. „Vom deutschen Nationalgeist“ (1766).

4. **Helfrich Peter Sturz**, geb. 1736 zu Darmstadt, 1762 Privatsekretär des Grafen Bernstorf in Kopenhagen, 1772 mit diesem in den tragischen Sturz des Ministers Struensee verwickelt, welchem eine allgemeine Reaction gegen das deutsche Element in Dänemark folgte. 1775 oldenburgischer Staatsrat, gest. 1779. Hauptw. „Erinnerungen aus

dem Leben des Grafen v. Bernstorf", „Briefe eines Reisenden", in denen er sich als einen der ersten Prosaisten seiner Zeit erweist. Seine Schriften, 2 Bde., Leipz. 1786.

5. **Joh. Georg Sulzer,** geb. 1720 zu Winterthur, studirte unter Bodmer und Breitinger zu Zürich, 1743 Hauslehrer in Magdeburg, 1744 in Berlin mit Gleim befreundet, 1747 Professor am Joachimstal daselbst, gest. 1779. Hauptw. „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (1772—74), worin übrigens noch nach veraltetem (Gellert-Bodmer'schen) Standpunkt der Wert der Kunstwerke nach der Moral beurteilt wird. Das Werk ist einer der ersten Versuche, eine Wissenschaft in lexikalischer Form zu popularisiren.

6. **Isaak Iselin,** geb. 1728 zu Basel, studirte in Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften, seit 1754 Mitglied des großen Rats zu Basel, gest. 1782. Hauptw. „Träume eines Menschenfreunds" (1758). „Ueber die Geschichte der Menschheit" (1764), der erste Versuch einer Geschichtsphilosophie, wie ihn später Herder vollendeter gab. Mit Geßner, Zimmermann u. A. stiftete Iselin die „Schinznacher patriotische Gesellschaft", welche die edelsten Männer der Schweiz vereinte und großen Segen gestiftet hat.

7. **Johann Georg Zimmermann,** geb. 1728 zu Brugg (Kanton Bern), studirte zu Göttingen unter Haller Medicin, 1753 Arzt in seiner Heimat, 1768 königlicher Leibarzt zu Hannover, von wo er umsonst (1786) zu Friedrich's d. Gr. Todtenbette gerufen wurde; schwer leidend und längst trübsinnig starb er 1795. Hauptw. „Vom Nationalstolz" (1758). „Betrachtungen über die Einsamkeit" (1757, vollendet 1784).

8. **Friedrich Christoph Nicolai,** geb. 1733 zu Berlin, wo sein Vater Buchhändler war. Obschon selbst für diesen Beruf bestimmt, beschäftigte er sich doch in seiner Jugend hauptsächlich mit kritischen und philosophischen Studien, verkehrte mit Lessing und Mendelssohn und gründete 1757 zu Leipzig die Zeitschrift: „Bibliothek der schönen Wissenschaften", welche er indeß schon 1759 an Weiße überließ, weil er inzwischen die väterliche Handlung hatte übernehmen müssen. Mit den beiden oben genannten Freunden gründete er nun in Berlin die „Literaturbriefe" (1759—65), und dann, ohne Lessing, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (1765—92, 1800—5), alle drei Werke tief in das geistige Leben der Nation eingreifend; seit 1799 Mitglied der Akademie zu Berlin, später auch der zu München, gest. 1811. Ein Mann regsamen Geistes und eifriger Kämpfer für Aufklärung und „gesunden Menschenverstand", zuweilen auch da, wo nüchterne Verständigkeit allein nicht ausreicht; deshalb nach den verschiedensten Seiten hin befehdend und befehdet. Er hatte, ähnlich wie Gottsched, das Unglück oder die Unvorsichtigkeit, sich mit den Trägern des Fortschritts, denen er nicht gewachsen war, in literarische Kämpfe einzulassen, zuweilen auf Gebieten, für die ihm jedes Verständniß mangelte. Dahin gehören seine Angriffe auf Herder, dessen „Völkerstimmen" er durch sein Pamphlet: „Auch eyn kleyner feyner Almanach von Volksliedern" (1777) verspotten wollte, und auf Goethe, zu dessen „Werther" er einen zweiten Teil im Ton hausbackenen

Philistertums schrieb. Das Bild nun, welches während des Kampfes die Gegner, namentlich Goethe und Schiller in den „Xenien", von ihm entwarfen, und welches doch nur ein Zerrbild war, steht der Nachwelt, welche sonst von ihm wenig weiß, fortwährend vor Augen und macht ihn über Gebühr lächerlich. Ja, es lacht wol heut zu Tage Mancher über ihn, welcher mit ihm, dem „Nüchtern-Verständigen" im Grunde weit mehr harmonirt als mit seinen idealistisch gestimmten Gegnern. Unter seinen größeren Werken sind die bekanntesten: „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker", 3 Bde. (1773—76), „Anekdoten von Friedrich II." (1788), „Reise durch Deutschland und die Schweiz", 12 Bde. (1783—86).

9. **Moses Mendelssohn**, geb. 1729 zu Dessau, Sohn eines armen jüdischen Lehrers, in talmudischer Gelehrsamkeit erzogen, kränklich und verkrümmt, wanderte 1742 nach Berlin, wo er unter den größten Entbehrungen gründliche Studien, namentlich in der Philosophie trieb. Von einem reichen Fabrikanten (Bernard) als Hauslehrer angenommen, wurde er später dessen Compagnon; seit 1754 mit Lessing innig befreundet, seit 1757 eifriger Mitarbeiter an Nicolai's Zeitschriften, gest. 1786. Meister des populär-philosophischen Stils, der „jüdische Sokrates", das Vorbild zu Lessing's Nathan. Bekanntestes Werk: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (an Plato's gleichnamige Schrift sich anlehnend). Seine gesammelten Schriften, 7 Bde., erschienen zu Leipzig 1843—45. Vgl. ferner Kayserling „Moses Mendelssohn; sein Leben und seine Werke". Leipz. 1862.

10. **Thomas Abbt**, geb. 1738 zu Ulm, studirte seit 1756 in Halle Theologie, mehr noch Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften. 1760 Professor der Philosophie in Frankfurt a. O., 1761 Prof. d. Math. zu Rinteln, seit 1765 Regierungs- und Consistorialrat zu Bückeburg, wo er, hochgeehrt von dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dem berühmten Wiederhersteller der portugiesischen Kriegsmacht, bereits 1766 starb. Hauptw. „Ueber den Tod für's Vaterland" (1761). „Vom Verdienst" (1765). Außerdem Mitarbeiter an den Literaturbriefen.

11. **Christian Garve**, geb. 1742 zu Breslau, studirte seit 1763 in Frankfurt, dann in Halle Philosophie und Mathematik; von hier aus trat er mit Gellert und Weiße in Verbindung; wurde 1769 des Ersteren Nachfolger, legte jedoch dies Amt schon 1771 wegen Krankheit nieder; er lebte nun meist zu Breslau, bis ihn nach langen Leiden 1798 der Tod erlöste. Wir besitzen von ihm zahlreiche Abhandlungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und Gesellschaft, eine Uebersetzung von Cicero's Schrift „Ueber die Pflichten" (durch ein Gespräch mit Friedrich II. veranlaßt) und Briefe. Sein Stil ist klar, freundlich, ruhig-belehrend, etwas verwandt dem Gellert'schen. In philosophischer Beziehung gehört er wesentlich der Wolf'schen Schule an, allen entschiedenen Neuerungen, z. B. dem Wirken Lessing's und Klopstock's, war er abgeneigt, mehr noch dem jugendlichen Goethe und dessen Genossen.

12. **Johann Jakob Engel**, geb. 1741 zu Parchim, studirte Anfangs Theologie, später Natur- und Sprachwissenschaft, 1776 Professor am

Joachimstal, auch Lehrer Friedrich Wilhelm's III., 1787—94 Direktor des Berliner Theaters, später als Privatmann lebend, gest. 1802. Einer der elegantesten Stilisten, offenbar an Lessing gebildet, dem er in der Schreibart sehr nahe steht. Seine kleinen Aufsätze, meist didaktischen und ästhetischen Inhalts, stellte er zusammen in dem „Philosophen für die Welt" (1775); darin die beliebte Skizze: „Herr Tobias Witt". Andere, mehr politischen Inhalts, enthält „Der Fürstenspiegel" (1798). Ferner erschien von ihm ein artiges kleines Drama: „Der Edelknabe" (1772), ein durch treffliche Charakterzeichnung ausgezeichneter Familienroman: „Lorenz Stark" (1801) und Ideen zu einer Mimik" (1785) in Briefen. Schriften, 12 Bde., Berlin, 1801—6.

13. **Adolf von Knigge**, geb. 1752 in der Nähe von Hannover, 1772 Assessor in kurhessischen Diensten, die er jedoch bald verließ, um als weimar'scher Kammerherr zu Hanau, Frankfurt, Heidelberg ꝛc. literarischen Arbeiten zu leben; 1790 Oberhauptmann und Scholarch zu Bremen, gest. 1796. Sein Hauptwerk ist das einst berühmte Buch: „Ueber den Umgang mit Menschen" (1788). Seine sonstigen Schriften: „Der Roman meines Lebens", „Die Reise nach Braunschweig" u. a. sind unbedeutend. Vgl. „Adolf, Freiherrn v. Knigge's Leben und Schriften", von K. Goedecke, Hannover 1844.

14. **Joh. Timotheus Hermes**, geb. 1738 in der Nähe von Stargard, gest. 1821 als Consistorialrat zu Breslau. Unter seinen zahlreichen Schriften, die wesentlich von didaktischer Natur sind, aber in erzälender Form auftreten, ist die bekannteste der Roman: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", 6 Bde. (1770—73); er ist noch im Stil der Sächsischen Schule geschrieben, der Inhalt matt und weitschweifig, voll Erörterungen über die verschiedensten sozialen Thema's, gleichwol lehnt er sich, bei aller Trockenheit, doch an die empfindsam-moralischen Romane des Engländers Richardson („Pamela". „Clarissa". „Grandison") an, und einige der darin eingestreuten Lieder, z. B. „Dir folgen meine Tränen", waren in hohem Grade populär.

15. **Johann Gottwerth Müller**, geb. 1744 zu Hamburg, Buchhändler zu Itzehoe, gest. daselbst 1828. Verfasser derb komischer Romane von großer Lebenswahrheit und deshalb für die Sittengeschichte seiner Zeit höchst bezeichnend. Hauptw. „Siegfried von Lindenberg" (1779), die Schilderung eines norddeutschen Dorfjunkers und seiner Umgebung. Die drollig-derb-treuherzige Sprache erinnert zuweilen etwas an Asmus-Claudius.

16. **Joh. Karl Aug. Musäus**, geb. 1735 zu Jena, studirte Theologie, 1763 Pagenhofmeister, 1770 Professor am Gymnasium zu Weimar, gest. 1787. Er schrieb zwei satirische Romane: „Grandison der Zweite" (1760), worin er mit Bezug auf Richardson's bekanntes Werk die Empfindsamkeit verspottet, und „Physiognomische Reisen" (1778) gegen Lavater's überspannte Ansichten. Am bekanntesten jedoch sind seine „Volksmärchen der Deutschen" (1782), welche er nach mündlichen Erzählungen alter Soldaten, Bauern, Weiber ꝛc. sammelte und bearbeitete jedenfalls ein, namentlich in jener Zeit, sehr hoch anzuschlagendes Ver-

dienst, denn in Wahrheit ist er der Erste, welcher auf diese bis dahin unbeachteten Schätze deutschen Altertums aufmerksam machte, vielleicht ohne selber ganz deren Wert zu kennen. Der Stil dabei ist freilich nicht der richtige; er ist breit, geziert, witzelnd, etwas an den Wieland-schen erinnernd, was zu dem naiv-volkstümlichen Inhalt durchaus nicht paßt.

17. **Moritz August v. Thümmel**, geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, studirte in Leipzig unter Gellert, mit Weiße und Rabener befreundet, 1761 Kammerjunker, 1768 Geh. Rath und Minister in Coburg, legte sein Amt 1783 nieder, lebte abwechselnd in Gotha, auf seinem Gute Sonneborn und in Altenburg, gest. zu Coburg 1817. Hauptw. „Wilhelmine oder der vermälte Pedant", eine komische Epopöe in Prosa (1764); ein Spätling dieser Gattung, dabei abgeschmackt, ja widrig nach Stoff und Form, höchstens als Sittengemälde aus der Zeit Friedrich's II., namentlich für die Stellung der Stände zu einander, von einigem Interesse. „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", 10 Bde. (1795—1805), Roman oder romanartige Skizze in Form eines Reisejournals (Briefe an einen Freund) und von eleganter leicht humorisirender Darstellung, die sehr an Wieland erinnert. Es werden darin die sozialen Zustände Frankreichs vor der Revolution geschildert (Aberglaube und Sittenverderbniß), der Verfasser sieht in ihnen die tiefern Ursachen der Staatsumwälzung und hofft Rettung nur von einer neuen Generation, die zur Natur wieder zurückkehrt.

18. **Theodor Gottlieb v. Hippel**, geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, Sohn eines Schulrektors, studirte zuerst Theologie in Königsberg (1756), kam dann durch Bekanntschaft mit einem russischen Offizier, den er nach Petersburg und Kronstadt begleitete, in die Welt und das Leben; studirte darauf, in die Heimat zurückgekehrt, 1762 die Rechte, wurde 1765 Advokat, bald aber seiner Tüchtigkeit wegen zum Staatsdienst berufen, ließ 1791 den Adel seiner Familie erneuen und starb als Kriegsrat und erster Bürgermeister von Königsberg 1796. Seine früheste Schrift: „Ueber die Ehe" (1774) ist didaktisch-satirisch, beinahe in Art Lichtenberg's. Dann aber folgten zwei humoristisch-philosophische Romane: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", 4 Bde. (1778—81), sein Hauptwerk, dem das eigene Leben des Verfassers zu Grunde liegt; der Titel erklärt sich aus der (freilich unausgeführten) Absicht, der eigenen Lebensbeschreibung die des Vaters und Großvaters folgen zu lassen; sodann „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z", 2 Bde. (1793—94), worin der Held durch die Wirrnisse, Künsteleien und Lächerlichkeiten des conventionellen Lebens endlich zum Gefühl der Natur und des Lebensfriedens in einer glücklichen Ehe geführt wird. Beide Werke sind wenig abgerundet, aber voll blitzender Gedanken und tiefer Empfindung, ganz im Ton der Sturm- und Drangzeit, welcher sie durchaus angehören. Seine sonstigen Schriften: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", „Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl", u. a. sind wissenschaftlich.

19. **Georg Christoph Lichtenberg**, geb. 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, studirte in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften, seit 1770 Professor daselbst, gest. 1799. Von klein auf schwächlich, im achten

Jahre in Folge eines unglücklichen Falles verwachsen, aber früh durch Munterkeit und scharfen Verstand ausgezeichnet. Zweimalige Reisen nach England und Bekanntschaft mit den großen Humoristen dieses Landes (Swift, Sterne, Smollet) wurden auf seine literarischen Bestrebungen besonders einflußreich. Er selbst war eine humoristische Natur und zu dergleichen oder vielleicht mehr noch zu satirischen Werken in hohem Grade befähigt, aber teils eine gewisse Trägheit, wie er selbst sagt, teils wol auch Mangel an gestaltender Kraft ließen ihn zu keiner größeren Schöpfung kommen; Alles, was er geschrieben, sind kleine Aufsätze, „Gedankenspäne", „Epigramme in Prosa" (Gervinus), in denen er die Torheiten und Gebrechen seiner Zeit neckt, z. B. „Parakleton oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenie's sind" (gegen den Geist der Sturm- und Drangzeit). „Ueber Physiognomik, nebst einem Fragment von Schwänzen" (gegen Lavater, in dessen pathetischem Stil die Sauschwänze als Symbole des Charakters behandelt werden). „Ueber die Bedienten". „Rede der Zahl 9, gehalten an ihre Schwestern am Schluß des Jahres 1789". „Taxe der Wissenschaften". „Bemerkungen über sich selbst". Am populärsten wurde seine „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche"; welche in humoristischem Stil und auch ohne die Bilder verständlich, mächtig ergreifende Dramen des Lebens vorführt.

20. **Johann Georg Hamann**, geb. 1730 zu Königsberg, studirte Theologie und Jurisprudenz, wie es scheint ohne rechten Ernst, und lebte dann als Hauslehrer, Sekretär und seit 1777 als Packhofverwalter zu Königsberg; 1787 pensionirt nahm er seinen Aufenthalt zu Düsseldorf und Münster in dem Kreise frommer Mystiker, die sich daselbst um die geistvolle Fürstin Gallizin gesammelt hatten und starb an dem letztgenannten Orte 1788. Unstät in Leben und Studien, in Gedanken und Darstellung, war doch sein Einfluß auf die Zeitgenossen, namentlich auf Herder, sehr bedeutend und wurde vielleicht gerade durch die Dunkelheit seiner Schriften, welche ihm den Beinamen „Der Magus des Nordens" verschaffte, noch begünstigt. Das Recht der Natur gegenüber der Convenienz, das Recht des Gemüts gegenüber dem nüchternen Verstande, das Recht der Offenbarung gegenüber der klügelnden Menschensatzung, das Recht der Persönlichkeit gegenüber der stumpfsinnigen Menge und dem nichtigen Tagesgeschwätz: dies sind ungefär die Losungsworte, welche sich aus seinen Schriften trotz ihres „Heuschreckenstils" oder „Wurststils", wie er selbst ihn nennt, denn doch herauslesen lassen und die von der damaligen jüngeren Generation mit Entzücken vernommen wurden. Fragmente derselben erschienen 1819 unter dem Titel „Sibyllinische Blätter des Magus im Norden"; seine „Sämmtlichen Schriften", herausg. von Roth, 8 Bde. (1827—43), endlich „Hamann's Leben und Schriften" von Gildemeister, 4 Bde. (1857—63).

Anmerkung. An der Entwickelung der Prosa im vorigen Jahrhundert nimmt auch die theologische Literatur Teil. Zunächst ist hier auf dem Felde der Kirchengeschichte zu nennen: **Joh. Math. Schröckh**, geb. 1733 zu Wien, seit 1762 Prof. d. Phil. zu Leipzig, 1775 Prof. d. Gesch. zu Wittenberg, gest. 1808. Hauptw. „Christliche Kirchengeschichte", 35 Bde. (1772—1803), „Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation", 8 Bde. (1804—9). So-

dann aber hat seit den Tagen Mosheim's (vgl. § 48) die Kanzelberedsamkeit aus der Sphäre bloßen Kirchendienstes und dogmatischer Polemik sich zu Leistungen erhoben, welche zum Teil literarische Bedeutung gewannen. Den größten Ruf als Kanzelredner haben seit jener Zeit in Deutschland erlangt: **Sack** (1703—86), Hofprediger und Ober-Consistorialrat zu Berlin; **Jerusalem** (1709—89), Präsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel; **Spalding** (1714—1804), Ober-Consistorialrat zu Berlin, Verfasser eines vielgelesenen Buches: „Ueber die Bestimmung des Menschen" (1748); **Zollikofer** (1730—88), Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig. **Reinhard** (1753—1812), Oberhofprediger zu Dresden, gleich ausgezeichnet durch Tiefe der Gedanken, Wärme des Gefühls und künstlerisch-schöne Form des Ausdrucks; wol der größte Kanzelredner, welchen Deutschland jemals besessen hat. Die Bedeutung, welche **Herder** (1744—1803) auch auf diesem Felde erlangte, wird von seinen sonstigen Leistungen auf dem Gebiet der Poesie und Philosophie doch bei Weitem überboten und ist zum Teil durch diese bedingt.

§ 56.

Wieland.

(1733—1813.)

1. **Christoph Martin Wieland**, geb. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, wurde zuerst von seinem Vater, einem Prediger, sehr sorgfältig vorgebildet, besuchte dann die Schule zu Klosterbergen (bei Magdeburg), und studirte 1750—52 zu Tübingen Jurisprudenz, Aesthetik und Philosophie. Ein feuriger Bewunderer Klopstock's, begab er sich jetzt zu Bodmer, wo er bis 1760 Schriften in dessen Geiste verfaßte, wie denn auch seine hier stattfindende erste Bekanntschaft mit Sophie Guntermann (später verehelichte La Roche) durchaus das Gepräge Klopstock'scher Empfindung an sich trug. 1760 Kanzleidirektor zu Biberach, wo er viel mit einem geistreichen Weltmanne, dem Grafen Stadion, verkehrte, der ihn mit Voltaire's Schriften und der französischen Literatur überhaupt bekannt machte. Dadurch für die epikuräische Lebensauffassung gewonnen, trieb er nunmehr diese in seinen Schriften ebenso auf die Spitze, wie früher die entgegengesetzte stoische. 1769 Professor der schönen Wissenschaften in Erfurt. 1772 von der Herzogin Amalie von Weimar als Erzieher ihrer beiden Söhne (Karl August und Constantin) berufen. Hier, reiferen Alters und später im Verkehr mit den größten Geistern der Nation, lenkte er zur Mäßigung ein und verfaßte seine eigentlich klassischen Schriften. Er starb 1813. Vgl. „C. M. Wieland's Leben" von Gruber, Leipz. 1827—28. 4 Bde.

2. Schriften. „Sämmtliche Werke", herausg. von Gruber, 53 Bde. (1818—28). Neuere Ausgabe in 36 Bänden (1839—40).

I. Periode (stoische)

(bis 1760).

1) „Der geprüfte Abraham", geistliches Epos in drei Gesängen (1753).

2) „Empfindungen eines Christen", drei Psalter in Prosa. (1755).

3) „Johanna Gray", ein Trauerspiel nach dem Englischen des Nicholas Rowe (1758).

II. Periode (epikuräische).
(1760—72).

4) „Don Sylvio de Rosalva", ein satirischer Roman, gewissermaßen ein Seitenstück zum Don Quixote; der Held, ein phantastischer Jüngling, zieht aus um Feen aufzusuchen. (1764)

5) „Agathon", ein Roman mit griechischer Staffage, aber in völlig moderner Fassung; er enthält des Verfassers eigenen bisherigen Lebensgang. (Begonnen 1761, aber erst 1766 veröffentlicht.)

6) „Musarion oder die Philosophie der Grazien", ein Gedicht in gereimten Jamben, Schilderung eines schönen griechischen Mädchens, deren Charakter sich in ihren eigenen Worten ausspricht: „Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht; mein Element ist heitre sanfte Freude". (1768)

7) „Der neue Amadis", eine komische Epopöe ausgelassenster Art, die mit dem alten Roman gleichen Namens nichts gemein hat. (1771)

III. Periode (weimar'sche).
(1772—1813).

8) „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian", ein didaktischer Roman über Staatskunst, mit einem Anhange: „Der weise Danischwend". (1772)

9) „Geschichte der Abderiten", satirische Skizzen auf deutsches Philistertum, wiederum in griechischer, jedoch leicht durchschaubarer Verkleidung. (1774.)

10) „Poetische Erzälungen", meist älteren französischen Märchen nachgebildet, anmutig, natürlich und leidlich rein, z. B. „Gandalin oder Liebe um Liebe" (1776), „Geron der Adlige" (1777), „Pervonte oder die Wünsche" (1778) u. a. m. (die meisten derselben im deutschen Merkur zuerst veröffentlicht).

11) „Oberon", ein romantisches Epos in 12 Gesängen, gearbeitet nach dem französischen Ritterroman Huon de Bordeaux, freie Stanzenform (1780). Von Wieland's Gedichten das populärste, ja vielleicht unter allen seinen Werken das allein populäre; es rechtfertigt des Verfassers Beinamen als des „Dichters der Grazien". Goethe, als er dasselbe gelesen, schickte dem Verfasser einen Lorbeerkranz und schrieb an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird das Gedicht als ein Meisterwerk poetischer Kunst geliebt und bewundert werden": ein Urteil, welches heutzutage wahrscheinlich Vielen etwas übertrieben vorkommen dürfte.

12. „Agathodämon", ein Roman (1798), behandelt das Leben des heidnischen Wundertäters Apollonius von Tyana in Kappadocien, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte.

13) „Aristipp", ebenfalls Roman (1800), enthält in Briefen des Aristippos, Schülers von Sokrates, an bedeutende Männer und Frauen seiner Zeit, umfassende Schilderungen griechischer Zustände.

14) Uebersetzungen, als: Shakespeare (1762, von Eschenburg vollendet), Horaz' Briefe (1782) und Satiren (1786), Lucian (1788), Cicero's Briefe (1808).

15) Zeitschriften, als: „Der deutsche Merkur" (1773—1789), „Attisches Museum" (1796—1803), „Neues Attisches Museum" (1805—9).

3. Wieland ist der bedeutendste, ja der eigentliche Vertreter der epikuräischen Lebensauffassung in der deutschen Literatur, die Anakreontiker besitzen meist nur den Schein einer solchen; schon seine süddeutsche Leichtlebigkeit befähigte ihn dazu in höherem Grade als die norddeutschen Dichter. Im Wesentlichen läuft seine Lehre auf einen heitern, durch Tugend geregelten Lebensgenuß hinaus, jedenfalls will er nur so dieselbe verstanden wissen; indeß enthalten die einzelnen Schilderungen viel Leichtfertiges und Ueppiges, ganz zu trauen ist in dieser Hinsicht keinem Werke von ihm und manche Erzeugnisse werden unter allen Umständen als Verirrungen gelten müssen. Seine Schriften sind ein Typus des damals unter den höheren Ständen herrschenden Tons; es spiegelt sich in ihnen eine gewisse greisenhafte Jugendlichkeit; aber sie zeichnen sich aus durch muntere, behagliche Plauderei und geistreichen, freilich oft frivolen Scherz, Eigenschaften, welche man sonst nur in französischen Büchern zu finden gewont war und durch welche gewisse Schichten der Nation für die heimische Literatur geradezu erst gewonnen worden sind, ein Gewinn, bei dem man das Mittel bedauern darf, ohne diesen selbst, namentlich der Folgezeit wegen, zu unterschätzen. Die ideal gestimmte Jugend, durch Klopstock begeistert, wandte sich von Wieland mit Abscheu hinweg; so z. B. die Göttinger. Das Leben des Mannes selbst war übrigens untadelhaft und seine Persönlichkeit in hohem Grade liebenswürdig.

Anmerkung. Unter den (bessern) Nachahmern Wieland's sind zu nennen vor Allem die Verfasser der völlig in Art des Oberon verfaßten romantischen Ritterepopöen: Ludwig Heinrich v. Nicolay, geb. 1737 zu Straßburg, gest. 1820 als Staatsrath zu Petersburg. Hauptw. „Reinhold und Angelika". Johann Baptist v. Alxinger, geb. 1755 zu Wien, gest. daselbst 1797. Hauptw. „Doolin von Mainz" in 10 Gesängen (1787) und Friedr. August Müller, geb. 1767 zu Wien, gest. als Privatdocent zu Erlangen; Hauptw. „Richard Löwenherz" (1790). Daran reiht sich in humoristischer Manier Konr. Arnold Kortüm, geb. 1745 zu Mülheim, gest. 1824 als Arzt zu Bochum; Hauptw. „Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs" (1784), noch heut unter dem Namen der „Jobsiade" ein gern gelesenes Buch. Endlich Aloys Blumauer, gest. 1795 zu Wien als Buchhändler; Hauptw. „Travestirte Aeneis" (1784—88).

§ 57.

Der Göttinger Dichterkreis.

Voß. Hölty. F. L. v. Stolberg. Chr. v. Stolberg. Miller. Leisewitz. — Bürger. Claudius. v. Gerstenberg. Overbeck.

Gegen Ende der 60er Jahre war Göttingen ein Hauptsammelplatz der strebenden Jugend geworden. Hier lehrten Kästner und Lichtenberg (beide als Mathematiker), Heyne (Altertumsforscher), Schlözer (Politiker), eine Zeitlang auch Haller (Physiologe) u. a. Um 1770

gründeten Boie und Gotter hier den ersten deutschen Musenalmanach, dessen Mitarbeiter namentlich auch Studirende waren. Am 12. September 1772 schlossen fünf dieser jungen Dichter (Voß, Hölty, Miller, Hahn und Wehrs) in einem Eichenhaine bei Göttingen einen Bund der Freundschaft und gelobten, ihr Leben gänzlich dem Vaterland, der Tugend und Poesie zu weihen. Sie nannten sich den „Hainbund“ und bald traten ihnen noch Andere bei. Klopstock war das Ideal und unsichtbare Haupt des Bundes, die Feier seines Geburtstages, am 2. Juli 1773, ein Glanzpunkt desselben. Am 12. September 1773, dem Jahrestage der Bundesstiftung, aber auch zugleich Abschiedstag der Stolberge, erreichte die Steigerung des Gefühlslebens eine leidenschaftliche Höhe. Noch einmal dann, am nächsten Stiftungstage, als Klopstock's langersehnter Besuch erfolgte, brach die Begeisterung in helle Flammen aus; seitdem aber pulsirte das Leben des Bundes langsamer und erlosch allmälig nach dem Weggang der Stifter gegen 1776. Vgl. Prutz: „Der Göttinger Dichterbund“, Leipz. 1841.

1. **Johann Heinrich Voß**, geb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, Sohn eines Pachters. Zu Neubrandenburg notdürftig vorgebildet, wurde er Hauslehrer, um sich die Mittel für die akademischen Studien zu erwerben. Boie zog ihn, durch zugesandte Gedichte aufmerksam gemacht, 1772 nach Göttingen, wo er sich eifrig der Philologie hingab, daneben aber auch als „Aeltester des Bundes“ dessen eigentliches Haupt und kräftigste Stütze war. 1775 fand er arm und bedrängt eine Zuflucht bei Claudius in Wandsbeck und vermälte sich mit Boie's Schwester Ernestine, welche, reichen Geistes und Gemütes, schon vorher als seine Braut an seinem ganzen Geistesleben ununterbrochen den tätigsten Anteil hatte. 1778 Rektor zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1782 zu Eutin, 1802 legte er diese Stelle nieder, zog nach Jena, dann nach Heidelberg als badenscher Hofrat und Akademiker, gest. daselbst 1826. Voß war ein starker, männlicher Charakter, ein rechtes Bild niederdeutschen Volkstums, dem er entsprossen; literarisch liegt sein größtes Verdienst im Herüberführen der griechischen Poesie, vor Allem in seiner Uebersetzung des Homer (1781), worin zum ersten Male dem deutschen Volke die reiche Welt althellenischen Lebens erschlossen wurde. Unter seinen selbständigen Dichtungen sind die Idyllen „Luise“ und „Der siebzigste Geburtstag“ besonders populär geworden; auch seine plattdeutschen Gedichte, z. B. „De Winterawend“ verdienen als Erstlinge der später zu hohen Ehren gelangten Dialektdichtung einige Beachtung. Die Sammlung seiner Werke erschien in 5 Bänden, herausg. von A. Voß zu Leipzig 1835, 1850. Außerdem vgl. „Briefe von J. H. Voß nebst erläuternden Beilagen“ (zum Teil von Ernestine Voß) herausg. von A. Voß, 4 Bde., Halberstadt, 1829—33. „Leben und Todeskunden über Voß“ von Paulus, Heidelberg 1826.

2. **Ludwig Hölty**, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, Sohn eines Predigers, 1766 nach Göttingen, wo er Theologie, später auch neuere Sprachen studirte und unter die Stifter des Hainbunds gehörte. Von früh an kränkelnd, wurde sein stilles Leben nur einmal durch eine

Reise nach Leipzig (mit Miller, im Herbst 1774) unterbrochen; er lebte von Arbeiten für Buchhändler (Uebersetzungen aus dem Englischen) und erlag der Schwindsucht schon 1776. Seine Lieder sind zum Teil tief in's Volk gedrungen. Beisp. „Ueb' immer Treu und Redlichkeit". „Rosen auf den Weg gestreut". „Wer wollte sich mit Grillen plagen". Die Sehnsucht nach dem milden Frieden der Natur und der Stille des Landlebens hat nächst Kleist wol kein Dichter so innig ausgesprochen wie er, vgl. die Ode: „Wundersel'ger Mann, welcher der Stadt entfloh". Viele derselben atmen Wehmut und Todesgefühl; vgl. „Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute". „Selig Alle, die im Herrn entschliefen". „Stärke mich durch Deine Todeswunden". Seine Gedichte, herausgegeben von F. L. Stolberg und Voß, erschienen zuerst 1783.

3. **Friedrich Leopold Graf von Stolberg**, geb. 1750 zu Bramstedt, 1772—73 zu Göttingen, wo er mit seinem Bruder durch Klopstock's Empfehlung dem Bunde zugeführt wird. 1777 lübeck'scher Minister zu Kopenhagen, 1783 vermält mit Agnes von Witzleben, die in einigen seiner lieblichsten Gedichte verherrlicht wird und deren Tod (1788) ihm eine wie es scheint niemals mehr ganz geheilte Wunde schlug, wenngleich er später eine zweite Ehe schloß. 1789 dänischer Gesandter zu Berlin, 1791 Präsident zu Eutin, wo er seinen alten Freund Voß wiederfand; Beide bemühten sich sichtlich, die alte Zeit wiederaufleben zu lassen und da dies nicht mehr recht gelingen wollte, so scheint, wenigstens bei Voß, eine gewisse Verstimmung entstanden zu sein. 1800 legte St. seine Aemter nieder und trat mit seiner Familie, die älteste Tochter ausgenommen, zur katholischen Kirche über. Den gehässigen auf ihn nunmehr von Nah und Fern einstürmenden Angriffen, z. B. Voßens herber Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" stellte er milde Ruhe entgegen. Seit 1812 lebte er meist zu Bielefeld und starb 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Als Dichter ist er wesentlich Lyriker und manche seiner Lieder sind populär geworden, z. B. „Sohn, da hast Du meinen Speer". „Mein Arm wird stark und groß mein Mut". „Süße heilige Natur". Dagegen sind seine Uebersetzungen (Homer, Plato, Aeschylos, Ossian), seine „Jamben" (1784) und die „Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien", 4 Bde. (1794) jetzt fast vergessen. Der glühende Tyrannenhaß seiner Jünglingsjahre, genährt an Klopstock und den antiken Dichtern, ging später in eine ähnliche Stimmung gegen die „Westhunnen" der Revolution über. Gleich stark aber blieb bei ihm zu allen Zeiten die Begeisterung für Hohes und Edles und seine Liebe zum Vaterlande. Vgl. „Fr. L. Gf. zu Stolberg" von Nicolovius (1846); „Gf. Fr. L. v. Stolberg und seine Zeitgenossen", von Th. Menge (2 Bde. (1862); „Gf. Fr. L. v. Stolberg", von K. Windel (1866).

4. **Christian, Graf zu Stolberg**, geb. 1748 zu Hamburg, studirte in Göttingen, 1777 Amtmann zu Tremsbüttel, 1800 dänischer Kammerherr, lebte als Landrat auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde, gest. daselbst 1821. Am populärsten wurde von ihm der Romanzencyklus „Die weiße Frau", worin die Sage von der Gräfin Orlamünde behandelt wird. Weniger phantasievoll und weniger schwärmerisch als sein jüngerer

Bruder tritt er neben diesem, ihm im Leben auf's innigste Verbundenen, als Dichter doch bei Weitem in den Hintergrund. Mit ihm zusammen gab er heraus „Gedichte" (1779), „Schauspiele mit Chören" (1797) und „Vaterländische Gedichte" (1815). Auch die Gesammtausgabe umfaßt die Schriften Beider: „Gesammelte Werke der Brüder Stolberg", 20 Bde. Hamburg, 1820—25.

5. **Joh. Martin Miller**, geb. 1750 zu Ulm, studirte Theologie in Göttingen, wo er unter den Mitstiftern des Hainbundes war, später Prof. und Prediger zu Ulm, gest. 1814. Unter seinen Liedern ist noch heute nicht ganz vergessen jenes gemütvolle: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?". Dagegen erscheint uns sein Roman: „Karl Siegwart, eine Klostergeschichte", 3 Bde. (1776) heut freilich ungenießbar; indeß entsprach er der in jener Zeit herrschenden weichen Stimmung so sehr, daß er in die meisten lebenden Sprachen übersetzt wurde und als ein Hauptrepräsentant der „Empfindsamkeitsperiode" gelten darf. Mehrere der darin vorkommenden Lieder, z. B. „Alles schläft, nur silbern schallet Marianens Stimme noch" 2c. oder „Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig Lied" 2c. waren allgemein verbreitet.

6. **Gottfried August Bürger**, Sohn eines Predigers, geb. 1748 bei Halberstadt, studirte zu Halle unter Klotz, dessen Einfluß auf ihn nicht günstig gewesen zu sein scheint. 1772—84 Justizamtmann zu Altengleichen, nahe bei Göttingen, so daß vielfacher Verkehr zwischen ihm und den jungen Dichtern daselbst stattfand, denen er übrigens allen an poetischer Kraft überlegen war und die ihn den „Condor des Bundes" nannten (gegenüber den Adlern und Philomelen desselben), obschon er ihm formell niemals angehörte. Nach schweren häuslichen Leiden, die schwersten freilich durch eigene Schuld, legte er sein Amt nieder und lebte als Docent, später Professor in Göttingen, woselbst er 1794 starb. Seine Hauptkraft liegt im volkstümlich-erzälenden Liede, der Ballade, welche Gattung damals durch Percy's „Reliques of ancient English poetry" (1765) in Deutschland angeregt worden war. Die „Lenore", „der wilde Jäger" und „das Lied vom braven Mann" sind drei Perlen unserer Literatur; in so hohem Grade populär geworden, wie kaum die Schiller'schen Gedichte entsprechender oder ähnlicher Gattung es jemals gewesen sind. Der Stoff des launigen Gedichts „Der Kaiser und der Abt" stammt aus dem Mittelalter; ebenso zum großen Teil der des berühmten Lügenbuchs: „Münchhausen's Abenteuer" (1787, anonym erschienen). Unter seinen lyrischen Gedichten steht neben tief Empfundenem und machtvoll Dargestelltem (z. B. „Das hohe Lied") auch manch niedrig Komisches. „Sämmtliche Werke", herausg. von K. Reinhard, 4 Bde., Göttingen, 1796—98 und öfter. Dazu vgl. „Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürger's" von L. C. Althof, Göttingen, 1798; und „G. A. Bürger, sein Leben und seine Dichtungen", von H. Pröhle, Leipz. 1856.

7. **Mathias Claudius**, geb. 1740 zu Reinfeld in Holstein, studirte zu Jena, lebte dann in Wandsbeck bei Altona in regem Verker mit Klopstock, Voß, den Stolberg's und überhaupt den Göttinger Dichtern, obschon

er formell dem Bunde nicht angehörte. Im Jahre 1776 erhielt er durch Herder's und Moser's Vermittelung einen Ruf als Oberlandescommissar nach Darmstadt; aber er fand, daß er als solcher hier „nichts zu tun und Alles zu lassen" habe, daher kehrte er schon 1777, wie es scheint mit tief verwundetem Gemüte, nach Wandsbeck zurück; seit 1788 Revisor der Holstein'schen Bank zu Altona, aber fortwährend in Wandsbeck lebend und daselbst gestorben 1815. Seine zahlreichen Lieder und kleinen Aufsätze, meist in humoristischem Volkston geschrieben, sammelte er in eine Zeitschrift „Der Wandsbecker Bote" oder „Asmus omnia sua secum portans", 8 Bändchen (1775—1812). Unter den ersteren wurden besonders populär: „Bekränzt mit Laub". „Der Mond ist aufgegangen". „War einst ein Riese Goliath". „Wenn Jemand eine Reise tut".

8. **Joh. Ant. Leisewitz**, geb. 1752 zu Hannover, studirte zu Göttingen die Rechte und ward noch 1774 auf kurze Zeit Mitglied des Hainbundes, gest. 1806 als Geh. Justizrat zu Braunschweig. Sein Trauerspiel „Julius von Tarent" (1776) machte ihn schnell berühmt, blieb aber seine einzige Dichtung, angeblich weil dasselbe den von Schröder (Direktor des Hamburger Theaters) ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel über Brudermord nicht erhielt, vielmehr Klinger's „Zwillinge" ihm vorgezogen wurden und der Verfasser darin ein Zeichen zu erkennen glaubte, daß er für die dichterische Laufbahn keinen Beruf habe. Da sein literarischer Nachlaß auf seine Anordnung verbrannt wurde, so besitzen wir nur wenig von ihm; vgl. „Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz", Braunschweig, 1838.

9. **Heinrich Wilhelm von Gerstenberg**, geb. 1737 zu Tondern, gest. 1823 zu Altona. Er dichtete Anfangs „Tändeleien" (1759), im Ton der Anakreontiker, worin Lessing bereits ein „vielversprechendes Genie" erkannte. Dann schrieb er „Gedichte eines Skalden" (1766), welche durch Klopstock und Ossian angeregt scheinen; ein alter Skalde, der aus dem Todesschlummer erwacht, besingt die alten Götter und klagt über ihren Fall. G.'s Hauptwerk ist jedoch das Trauerspiel „Ugolino", welches völlig der Sturm- und Drangperiode angehört und einen Dante's Hölle entnommenen Stoff (den Hungertod des Grafen U. und seiner Söhne) zum Gegenstande hat. Selbst Lessing, der Mann des Verstandes, konnte die Gewalt des Stückes nicht von sich abwehren und schreibt an Gerstenberg: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung".

10. **Christian Adolf Overbeck**, geb. 1755 zu Lübeck, gest. 1821 als Bürgermeister daselbst. Ein freundlicher, sinniger Lyriker, dessen Lieder zum Teil sehr populär geworden sind, z. B. „Das waren mir selige Tage". „Warum sind der Tränen unter'm Mond so viel". „Blühe liebes Veilchen".

Anmerkung. Die beiden letztgenannten Dichter stehen dem Göttinger Kreise persönlich fern, sind aber durch ihre Heimat und den Ton ihrer Dichtung demselben durchaus verwandt. Von den Stiftern des Bundes starb **Hahn** („der wilde Hahn") aus Zweibrücken schon 1779; seine in kraftgenialem Ton gehaltenen Gedichte atmen „Deutschheit" und „Franzenhaß". **Wehrs** (gest. 1818) hatte, nach

Vossens Ausdruck, zwar Geschmack aber nicht Feuer genug; er war mehr Beurteiler als Dichter. Mehrere Mitglieder, z. B. **Esmarch**, **Schönborn** u. A. treten später in andere Bahnen. So auch die beiden Herausgeber des Musenalmanachs: **Boie** (geb. 1744 zu Meldorf, 1763—75 als Student, später als Hofmeister zu Göttingen, gest. 1806 zu Meldorf als dänischer Justizrat) und **Gotter** (geb. 1746 zu Gotha, gest. daselbst 1797 als Geheimsekretär).

§ 58.

Herder.

(1744—1803.)

1. **Johann Gottfried Herder**, geb. 1744 zu Morungen in Ostpreußen, Sohn eines armen Schullehrers, erregte die Aufmerksamkeit des Predigers Trescho, unter dessen Leitung und vielleicht mehr noch in dessen Bibliothek er seinen Wissensdurst stillte, wofür er die Dienste eines Famulus versah und wobei er mancherlei Demütigungen ausgesetzt war, deren Erinnerung ihm noch in späteren Jahren die Röte des Unwillens auf die Stirn trieb. 1762 wurde er mit einem russischen Wundarzt bekannt, für den er eine lateinische Arbeit anfertigte und der ihm vorschlug, mit ihm nach Petersburg zu gehen und dort in seiner Kunst sich unterweisen zu lassen. Der Jüngling war dazu bereit, um nur mit der Wissenschaft in Berührung zu bleiben; aber bald erkannte er seinen wahren Beruf, blieb in Königsberg zurück, erwarb sich kärgliche Existenzmittel durch Unterricht und vertiefte sich nunmehr in theologische, philosophische und literarische Studien, wobei besonders Kant, Hamann und Lessing auf seine Entwickelung gewirkt zu haben scheinen. 1765 Lehrer und Prediger zu Riga, von wo er seine erste Arbeit (die „Fragmente") ausgehen ließ, welche sich an Lessings Literaturbriefe anschloß und sofort in Deutschland Aufsehen erregte. Die unbezwingliche Sehnsucht, einen größeren Teil der Welt kennen zu lernen als seine abgelegene Heimstätte, bewog ihn 1769 den Abschied zu nehmen und mit seinen kleinen Ersparnissen eine Reise nach Frankreich zu wagen, wobei ihm besonders Erziehungspläne vorschwebten; für den schlimmsten Fall wurde ihm die Zusicherung erteilt, daß bei seiner Rückkehr ihm stets eine erneute Anstellung offen stehe. Die Fahrt ging über die Ostsee; hier zum ersten Male einer großartigen Natur gegenüber, las er inmitten eines Sturmes die Odyssee und glaubte erst jetzt sie ganz zu verstehen; die Einheit von Natur und Poesie, von ihm längst geahnt, ward ihm zur Gewißheit. Er landete in Nantes, kam nach Paris und erhielt hier den Ruf, einen gemütskranken Prinzen von Holstein-Eutin als Reiseprediger und Instructor zu begleiten, vorher aber denselben in Kiel abzuholen. Dies geschah, er reiste mit demselben durch einen Teil Deutschlands, verlobte sich zu Darmstadt mit seiner nachmaligen Gattin (Caroline, geb. Flachsland), ward aber auf der Rückkehr aus Frankreich von einem alten Augenübel mit furchtbarer Heftigkeit wieder befallen, so daß er 1770 in Straßburg zurückbleiben und sich einer schmerzhaften und fruchtlosen Operation unterziehen mußte. Hier ward er mit dem jungen Goethe bekannt, ein Verhältniß, welches zunächst diesem Letzteren zum Segen gereichte, aber später auch für Herder von Wichtigkeit wurde. 1771 Hofprediger und Consistorialrat beim

Grafen Wilhelm von Bückeburg, dem Freunde von Thomas Abbt, einem etwas wunderlichen Herrn, und da Herder selbst in Folge einer schweren Jugend und langer Krankheit reizbar und von wechselnder Stimmung war, so konnte es an Verdrüßlichkeiten auf beiden Seiten nicht fehlen, welche glücklicher Weise durch die Gräfin Maria, eine warme Verehrerin Herder's und vertraute Freundin von dessen Gattin, so viel wie möglich wieder ausgeglichen wurden. 1775 durch Goethe's Betrieb Hofprediger, Generalsuperintendent und Ober-Consistorialrat zu Weimar. 1788 Reise nach Italien, von der er wie es scheint nervös angegriffen zurückkehrte und hinfort nie mehr recht gesundete. 1789 Präsident des Oberconsistoriums, 1801 in den Adelstand erhoben, gest. 1803. Dem Leben zu Weimar stand Herder mit einer gewissen rückhaltenden Kälte etwas fern und fremd gegenüber; weniger wegen der Würde seines Amtes, welches er selbst nicht eben liebte, auch nicht wegen der mit den Jahren wachsenden Herbigkeit seines Wesens, welche durch seine hohe Bildung aufgewogen wurde, als vielmehr „wegen des Grundcharakters seiner Weltanschauung, die eine bequeme Abfindung mit dem Geltenden nicht ertrug". Seine amtliche Wirksamkeit war übrigens für das Herzogtum, trotz aller Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte, eine reichgesegnete und macht sich in dessen Kirchen- und Schulwesen noch heute fühlbar.

2. Schriften. Cotta'sche Ausgabe in 60 Bänden, 1827—30; geordnet nach drei Abteilungen: 1. Zur Religion und Theologie (18 Bde.). 2. Zur schönen Kunst und Literatur (20 Bde.). 3. Zur Philosophie und Geschichte (22 Bde.); darin „Erinnerungen aus Herder's Leben" (von seiner Gattin verfaßt). Dazu vgl. „J. G. v. Herder's Lebensbild" von seinem Sohne Emil Gottfr. v. Herder, 3 Bde., Erlangen 1846—47. „Aus Herder's Nachlaß, ungedruckte Briefe", herausg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder, 3 Bde., Frankfurt 1856. Die wichtigsten Erzeugnisse sind etwa folgende:

I. Poetische.

1) Lyrische Gedichte von echt liedartigem Charakter finden sich unter H.'s selbständigen Poesien nur sehr wenige, höchstens in denen seiner Jugendzeit, z. B. „Das Flüchtigste", „Das Saitenspiel"; und selbst bei ihnen ist das reflektirende Element sehr stark vorhanden.

2) Legenden, meist nur versificirte Umschreibungen des Stoffs mit dazugefügter Moral. Beisp. „Der gerettete Jüngling", „Die wiedergefundenen Söhne"; sie sind ein Versuch, diese alte Dichtungsgattung neu zu beleben.

3) Paramythien, mythologische Umkleidung oder Allegorisirung irgend einer moralischen Wahrheit. Beisp. „Das Kind der Sorge".

4) Stimmen der Völker in Liedern, eine Sammlung von Volksliedern aus den verschiedensten Ländern und Zeiten in trefflicher Nachdichtung, die oft den Reiz des Originals erreicht. Beisp. „Edward" (aus dem Schottischen). 1778.

5) Der Cid, eine Nachdichtung in freier Form von spanischen Romanzen, welche H. indeß nicht unmittelbar aus dem Original, sondern

aus einer französischen Prosaübersetzung schöpfte. Erst 1805, nach H.'s Tode, vollständig erschienen.

II. Wissenschaftliche.

Dieselben sind teils kritisch-literarischen, teils historischen, teils philosophischen, teils theologischen Inhalts; eine scharfe Sonderung zwischen ihnen ist weder nötig, noch strenggenommen auch nur möglich, wir ordnen daher dieselben nach ihrer Entstehungszeit.

1) „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" (1767), an Lessing's Literaturbriefe erinnernd.

2) „Kritische Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend", 3 Bde. (1769), eine Weiterführung von Lessing's Laokoon.

3) „Ueber den Ursprung der Sprache" (1772), eine Abhandlung, welche den von der Königsberger Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1770 ausgesetzten Preis erhielt.

4) „Von deutscher Art und Kunst" (1773), einige fliegende Blätter, mit Goethe zusammen herausgegeben; darin die beiden Abhandlungen: „Ueber Ossian und die Lieder der alten Völker" und „Shakespeare".

5) „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", 4 Bde. (1774—76), ein Versuch, die Schöpfungsgeschichte zu erklären.

6) „Briefe, das Studium der Theologie betreffend", 4 Bde. (1780—81).

7) „Vom Geist der hebräischen Poesie" (1782).

8) „Ideen zur Philosophie einer Geschichte der Menschheit", 4 Teile (1784—91), Herder's philosophisches Hauptwerk; er machte es sich darin zur Aufgabe, das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen, es soll aus dem Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tatsächlich dargelegt hat, der Mensch und die Entwickelung der Menschheit erkannt werden.

9) „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793—98).

Außerdem zahlreiche Predigten, Schulreden und kleinere Aufsätze über verschiedene Gegenstände, ja sogar ein — „Buchstabir- und Lesebuch" (1786), worüber Goethe an den Herzog schreibt: „Herder ist herabgestiegen und hat ein ABC-Buch verfaßt, das recht sehr gut und trefflich gedacht ist."

3. Herder's größte Bedeutung liegt in seiner hohen Empfänglichkeit für fremdes Geistesleben, vermöge deren es ihm möglich wurde, sich in die entlegensten Zeiten und Räume, in die fremdartigsten Zustände und Stimmungen zu versetzen und deren eigentümlichen Charakter in seinen feinsten Nüancen zu erfassen. Als den ureigensten Ausdruck dieses Charakters erkannte er aber die Poesie und in dieser am meisten die Volkspoesie. Er lehrt, daß jede echte Dichtung aus der Natur und Empfindung quellen

müsse, gleichsam mit Notwendigkeit, wie eine Offenbarung, nicht aus Nachahmung, Reflexion und Willkür hervorgehen könne. Homer, Ossian, Shakespeare sind ihm die drei Dichternamen, welche unter Allen am meisten dieser Forderung entsprechen, ihnen aber reiht er dann als eine nicht minder bedeutungsvolle Quelle echter Poesie ein Werk an, welches man bis dahin nur vom Standpunkt der Religion zu beurteilen gewont war: die Bibel. Religion und Poesie sind ihm aber überhaupt nichts innerlich Getrenntes, sie stammen aus demselben Verlangen nach dem Ideal der Humanität, höchste Poesie und höchste Religion fließen in Eins zusammen.

Anmerkung. Immanuel Kant, geb. 1724 zu Königsberg, studirte Anfangs Theologie, bald aber Naturwissenschaften, Mathematik und Philosophie. 1755 Docent, 1768 Aufseher an der Bibliothek der Universität, 1770 Professor, gest. 1804, ohne jemals in seinem Leben seine Geburtsstadt verlassen zu haben. Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1788), Kritik der Urteilskraft (1790); von dem erstgenannten Werke nimmt die gesammte neuere Philosophie ihren Ausgangspunkt.

§ 59.

West- und süddeutsche Kreise.
(„Sturm- und Drang-Periode".)

Klinger. Lenz. Jung. Müller. Schubart. Lavater. Heinse. F. H. Jacobi. Forster. Moritz. Basedow. Salzmann. Campe. Pestalozzi. J. v. Müller.

Die großartige Bewegung der Geister, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland erwacht war, beruhte im tiefsten Grunde auf einer Steigerung des Gefühlslebens und der dadurch hervorgerufenen Sehnsucht, von den bisherigen nüchtern-konventionellen Formen des Lebens, der Wissenschaft und Kunst sich loszuringen. Während der 70er Jahre gewinnt diese Richtung eine leidenschaftliche Stärke und bringt zum Teil krankhafte Erscheinungen hervor. Natur, Einfachheit, Unmittelbarkeit, nur durch sich selbst bestimmte Eigentümlichkeit (Originalität) wurden die Losungsworte, und die, welche sich derselben besonders zu bemächtigen wußten, hießen Genie's. Man nennt deshalb diese Zeit die „Genieperiode" oder nach einem charakteristischen Werke derselben: die „Sturm- und Drang-Periode". Die Regungen derselben äußerten sich einerseits als forcirte Kraft und weltstürmender Trotz, andererseits als hinschmelzende Weichheit und Empfindsamkeit, daher auch die Lieblingslectüre dieser Zeit besonders Shakespeare und Ossian ist. Der vorzüglichste Repräsentant dieser Richtung in Schrift und Leben dürfte J. J. Rousseau aus Genf sein, welcher überhaupt, obschon französisch schreibend, doch dem deutschen Geistesleben in jeder Beziehung näher steht als dem französischen. In Deutschland selbst sind die bedeutendsten Vertreter dieser „kraftgenialen" Richtung keine Geringeren als die Häupter unserer Literatur selbst, insbesondere Herder, Goethe und Schiller, doch nur während ihrer Jugendperiode, wie man denn überhaupt eigentlich nicht von Personen, sondern nur von Werken der literarischen Sturm- und Drangzeit sprechen sollte. Am entschiedensten ausgeprägt und am

längsten festgehalten wird der forcirte Ton dieser Zeit im westlichen und südlichen Deutschland, insbesondere bei folgenden hier zusammengestellten Schriftstellern:

1. **Friedrich Maximilian v. Klinger**, geb. 1752 zu Frankfurt a. M. in sehr ärmlichen Verhältnissen, weshalb er mit Goethe erst später in Verbindung kam; studirte zu Gießen Theologie, wurde später Sekretär der Seyler'schen Schauspielergesellschaft zu Leipzig, 1778 österreichischer Lieutenant, 1780 Vorleser des Großfürsten Paul von Rußland, mit welchem er Italien und Frankreich bereiste; gest. 1831 als Generallieutenant und Curator der Universität zu Dorpat. Seine früheren Arbeiten bewegen sich auf dramatischem Felde: „Sturm und Drang", „Medea in Korinth", „die Zwillinge", „Elfride", „die falschen Spieler"; später folgten locker an einander gereihte Skizzen, wie: „Faust's Leben, Taten und Höllenfahrt", die sich auch zuweilen dem Romane nähern, z. B. „Geschichte Rafael's de Aquillas" und „Geschichte Giafar's des Barmeciden", oder dialogisch auftreten, wie „der Weltmann und der Dichter"; endlich in ganz freier Form: „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur". Seine ges. Schriften erschienen zuletzt bei Cotta, 12 Bde., 1842.

2. **Reinhold Lenz**, geb. 1750 zu Seßwigen in Liefland, studirte zu Königsberg Theologie, wurde als Begleiter eines jungen Edelmannes in Straßburg mit Goethe bekannt nnd wetteiferte mit diesem Letzteren in Poesie und Leben auf mannigfache Weise, nur freilich mit sehr verschiedenem Ausgang. Er folgt ihm 1777 nach Weimar, begeht dort „närrische Streiche" und muß den Hof verlassen. Schon sehr nervös aufgeregt, wendet er sich zurück in's Elsaß, wandert dort und in der Schweiz herum und kehrt endlich bei dem ehrwürdigen Pfarrer Oberlin zu Waldersbach im Steinthal (Ober-Elsaß) ein, wo der offene Wahnsinn bei ihm ausbricht. Im Hause Schlosser's notdürftig geheilt, wird er von seinen Verwandten nach Rußland zurückgeholt und stirbt gänzlich verschollen 1792 zu Moskau, wo ihm ein russischer Großer das Gnadenbrot gegeben hatte. Seine Schriften, 3 Bde., wurden herausgegeben von Tieck (1828); dazu vgl. August Stoeber „Der Dichter Lenz" (1842), Dorer-Egloff „Lenz und seine Schriften" (1857), Gruppe „R. Lenz's Leben und seine Werke" (1861).

3. **Johann Heinrich Jung**, genannt **Stilling**, geb. 1740 bei Siegen, Sohn eines armen Schneiders, er selbst später abwechselnd Schneider, Schulmeister, Hauslehrer, bis ein Prinzipal, der seinen Geist erkennt, ihm wenigstens die notdürftigsten Mittel verschafft um zu studiren. 1770 Student der Medizin zu Straßburg, wo er mit Goethe und Herder befreundet wird; berühmter Augenarzt, seit 1803 meist zu Heidelberg lebend; gest. daselbst 1817. Hauptwerk: „Heinrich Stilling's Leben" (1777—89), dessen erster Teil, die „Kindheit", so sehr vor den übrigen sich auszeichnet, daß man darin Goethe's Hand zu entdecken glaubt, wie auch der Verfasser selbst leise andeutet. Der Ton darin ist an manchen Stellen wunderbar lieblich, volksmärchenhaft und traulich-

anheimelnd. Durch die späteren Schriften geht ein mystisch-pietistischer Zug, welcher auch vielfach in des Verfassers äußerem Leben, zum Teil in rührender Weise, sich kund gab.

4. **Friedrich Müller**, genannt **Maler Müller**, geb. 1750 zu Kreuznach, Hofmaler in Zweibrücken; Goethe's Verwendung machte es ihm möglich nach Italien zu gehen, seit 1778 in Rom, wo er katholisch wird, anfangs als Künstler und Dichter eine bedeutende Tätigkeit entfaltet, dann aber in steigender Abgeschlossenheit von der Welt verkommt; gest. 1825. Er schrieb Idyllen, anfangs noch in Geßner's Richtung, später mehr an die Rousseau'sche Natursehnsucht sich anschließend, z. B. „Bachidon und Milon", „die Schafschur", „das Nußkernen", „Adam's erstes Erwachen". Bedeutender sind seine Dramen: „Faust" (1776, Fragment), „Niobe" (1778), „Golo und Genoveva" (Schauspiel in 5 Aufzügen), obwol hier die Leidenschaft oft geradezu in Verzerrung übergeht. Unter seinen lyrischen Gedichten findet sich auch das vielgesungene: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich". Seine Werke, 3 Bde., erschienen zu Heidelberg, 1825.

5. **Christian Friedr. Daniel Schubart**, geb. 1743 zu Obersontheim in Schwaben, 1758 Student der Theologie zu Tübingen, 1762 Lehrer und Organist in Geislingen, 1768 Organist in Ludwigsburg. Wegen ungezügelten Lebens seines Amtes entsetzt lebte er abwechselnd in Mannheim, München, Augsburg, Ulm, überall wegen seines dichterischen und musikalischen Talents geschätzt, aber auch wegen seiner Roheit und scharfen Feder gehaßt und zum Teil gefürchtet. In den Jahren 1774—77 gab er die „Deutsche Chronik" heraus, in welcher er durch Spöttereien auf den Herzog Karl v. Würtemberg den Unwillen des Letzteren so sehr erregte, daß er ihn 1777 auf sein Gebiet locken und nach dem Hohenasperg schleppen ließ, wo er ohne Verhör zehn Jahre in schwerem, nur allmälig gemildertem Kerker lag. Auf Vermittelung des preußischen Hofes, den seine Gedichte auf Friedrich d. Gr. gewonnen hatten, wurde er im Mai 1787 freigelassen und ohne Weiteres zum Theaterdirektor und Hofdichter ernannt. Er nahm nun auch, freilich geistig und körperlich gebrochen, in wesentlich anderem Tone die Deutsche Chronik wieder auf, starb aber schon 1791. Vgl. „Schubart's gesammelte Schriften und Schicksale", 8 Bde., Stuttgart 1839. „Schubart's Leben in seinen Briefen", von Strauß, 2 Bde., Berlin, 1849. Seine bekanntesten Gedichte sind: „Der ewige Jude". „Die Fürstengruft". „Gebet aus dem Kerker". „Hymnus an Friedrich d. Gr.". „Kaplied" (Auf, auf, ihr Brüder und seid stark).

6. **Johann Kaspar Lavater**, geb. 1741 zu Zürich. Schon als Knabe ein sehr intensives Innenleben führend; er glaubte in unmittelbarem Verkehr mit Gott zu stehen, schrieb ihm Briefe, wandte sich, ganz wie Jung-Stilling, in kleinen Verlegenheiten an ihn und glaubte unmittelbare Erhörung zu finden. Dabei war er auffallend schön und auch in Wesen und Rede so anmutig, daß er die Herzen unwiderstehlich an sich zog. Er studirte Theologie, ward 1769 Prediger zu Zürich und übte als solcher sowol daheim, als auch auswärts, namentlich auf einer 1774 nach Deutschland

unternommenen Reise, eine so mächtige Wirkung aus, daß selbst die katholische Bevölkerung zusammenströmte um ihn zu sehen und zu hören; man warf sich, wenn er vorüberging, nieder, berührte sein Kleid, brachte ihm Kranke und verlangte Wunder. 1799 bei der Eroberung von Zürich durch die Franzosen erhielt er, als er einen mißhandelten Bürger retten wollte, eine Schußwunde, die nach langen Leiden endlich 1801 seinen Tod herbeiführte. Schon 1767 gab L. eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Schweizerlieder" heraus, denen dann die „Aussichten in die Ewigkeit" (1768) folgten, lyrische Gesänge, Mendelssohn gewidmet, welchen er zu „bekehren" hoffte; sein Hauptwerk sind jedoch die „Physiognomischen Fragmente", 4 Bde. (1775—78), im Stil der Sturm- und Drangzeit; ein Werk, in welchem der bekannte Satz, daß das Antlitz der Spiegel der Seele ist, in etwas gar zu detaillirter Weise durchzuführen gesucht wird; zahlreiche Kupferstiche, zum Teil Portraits und Silhouetten, sollen die Belege dazu bieten. Das Buch erweckte allgemeine Aufmerksamkeit, fand aber natürlich auch großen, zum Teil gehässigen Widerspruch. Vgl. „Lavater's ausgewählte Schriften", herausg. von Orelli, 6 Bde., Zürich, 1842. Seine „Lebensbeschreibung" von G. Geßner, Winterthur, 1802.

7. **Friedrich Heinrich Jakobi**, geb. 1743 zu Düsseldorf, jüngerer Bruder des früher genannten Anakreontikers J. G. Jakobi. Zum Kaufmann bestimmt, aber sich mit Vorliebe ästhetischen und philosophischen Studien hingebend und in günstiger Vermögenslage, verbrachte er unabhängig den größten Teil seines Lebens auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf, welches er, unterstützt von seiner geistvollen Gattin, zu einem Sammelpunkt geistvoller Freunde von Nah und Fern machte und in welchem auch Goethe eine Zeitlang (1774) verkehrte, der freilich später sich von J. mit einer gewissen Lieblosigkeit abwandte. 1794 vor der franz. Revolution nach Hamburg flüchtend, 1804 Mitglied der Akademie zu München, später deren Präsident, gest. daselbst 1819. Verfasser zweier philosophischer, zuerst in Wieland's Merkur mitgeteilter Romane: „Woldemar" (1779), worin treffliche Bemerkungen über Leben, Seele, Freundschaft und Liebe enthalten sind; sodann „Allwill's Briefsammlung" (1792), Schilderung eines genialen Sonderlings in Briefen von Frauen, die ihn bewundern und lieben, obschon sie in Wahrheit von ihm tyrannisirt werden. Anfangs den Anakreontikern und Wieland nahe stehend, wandte er sich später, im Verkehr mit Lavater, Hamann, F. L. v. Stolberg, der Fürstin Gallizin 2c., der mystisch-pietistischen Richtung zu. Seine Schriften zeichnen sich aus durch seelenvolle, zarte Darstellung und äußerst feine psychologische Entwickelungen origineller Seelenzustände. Er ist zugleich der Erste, welcher das Gemütsleben, welches Kant nur als „unklare Begriffe" behandelt hatte, in den Kreis philosophischer Untersuchung zog und als gleichberechtigt neben dem Verstande nachwies. Man hat ihn deshalb auch zuweilen den „Philosophen des Herzens" genannt.

8. **Wilhelm Heinse**, geb. 1749 zu Langewiesen bei Ilmenau in Thüringen, studirte 1770 in Erfurt unter Wieland, lebte dann, von diesem empfohlen, bei Gleim in Halberstadt und 1774 bei Jakobi in Düsseldorf,

reiste durch des Letzteren Hilfe 1780 nach Italien, ward 1787 Hofrat und Bibliothekar zu Mainz und starb 1803 zu Aschaffenburg. Zu der anakreontischen Richtung, welcher er anfänglich nahe stand, gesellte sich frühzeitig der Einfluß Rousseau's und Wieland's. Seine Romane, weniger tatsächlichen als reflektirenden Inhalts, und meist Kunstbetrachtungen gewidmet, zeigen viel ungeregelte und lüsterne Phantasie. Hauptwerke: „Ardinghello oder die seligen Inseln" (1785), „Hildegard von Hohental" (1795), der erstere Roman behandelt Malerei und Bildhauerei, der letztere die Musik. Seine Schriften, 10 Bde., herausg. von Laube, Leipz. 1838.

9. **Georg Forster**, geb. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein Vater, der Weltumsegler Reinhold Forster damals Pfarrer war. 1765 begleitete er denselben auf einer zur Untersuchung Südrußlands unternommenen Reise uud folgte 1766 demselben nach England. Ursprünglich für die Handlung bestimmt, genas er von schwerer Krankheit erst mit der Rückkehr zu den Wissenschaften. 1772—75 war er mit seinem Vater Teilnehmer an Cook's zweiter Reise um die Welt. 1777 Professor der Naturkunde zu Kassel, vertauschte aber dies Amt 1784 mit einer Professur zu Wilna; unbefriedigt gab er auch diese Stelle auf und ward 1788 Professor und Oberbibliothekar zu Mainz. Die französische Revolution fand in ihm einen begeisterten Anhänger; bei der Besetzung von Mainz durch die Franzosen ward er 1793 als Vertreter der Stadt nach Paris gesandt, wo er, empört von den Gräueln, die er schaute, 1794 starb. F. ist einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisten; Klarheit, Vielseitigkeit und Erfahrung zeichnen ihn in hervorragender Weise vor seinen Zeitgenossen aus, während ihn doch eine gewisse Unruhe und Heftigkeit den Männern des Sturms und Drangs sehr nahe stellt; sein Wahlspruch war: „Frei sein heißt Mensch sein!" Hauptwerke: „Reise um die Welt", 2 Bde., Berl. 1784. „Ansichten vom Niederrhein", 3 Bde., 1790. Uebersetzung des indischen Drama „Sakuntala" aus dem Englischen (1791), eine zweite Ausgabe wurde besorgt von Herder. Vgl. auch „J. G. Forster's Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben" von Therese Huber geb. Heyne, 2 Bde., Leipz. 1829. Sämmtliche Schriften, herausg. von seiner Tochter, mit einer Charakteristik Forster's von Gervinus, 9 Bde. Leipz. 1843.

10. **Karl Philipp Moritz**, geb. 1757 zu Hameln, erzogen von einem pietistischen, nahezu gemütskranken Vater, in bitterer Armut aufgewachsen, studirte endlich nach abenteuerlichen Jugendschicksalen in Wittenberg. 1778 Lehrer am Potsdamer Waisenhause, 1780 Conrector am grauen Kloster, 1786—88 in Italien, wo er mit Goethe bekannt wird und viel mit demselben verkehrt. Nach seiner Rückkehr Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, gest. daselbst 1793. Am wichtigsten in literarischer Hinsicht ist seine Selbstbiographie: „Anton Reiser", 4 Bde., 1785—90, deren Ton und Inhalt mehrfach den Typus der Geniezeit an sich trägt. Unter seinen wissenschaftlichen Schriften ist seine „Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten" mit Zeichnungen von Carstens noch heute ein schätzenswertes Buch.

Anmerkung. In innerem Zusammenhange mit dem Geiste dieser Zeit stehen auch die Reformationsversuche, welche auf dem Felde des Unterrichts und der Erziehung angestellt wurden und welche sich zunächst an Rousseau's „Emil" anknüpfen. Hauptvertreter derselben in Deutschland sind: **Joh. Bernhard Basedow** (1723—90), Stifter des „Philanthropiums" zu Dessau; **Ch. G. Salzmann** (1744 bis 1811), Verfasser mehrerer pädagogischer Romane; **Joach. Heinr. Campe** (1746 bis 1818), Hauptw. „Robinson Crusoe", „die Entdeckung Amerika's" und ähnliche Jugendschriften; **Joh. Heinr. Pestalozzi** (1746—1827), Hauptwerk „Lienhard und Gertrud". In der Wissenschaft zeigt sich der kraftgeniale Ton besonders in den Schriften **Johannes v. Müller's**; vgl. unter „Geschichtsschreibung".

§ 60.

Goethe.

(1749—1832.)

1. **Johann Wolfgang Goethe**, Deutschlands größter Dichtergenius, ward geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, ein Mann von ernstem Sinn und vielseitiger, wenn auch etwas pedantischer Bildung, kaiserlicher Rat war (gest. 1782). Der Einfluß desselben scheint auf die Entwickelung des phantasievollen Knaben weniger bedeutend gewesen zu sein als derjenige der trefflichen Mutter (Elisabeth, geb. Textor), einer Frau von anregendem Geiste, frischer Lebensauffassung und gesundem Humor; es ist jene vielgepriesene „Frau Rat", auch genannt „Frau Aja", welche später, bei dem steigendem Ruhme ihres Sohnes, unter den Freunden und Anbetern desselben einer so hohen Popularität sich erfreute. Der Segen einer guten öffentlichen Schule und des Verkehrs mit gleichstrebenden Altersgenossen wurde dem Knaben nicht zu Teil; es widersprach dies dem exclusiven Sinne des reichen Patrizierhauses, und Goethe hat diese Lücke in seinem Leben später selbst beklagt, wie er ja auch schon früh dieselbe instinktartig auf heimlichem Wege auszufüllen getrachtet hatte (Pylades. Gretchen). Alles Uebrige war freilich zu seiner Entwickelung aufs glücklichste vereint: treffliche Anlagen, guter Privatunterricht, eifriger Bildungstrieb, Gemeinschaft einer zärtlichen Schwester (Cornelia, geb. 1750, vermält 1773 mit J. G. Schlosser zu Emmendingen, gest. daselbst 1777), vielseitiger Verkehr mit bedeutenden Menschen (Graf Thorane), Anschauung eines bewegten städtischen Treibens, Miterleben spannender politischer Ereignisse (siebenjähriger Krieg, franz. Besatzung, Kaiserkrönung Joseph's II.), Natur- und Kunsteindrücke von mannigfacher Art. Im Jahre 1765 bezog der sechszehnjährige Jüngling auf den Wunsch des Vaters die altberühmte Universität Leipzig um die Rechte zu studiren; er selbst würde das damals eben aufblühende Göttingen vorgezogen haben. Mit der gewählten Fachwissenschaft war es ihm offenbar kein rechter Ernst, er scheint sie stets nur als Nebensache behandelt zu haben; sie war ihm die Brücke ins praktische Leben, aber niemals, auch später nicht, ein Gegenstand wissenschaftlichen Interesses. Dagegen trieb er Dichtung, Kunstgeschichte und Kupferstechen (Maler Oeser), verkehrte auch viel mit Schauspielern. 1768 kommt er kränkelnd und innerlich wenig gefördert ins Elternhaus zurück; er fühlt mitunter Lebensüberdruß, liest alchymistische Schriften, hegt Sympathien

mit Pietismus und Herrnhutertum (Fräulein von Klettenberg). Zu Ostern 1770 geht er nach Straßburg, um seine Studien zu vollenden; hier gesundet er und macht die Bekanntschaft mit Herder, welcher einen so mächtigen Einfluß auf sein inneres Leben ausübt, wie bis dahin kein Anderer es auch nur annähernd vermocht hatte; erst von jetzt an gewinnt sein Wesen Ernst und Tiefe. Beschäftigung mit Shakespeare, Ossian, altdeutscher Baukunst, nebenbei auch mit medizinischen Studien, besonders Anatomie. Bekanntschaft mit Salzmann (vgl. Stoeber: „Der Aktuar Salzmann und seine Freunde" 1855), Jung-Stilling, Lenz. Wanderungen durch das Elsaß. Das Pfarrhaus von Sesenheim. Um Michaelis 1771 Promotion zum Dr. juris und Weggang von Straßburg. Mitarbeit an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen". Im Frühjahr 1772 nach Wetzlar um am Reichskammergericht sich in der juristischen Praxis zu üben, aber schon im September schnelle Heimkehr. Charlotte Buff, später verehelichte Kestner (vgl. „Goethe und Werther", herausg. von A. Kestner, 1854). Verkehr mit Joh. Heinr. Merck (1742—91), einem vielgewandten, kenntnißreichen und scharfsinnigen Manne, der, obschon schriftstellerisch wenig tätig, doch von lebhafter Teilnahme für die Literatur beseelt war und als klarer, besonnener Kritiker auf Goethe großen Einfluß übte, ohne daß man ihn deshalb, wie Manche getan, für den Mephistopheles des jungen Faust zu halten braucht; vgl. „J. H. Merck's ausgewählte Schriften", herausg. von A. Stahr, 1840. „Briefe an und von Merck", herausg. von Wagner, 1838. Im Jahre 1774 Rheinreise; Verkehr mit Lavater, F. H. Jakobi, Heinse, Basedow u. A.; man drängt sich bereits um den Dichter, seine Erscheinung wirkt magisch auf den Kreis, in dem er weilt, und selbst kältere Naturen (Hufeland, Zimmermann) staunen über eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vorzüge in einem und demselben Menschen. Elisabeth Schönemann (Lili), später verheiratet an den Bankier v. Türkheim zu Straßburg. Im Dez. 1774 erhält Goethe einen Besuch von Knebel, Erzieher des Prinzen Constantin von Weimar, welcher mit diesem und dessen älterem Bruder Karl August auf der Reise nach Paris sich befand; er wird den beiden Prinzen vorgestellt und von diesen eingeladen, sie am folgenden Tage nach Mainz zu begleiten; dies der Anfang einer für Goethe's Leben so entscheidungsvollen Bekanntschaft. Im Sommer 1775 Besuch von den beiden Stolberg's, mit denen er eine Reise in die Schweiz unternimmt; schon seit dem Frühjahr bestand ein brieflicher Verkehr mit der ihm persönlich unbekannten Schwester derselben, Auguste (später verheiratet an den Grafen Bernstorf, gest. 1835 zu Kiel). Im Oktober 1775 erfolgte die Vermälung Karl August's von Weimar mit der Prinzessin Luise v. Darmstadt; das junge Paar berührte auf seiner Heimreise Frankfurt und lud nunmehr Goethe'n in bestimmtester Form zu einem längern Aufenthalte nach Weimar ein; er sollte die Reise mit dem inzwischen zu Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerjunker v. Kalb machen. Als dieser zur festgesetzten Zeit nicht erschien, ward Goethe mißtrauisch und, um das ganze Verhältniß rasch abzubrechen, wollte er eine längst im Herzen getragene Reise nach Italien antreten. Aber schon in Heidelberg holten ihn die nachgeschickten Briefe ein; die Verzögerung war nur ein Zufall gewesen. An-

kunft in Weimar am 7. November 1775, enthusiastische Aufnahme von allen Seiten, Wieland ist „berauscht vom Anblick des herrlichen Jünglings", der Herzog kann sich von ihm nicht mehr trennen und sucht ihn bleibend zu fesseln, indem er ihn 1776 zum geh. Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil ernennt. Wild geniales Treiben mit dem jungen, damals 18jährigen Fürsten: heiße Freundschaftsergüsse, in Momenten kurzer Trennung fliegen Stimmungszettel, oft von poetischem Inhalt, hin und her; Jagden, Landpartien, Eisfahrten, waghalsige Ritte, nächtliche Streifereien durch Gebirg und Wald, Nachtlager in einsamer Hütte oder unter freiem Himmel; daneben Hoffeste, Maskenspiele, Verkleidungen 2c. Die Welt nimmt zum Teil Aergerniß hieran (Klopstock) und sieht darin eine Kraftvergeudung; andererseits sind die näheren Kreise entrüstet über den bürgerlichen Eindringling. Diese letzteren werden durch einen Erlaß des Herzogs zur Ruhe verwiesen und in Kurzem beten sie das neue Gestirn an. Was inzwischen Alles in des Dichters Brust gährte und nach Ruhe, Klarheit, Gestaltung rang, sowie sein stilles Wirken zum Wohl des Fürsten und des Landes, wurde erst in späterer Zeit völlig erkannt. Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt, seit 1764 vermält mit dem Stallmeister v. Stein, gest. 1827. Im Jahre 1779 mit dem Herzog und dem Kammerherrn v. Wedel eine Herbstreise nach der Schweiz. 1782 Präsident des Conseils und geadelt. 1786—88 in Italien, Ende der Sturm- und Drangzeit, innere Beruhigung. 1789 Niederlegung der Staatsämter. Verstimmung wegen der französischen Revolution, in welcher er nur eine „Zurückdrängung ruhiger Bildung" sieht. Steigendes Interesse an den Naturwissenschaften. 1790 Uebernahme der oberen Leitung des Weimarschen Theaters. 1792 begleitet er den Herzog auf dem Feldzuge in die Champagne und zur Belagerung von Mainz. 1794 nähere Bekanntschaft und bald innige Freundschaft mit Schiller, 1805 tiefer Eindruck auf ihn durch den Tod desselben. 1806 während des Kriegsgetümmels Heirat mit Christiane Vulpius (gest. 1816), mit welcher er 1807 den letzten Besuch bei seiner Mutter in Frankfurt macht. 1808 Gespräch mit Napoleon, der ihn auffordert nach Paris überzusiedeln, er bedürfe eines größeren Schauplatzes; nach seinem Weggange sagt der Kaiser: Voilà un homme! Die geschichtlichen Ereignisse hatten dem Dichter eigentlich niemals rechtes Interesse eingeflößt; so läßt ihn denn auch die nationale Erhebung der Jahre 1813—15 kalt; er erlaubt seinem Sohne (August v. Goethe, gest. 1830 zu Neapel) nicht, in's Feld mitzuziehen und flüchtet seinerseits vor der Unruhe der Zeit in den Frieden der Natur und die Stille des Orients. Er untersucht die Metamorphose des Blattes, die Entwickelung der Wirbel, die Entstehung der Farben; studirt Persisch und übersetzt die Lieder des Hafis. 1817 legt er die Leitung des Theaters nieder. Sein Wesen wird allmälig stiller; Wissenschaft und Kunsttheorie beschäftigen ihn hinfort mehr als Leben und Dichtung, in dieser letztern wendet er sich von seiner frühern, so wunderbar plastischen Darstellungsweise zur allegorisch-symbolischen. Sein Stil, selbst in Briefen, spiegelt eine „olympische Ruhe" und wird zuletzt zu jenen „Silberstiftzügen", welche mehr andeuten als aussprechen wollen, dabei auch wol in's Rätselhafte sich verlieren. Huldigungen von Nah und Fern, von den Besten und Größten seiner

Zeit umrauschen ihn, die Verehrung für ihn wird in den letzten Jahrzehnten seines Lebens zu einer Art von Cultus, dem er sich durch eine gewisse Kälte und Unnahbarkeit möglichst zu entziehen sucht. Er stirbt am 22. März 1832; seine letzten Worte waren: „Mehr Licht!"

2. Schriften. Cotta'sche Ausgabe in 40 Bänden, 1840; eine historisch-kritische und erschöpfende Gesammtausgabe fehlt noch. Die über Goethe's Leben und Werke von Andern verfaßten Schriften (sie bilden eine stattliche Bibliothek), ebenso die zahlreichen Briefwechsel, z. B. mit Lavater (1774—83), Knebel (1774—1832), Auguste von Stolberg (1775—76), Charlotte von Stein (1776—1828), Schiller (1794—1805), Karl August (herausg. 1863) u. A. sind in Goedecke's Grundriß der deutschen Literatur zusammengestellt. Als die beste Biographie gilt gegenwärtig die von Lewes: The life and works of Goethe, London 1855; übersetzt von Frese, Berl. 1857. Die hauptsächlichsten Schriften sind folgende:

I. Jugendperiode.

Bis zur italienischen Reise (1786).

1) Leipzig (1765—69). „Die Laune des Verliebten" (Lustspiel). Gedichte im Geschmack der Bremer Beiträge und der Anakreontiker.

2) Straßburg (1770—71). Beginn der Sturm- und Drangzeit. Entwürfe zum „Faust". Gedichte voll Anmut und Lebensfrische, meist durch unmittelbare Ereignisse hervorgerufen.

3) Wetzlar und Frankfurt (1772—76). „Götz von Berlichingen" (Drama, 1773). „Die Leiden des jungen Werther" (Roman, größtenteils in Briefen, 1774). Erste Scenen des „Faust". Entwürfe zu neuen gewaltigen Dramen (Mahomet. Prometheus). Gedichte von dithyrambischem Schwung.

4) Weimar (1776—86). Singspiele. Satiren. Gelegenheitsscherze. Doch auch Entwürfe zu hohen Dichtungen. Ende der Sturm- und Drangzeit.

II. Mannesperiode.

Von der italienischen Reise bis zum Tode Schiller's (1786—1805).

1) Die Zeit in Italien (1786—89). Die Dramen „Egmont" (schon 1775 begonnen, doch erst in Rom vollendet nnd 1788 herausgegeben), „Iphigenie" (1779 in Prosa entworfen, auf der Reise und namentlich zu Rom umgearbeitet), „Tasso" (um 1780 entworfen, zu Rom und in Sizilien umgearbeitet, 1789 zu Weimar vollendet). „Elegien".

2) Die Zeit politischen Unmuts (1790—95). Dramatische Versuche mit politischer Tendenz, als: „Der Großkophtha" (1789, erschienen 1792), „Der Bürgergeneral" (1793), „Die Aufgeregten" (unvollendet), endlich auch die später (1799—1803) entstandene „Eugenie", das erste Stück einer beabsichtigten Trilogie über die französische Revolution. Bearbeitung des Reinecke Fuchs (1793). Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (um 1794).

3) Die Zeit der Vereinigung mit Schiller (1795—1805). „Alexis und Dora" (eine idyllische Skizze in antiker Haltung, 1796). „Xenien" (satirische Epigramme auf Zeitverhältnisse und Zeitgenossen, mit Schiller zusammen verfaßt und in dessen Musenalmanach für 1797 erschienen). „Hermann und Dorothea" (idyllische Epopöe, 1797). Balladen (1797). „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (ein Roman, begonnen 1777, nach wiederholten Pausen, unter regster Teilnahme von Schiller und W. von Humboldt, vollendet 1796). „Die Propyläen" (eine artistische Zeitschrift, 1798—1800). Vollendung des ersten Teils des „Faust" (1807).

III. Altersperiode (1805—32)

anfänglich mit ausgeprägtem Streben nach Eleganz der Form, später Hinneigung zur Allegorie und Wissenschaft.

„Die Wahlverwandschaften" (Roman, 1809). „Westöstlicher Divan" (dem Persischen nachgedichtet, 1814—19). „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" (1809—16). „Italienische Reise" (1814—29, jedoch mit Benutzung viel früherer Briefe und Aufzeichnungen). „Die Metamorphose der Pflanze" (schon seit 1790 und dann fortgesetzt bis ins höhere Alter). „Farbenlehre" (desgl.). „Sprüche" (meist seit 1820). „Zweiter Teil des Faust" (kurz vor seinem Tode beschlossen).

3. Die Bedeutung Goethe's reicht weit über die deutsche Literatur hinaus und ist eine zu umfassende und tiefgreifende, als daß sie mit wenigen Zügen sich darstellen ließe; es genüge, nur das Einfachste und auch in weiteren Kreisen längst Anerkannte daraus hervorzuheben. — Goethe's außerordentlichste Eigenschaft ist die Harmonie der Kräfte, welche in ihm zu Tage tritt; Kunst, Wissenschaft und Leben hatten sich ihm in gleicher Weise erschlossen, so daß er sich in allen dreien heimisch fühlte. Doch dies gelang auch wol zuweilen Andern; worin aber Goethe einzig dasteht, das ist seine Fähigkeit, jene drei Elemente einander durchdringen zu lassen und daraus ein schönes Ganzes: ein echtes, volles, befriedigtes Menschendasein zu gestalten. Goethe's höchstes Kunstwerk ist sein Leben selbst; was man gewönlich bei ihm ausschließlich preist, die dichterische Kraft, ist nur eine Seite desselben und so eng mit diesem verwachsen, daß er selbst seine poetischen Schöpfungen sämmtlich „Gelegenheitsgedichte" nennt. — Unter glücklichen Verhältnissen geboren, fühlte Goethe sich früh mit der Außenwelt einig und ihr vertraut, daher ist auch der Charakter seiner Dichtungen vorzugsweise Naturwahrheit, verklärt durch künstlerische Schönheit; sie ruhen auf Beobachtung, klarer Anschauung, Verständniß des sinnlich-natürlichen Lebens und stehen dadurch der naiven, klassisch-antiken Poesie sehr nahe. Damit stimmt es auch, daß Goethe unter den übrigen Künsten besonders von den bildenden, unter den Wissenschaften besonders von der Naturkunde sich angezogen fühlte. Goethe liebt es, auszugehen vom Einzelnen und von da weiterzuschreiten zum Allgemeinen, vom Aeußeren zum Inneren, vom sinnlich Vorhandenen zu der darin liegenden Idee; eine Betrachtungsweise der Dinge, die man in der philosophischen Terminologie „realistisch" und „objektiv" nennt, und

in Folge deren man Goethe's Charakter überhaupt als den der „objektiven Realität" aufzufassen pflegt.

§ 61.

Schiller.

(1759—1805.)

1. **Johann Christoph Friedrich Schiller**, geb. am 10. (nicht 11.) November 1759 zu Marbach in Würtemberg, Sohn eines herzoglichen Schloßbeamten. 1773 in die von Herzog Karl gestiftete „Karlsschule" aufgenommen, innerlich der Theologie zugewandt, zum Studium des Rechts gezwungen, später dasselbe mit dem der Medizin vertauschend. 1780 als Regimentsarzt die Schule verlassend. 1782 Flucht nach Mannheim, Aufenthalt in dem benachbarten Oggersheim und später zu Bauerbach bei Meiningen, einem Familiengute der Frau v. Wolzogen, mit deren ältesten Sohne (Wilhelm) der Dichter schon auf der Schule befreundet gewesen. 1783 von dem Theaterdirektor Freiherrn von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und als Theaterdichter angestellt, aber Menschen, Verhältnisse und Luft sagten ihm gleichwenig zu. 1784 Bekanntschaft mit Frau Charlotte von Kalb aus Weimar, welche für einige Zeit sich am Rheine aufhielt. Im Juni desselben Jahres freundliche Briefe von einstweilen Unbekannten (Körner, Huber) aus Sachsen und warme Einladungen dorthin zu kommen. 1785 in Leipzig, Gohlis, Dresden; zärtliche Freundschaft mit Körner, erwachende Neigung für Geschichte. 1787 im Juli nach Weimar, wo er durch Charlotte von Kalb der alten Herzogin Amalie vorgestellt wird, auch mit Wieland und Herder verkehrt, mit Knebel in Goethe's Garten des Abwesenden Geburtstag feiert, im Ganzen jedoch sich unbehaglich fühlt, weil er keinen rechten Anschluß findet und ihn der überall herrschende Goethe'sche Ton und Goethe-Cultus abstößt. Anfang des Studiums der Kant'schen Philosophie, in welche er für mehrere Jahre immer tiefer sich versenkt. Im Dezember Besuch zu Meiningen und Bauerbach bei seiner alten Freundin Frau von Wolzogen, welche schon im nächsten Jahre stirbt. 1788 teils zu Volkstädt, teils zu Rudolstadt im Verkehr mit der Familie von Lengefeld, in welche er durch Wilhelm von Wolzogen, einen Verwandten derselben, eingeführt wurde. In Rudolstadt fand am 9. September das erste Zusammentreffen mit dem eben aus Italien zurückgekehrten Goethe statt. Beide Männer blieben für diesmal einander fern, doch suchte Frau von Stein ihren mächtigen Freund für den noch immer im Leben existenzlos dastehenden Dichter zu interessiren. In Folge dessen erhielt Schiller 1789 eine Professur der Geschichte zu Jena, ein Amt, welches indeß anfänglich so schlecht besoldet wurde, daß er auf andere Arbeiten daneben gebieterisch hingewiesen war und welches er wie es scheint überhaupt nur für einen Durchgangspunkt ansah; einen inneren Beruf dafür fühlte er nicht, er hatte die Poesie bereits als seine Lebensaufgabe erkannt. 1790 Vermälung mit Charlotte von Lengefeld (gest. 1824), 1791 von schwerer Krankheit befallen, von der er sich nie mehr völlig erholt. Eine in zartester Weise von Dänemark aus (durch den Prinzen von Augustenburg und den Minister Grafen Schimmelmann)

ihm dargebotene Unterstützung von jährlich 1000 Talern auf drei Jahre setzt ihn in die Lage sich einigermaßen schonen zu können. 1792 eifriges Studium Kant's. 1793 Reise in die schwäbische Heimat. 1794 Bekanntschaft mit W. v. Humboldt. 1795 engerer Verkehr mit Goethe. 1796 Schluß der philosophischen Schriftstellerei. Das Xenienjahr. 1797 das Balladenjahr. 1798 Empfang des französischen Bürgerdiploms (vom 26. August 1792 ausgestellt) durch Campe, welches Schiller der Weimar'schen Bibliothek schenkt. 1799 Uebersiedelung nach Weimar. 1802 auf Veranlassung des Herzogs durch den Kaiser in den Adelstand erhoben. 1804 eine Reise nach Berlin, wo man vergeblich ihn zu fesseln sucht. Inmitten vollster Tätigkeit, eifrig am „Demetrius" arbeitend, ereilt ihn der Tod am 9. Mai 1805. Seine Ueberreste wurden später in der Fürstengruft neben denen von Goethe und Karl August beigesetzt.

2. Schriften. Unter den zahlreichen Gesammtdrucken von Schiller's Werken nimmt die Cotta'sche Ausgabe in 12 Bänden die erste Stelle ein. Eine historisch-kritische Ausgabe erscheint seit 1867 von Karl Goedecke, eine andere von H. Kurz. Biographieen gaben G. Schwab, Hoffmeister, Palleske u. A. Die sehr umfangreiche Schiller-Literatur, in welcher die Briefwechsel mit Körner, Goethe und W. v. Humboldt die erste Stelle einnehmen, ist zusammengestellt in Goedecke's Grundriß. Schiller's Werke sind zum Teil in den von ihm redigirten Zeitschriften und Almanachen enthalten, als: Anthologie (1782), Rheinische Thalia (1785), Thalia (1787—91, das erste Heft ein Wiederabdruck der Vorigen), Kalender für Damen (1791—93), Neue Thalia (1792—93), Horen (1795—98), Musenalmanach (1796—1800); die hauptsächlichsten sind folgende:

I. Periode.

Bis zum ersten Auftreten in Weimar (1787). Sturm- und Drangzeit.

1) Lyrisches, meist von leidenschaftlicher Haltung, darunter die Laura-Lieder; mehrere Gedichte aus dieser Zeit erschienen in der Anthologie und wurden später für die Gesammtausgabe entweder ganz unterdrückt oder doch ihrer ärgsten Schroffheiten entkleidet. „Das Lied an die Freude" (1785) bezeichnet den Wendepunkt zu reiferen Dichtungen.

2) Dramatisches. „Die Räuber", ein Schauspiel, begonnen 1777, vollendet 1781. „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" (1783), vom Dichter als republikanisches Trauerspiel bezeichnet. „Kabale und Liebe" (1784), früher vom Dichter „Luise Millerin" genannt, ein bürgerliches Trauerspiel.

3) Prosaisches. „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" (1780). „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" (1784). „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" (1784). Ankündigung der Rheinischen Thalia (1785), ein für den damaligen Stil und Charakter des Dichters interessantes Blatt. „Philosophische Briefe" (1786).

II. Periode.

Vom ersten Auftreten zu Weimar bis zu seinem Zusammenwirken mit Goethe. Zeit historischer und philosophischer Studien (1787—94). Uebergangszeit.

1) Lyrisch-Episches, meist in philosophisch-didaktischer Richtung: „Resignation". „Die Götter Griechenlands" (1788). „Die Künstler" (1789). Entwürfe zu einem epischen Gedicht in Stanzenform über irgend ein Ereigniß aus dem Leben Friedrich's II. Uebersetzung zweier Gesänge aus Virgil's Aeneide: „Die Zerstörung Troja's" und „Dido" (beide 1791), ebenfalls in Stanzen.

2) Dramatisches. „Don Carlos, Infant von Spanien", angefangen 1783, erschienen 1787; ursprünglich als bloßes Familiengemälde an einem fürstlichen Hofe gemeint, später zu einem politischen Stück emporgewachsen, als dessen Held kaum mehr der Prinz, sondern vielmehr der Marquis Posa gelten darf. Uebersetzungen von Euripides' „Iphigenie in Aulis" und einiger Scenen aus den „Phönizerinnen" desselben Dichters (beide 1788). „Der Menschenfeind", ein Fragment (1788).

3) Prosaisches. Es gehört hierher zunächst der Torso eines äußerst spannend angelegten Romans: „Der Geisterseher" (1787—89); die Wahl des Stoffes findet in der damaligen Zeitstimmung und einigen Zeitbegebenheiten (Cagliostro, Schröpfer) seine Erklärung; aber das Werk scheint dem Dichter wegen seiner nun beginnenden ernsten Studien bald gleichgiltig, vielleicht auch gerade wegen der großen Spannung des Publikums unbequem geworden zu sein; die Darstellung wird nach dem Ende der ersten Abteilung mehr und mehr fragmentarisch und eilt zu einem notdürftigen Schluß. — Sodann mehrere historische Schriften: „Geschichte des Abfalls der Niederlande" (1788), „Geschichte des 30jährigen Krieges" (1791—93), beide Werke von keiner wissenschaftlichen Bedeutung, aber durch Behandlung und Stil als Muster für populäre Geschichtsschreibung anzusehen. „Die Sendung Mosis". „Die Gesetzgebung Lykurg's" (beide 1790). Endlich einige philosophische Abhandlungen: „Ueber das tragische Vergnügen" (1791). „Ueber Anmut und Würde" (1793) u. A.

III. Periode.

Seit der Verbindung mit Goethe (1794—1805). Zeit der innern Reife.

1) Lyrisch-Episches. Gedichte von wirklich liedartigem Charakter sind bei Schiller sehr selten, die überwiegende Mehrzahl ist reflektirend und philosophisch; vgl. besonders: „Der Spaziergang" und „Das Ideal und das Leben"; beide 1795 entstanden und vom Dichter selbst mit besonderer Freude betrachtet, aber wenig populär geworden. Von 1796 an tritt das wirkliche Leben dem Dichter näher; es entstanden nun jene mit Recht so allgemein bekannten und beliebten Erzälungen und Romanzen: „Der Gang nach dem Eisenhammer", „der Taucher", „die Bürgschaft" rc., besonders zahlreich 1797, welches Jahr auch für Goethe in dieser Gattung fruchtbar wurde und welches die beiden Dichter selber als das „Balladenjahr" zu bezeichnen pflegten, wobei indeß zu bemerken, daß der Name Ballade in dem Sinne wie er seither üblich geworden (ein Lied im Volks-

ton, von nordisch-düsterem Charakter) auf keine einzige jener Schiller'schen Erzälungen paßt. Eine hervorragende Stelle nehmen auch diejenigen Gedichte ein, in welchen bedeutende Momente aus dem Griechentum geschildert sind, z. B. „Klage der Ceres" (1796), „das eleusische Fest" (1798), „Hero und Leander" (1801), „Kassandra" (1802), „das Siegesfest" (1803); es vereint sich in ihnen die einfache Klarheit und ruhige Hoheit der antiken Welt mit dem weiten Blick und der tiefen Empfindung eines spätern Zeitalters. Welch ein Abstand zwischen dieser Art sich dem Altertum zu nähern und jenen gelehrten Citaten und Nachahmungen der alten Autoren, worin Jahrhunderte lang der Triumph klassischer Bildung gesucht wurde! Eine etwas fremdartige Seite in Schiller's Dichtungen bilden die „Xenien" (1796) und es ist bedeutungsvoll, daß das Publikum dieselben oder doch wenigstens die schärferen darunter Anfangs durchaus nicht auf Schiller's, sondern auf Goethe's Rechnung setzen wollte; bekanntlich täuschte man sich darin. Vgl. Boas „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851). 1799 entstand „das Lied von der Glocke", anfangs „Bürgerlied" genannt, ein großartiges symbolisch-realistisches Gemälde des menschlichen Lebens, dessen Scenen dem Auge des Dichter's beim Anschauen des Glockengusses vorüberziehn; unter allen Gedichten Schiller's wol am tiefsten in die Nation gedrungen. Manche lyrisch-epische Schöpfungen des Dichters wurden von den dramatischen Arbeiten desselben angeregt und gehen diesen zur Seite, z. B. „Thekla, eine Geisterstimme", „das Mädchen von Orleans", „der Graf von Habsburg", „der Alpenjäger", die beiden letzten durch die Beschäftigung mit der Schweiz wegen des „Wilhelm Tell". „Der Alpenjäger" ist das letzte lyrische Gedicht, welches Schiller überhaupt verfaßte.

2) Dramatisches. „Wallenstein" (1792—1800), ein historisches Gemälde in drei Abteilungen: „Wallensteins Lager", „die Piccolomini", „Wallensteins Tod", jedoch keine Trilogie im strengen Sinne der Alten. „Maria Stuart" (1800). „Die Jungfrau von Orleans" (1801), vom Verfasser als eine „romantische" Tragödie bezeichnet. „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören" (1803). „Wilhelm Tell" (1804). „Die Huldigung der Künste", ein Festspiel (1804). Fragmente im Nachlaß: „Demetrius" (in ihm ist der Monolog der Marfa das Letzte, was Schiller überhaupt geschrieben), „die Malteser" ꝛc. Ueberseßungen und Bearbeitungen: Shakespeare's „Macbeth" (1801), „Turandot", aus dem Italienischen des Gozzi (1802), zwei Lustspiele aus dem Französischen des Picard (1803), Racine's „Phädra" (1805).

3) Prosaisches. „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" (1794—95), in Briefen an den Herzog von Augustenburg; Schiller's philosophisches Hauptwerk. „Ueber naive und sentimentale Dichtung" (1795). „Ueber das Erhabene" (1796). Alle diese Abhandlungen beruhen wesentlich auf Kant'schen Grundsätzen und bilden ihrerseits wiederum eine Hauptgrundlage der neueren Aesthetik.

3. Schiller ist unter allen deutschen Dichtern der populärste, der „Liebling der deutschen Nation", und von so unermeßlichem Einfluß auf ihr geistiges Leben geworden wie kein Anderer, auch Goethe nicht ausgenommen. Dies muß einen tiefen inneren Grund haben und derselbe liegt

wol darin, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Schiller's geistiger Richtung und dem deutschen Volkscharakter obwaltet, während umgekehrt Goethe's menschlich und künstlerisch eben so berechtigte Lebensauffassung in Deutschland nicht allzuhäufig sich findet und deshalb auch seine Dichtungen in verhältnißmäßig engeren Kreisen blieben, wenigstens keineswegs in dem Grade zum Gemeingut der Nation geworden sind wie die Schillerschen. — Der Charakter dieser letzteren ist übrigens aus des Dichters Lebensgeschichte nicht minder erklärbar wie bei Goethe. Aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, selbst von der Natur äußerlich keineswegs begünstigt, war Schiller doch mit einer seltenen inneren Lebenskraft ausgerüstet, welche sich betätigen und das Höchste erringen wollte, trotz aller Hemmnisse, welche sie zu ersticken drohten. In der Zeit seiner Entwickelung fortdauernd gegen Zwang, Not und eigene Leidenschaft kämpfend, wandte er sich frühzeitig der Innenwelt zu und fand in der Energie derselben Ersatz für das was ihm die Außenwelt versagte. Alles was er Poetisches erzeugte, trägt daher den Stempel des Kampfes zwischen Materie und Geist, zwischen Leidenschaft und Sittlichkeit, zwischen Wirklichkeit und Ideal. Anfangs dichtet er wild und trotzig, in innerer Erregung, weil der Kampf in ihm selbst noch fortdauert; später, nachdem er durch philosophische Arbeit zum Frieden gelangt ist, in ruhiger Klarheit, oft wie in triumphirender Hoheit; immer jedoch, in seinen früheren wie in den späteren Dichtungen, tritt die Tendenz hervor, daß der Geist, das Edle, die Idee, den Sieg erringen müsse über die Welt, über das Gemeine und Endliche. (Verwandtschaft mit Christentum und Romantik.) Natur und Außenwelt (die „Objecte") gelten ihm als solche nichts, erst in ihrer Beziehung zum Menschengeist (zum „Subject") erlangen sie für ihn Wert; die menschliche Seele, ihre Gährungen, ihre Läuterung, dies ist das Gebiet, auf welchem Schiller's Dichterkraft sich am gewaltigsten zeigt. Darum zieht ihn auch die Wissenschaft vom handelnden Menschengeiste, d. i. die Geschichte so mächtig an, daß er eine Zeitlang zwischen ihr und der Dichtung schwankt und als er sich für die letztere entschieden, doch wenigstens seine Stoffe fortan vorzugsweise auf historischem Felde wählt. Im völligen Gegensatz zu Goethe erfaßt Schiller überall zuerst das Allgemeine, das Innere, die Idee, und sucht dann die Ausprägung der letzteren im Einzelnen, Aeußeren, Wirklichen; eine Auffassungsweise, die man „idealistisch" und „subjectiv" nennt und wegen deren man das Wesen Schiller's und seiner Dichtungen als das der „subjectiven Idealität" zu charakterisiren pflegt. Es ist dies aber auch zugleich der gewönliche Standpunkt der Jugendzeit, und daraus erklärt sich die Vorliebe, welche dieses Alter gerade für diesen Dichter, oft im Gegensatz zu Goethe, hegt. Sein frühes Hinscheiden war ein schwerer Verlust für die Nation, in Bezug auf ihn selbst dagegen gelten freilich Goethe's Worte: „Wir dürfen ihn wol glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und

erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fort zu setzen".

§ 62.

Weimar's Musenhof.

Der Hof und die Schriftsteller. Die Universität Jena. Der Fremdenzufluß. Die Bühne.

1. Das kleine Weimar war in den Jahren 1775—1805 allmälig Deutschlands geistiger Mittelpunkt geworden. Die erste Anregung zu dieser Blüte ging von der Herzogin **Amalie** (1739—1807) aus, in deren Geiste dann, seit 1775, ihr von Wieland erzogener Sohn **Karl August** (1756 bis 1828) und dessen treffliche Gemalin **Luise von Darmstadt** (1757 bis 1830, vermält 1775) weiter regierten. Es wurden dorthin allmälig gezogen: **Wieland** (1772), **Goethe** (1775), **Herder** (1776), **Schiller** (1799) und ihre Namen sind unvergänglich mit der Geschichte jener Fürsten verknüpft. An sie reiht sich dann ein Kranz minder bedeutender, aber gleichfalls trefflicher oder doch wenigstens interessanter Männer und Frauen, unter denen besonders zu nennen sind: **K. L. v. Knebel** (Erzieher des Prinzen Constantin), ein durch Ruhe und Klarheit ausgezeichneter Dichter, auch geschmackvoller Uebersetzer des Lucrez und Properz, gest. 1834 zu Jena, einer der letzten Zeugen von Weimar's Herrlichkeit; vgl. sein Leben v. Th. Mundt, 3 Bde., Leipz. 1835. **K. A. Böttiger** (geistvoller Kenner des Altertums), **J. Dan. Falk** (Satiriker), **Bertuch** und **v. Seckendorf** (geschmackvolle Uebersetzer aus dem Spanischen), **v. Einsiedel** (Bearbeiter des Terenz), der früher schon genannte **Musäus** (Märchensammler), später **Kotzebue** u. A.; ferner **Amalie v. Helwig**, geb. **v. Imhof** (Verfasserin der Epopöe: „Die Schwestern auf Lesbos"), **Karoline v. Wolzogen**, Schiller's Schwägerin (Verfasserin des Romans: „Agnes von Lilien" 1798), **Charlotte v. Kalb**, geb. **v. Ostheim**, **Charlotte v. Stein**, **Johanna Schopenhauer** u. A. Daß diesen „goldenen Tagen Weimar's" auch mancher Schatten nicht gefehlt haben wird, ist, gemäß dem Loose alles Irdischen, freilich nicht zu bezweifeln und als Beleg dafür sei auf das Schicksal des unglücklichen Prinzen Constantin (jüngeren Bruders des Herzogs) hier wenigstens im Allgemeinen hingedeutet.

2. Zu derselben Zeit war das benachbarte Jena der Hauptsitz deutscher Wissenschaft geworden. Hier lehrten die Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, wenn auch die Hauptwirksamkeit der drei letzteren zum Teil in eine spätere Zeit fällt; die Juristen Feuerbach und Thibaut; die Aerzte Hufeland und Reil; auch traten hier die Häupter der sogenannten „romantischen Schule" (die beiden Schlegel, Tieck, Brentano) zuerst auf und Schiller war wenigstens einige Jahre hindurch als Professor der Geschichte von belebendstem Einfluß auf den Geist der hier versammelten Jugend, und zur Anziehungskraft der bis dahin wissenschaftlich wenig beachteten Universität trug sein gefeierter Name sehr wesentlich bei.

3. Dazu rechne man nun noch in beiden Städten die flutende Strömung von Fremden (Deutschen wie Ausländern), welche wenigstens

eine Zeitlang in der Nähe der Großgeister weilen wollten, z. B. die beiden Humboldt, Hölderlin, Voß, J. P. Richter, Baggesen, Frau von Staël &c. und man wird gestehen müssen, daß dies ein Bild geistigen Lebens auf engstem Raume bietet, wie ein solches seit den Tagen Griechenlands nicht mehr dagewesen war, und daß der Name „Ilm=Athen" für Weimar und die Vergleichung von dessen Gesellschaft mit einem „Musenhofe" damals nicht ohne Berechtigung in Anwendung kamen. Vgl. Wachsmuth: „Weimars Musenhof" (1844). Diezmann: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (1857).

Anmerkung. Einer vorzüglichen Pflege erfreute sich zu Weimar die Bühne, besonders seitdem (1790) Goethe die Leitung derselben übernommen hatte. Die dramatische Kunst, lange Zeit in den Händen herumwandernder Truppen, unter denen allerdings manche wahrhaft verdienstliche waren, z. B. die Neuber'sche, Schönemann'sche, Koch'sche, Schuch'sche, Seyler'sche, Ackermann'sche u. a., hatte allmälig in einigen großen Städten gesicherte Pflege und Heimat gefunden, vor Allem zu Leipzig. Dadurch, so wie durch die Entfernung des Hanswurst, war der bis dahin tief verachtete Schauspielerstand (die sogenannten „Komödianten") allmälig zu Ehren gekommen und nahm bereits um 1750 eine vom gebildeten Teil der Nation geachtete, ja in einzelnen Fällen gefeierte Stellung ein. Als der siebenjährige Krieg Sachsen verheerte, wurde (etwa seit 1758) Hamburg der Hauptsitz des deutschen Schauspiels und man sprach viel von einer dort zu errichtenden „Nationalbühne", wie denn überhaupt dieser, durch die Zersplitterung Deutschlands sehr gerechtfertigte Wunsch der damaligen Zeit und gerade den besten Köpfen nahe lag; war doch Lessing eben zur Einrichtung einer solchen 1767 nach Hamburg berufen worden. Als genialster Schauspieler jener Zeit und gewissermaßen als Vater der deutschen Schauspielkunst überhaupt galt unbestritten Konrad Eckhof (1720—78), aus Hamburg gebürtig, aber meist zu Gotha wirkend, ein Darsteller von gewaltiger, erschütternder Kraft, der seine Kunst in idealster Weise auffaßte und sich ihr mit Ernst und voller Hingebung widmete. In seine Bahnen trat dann Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), aus Schwerin, selbst ein dramatischer Dichter („Der Vetter aus Lissabon". „Der vernünftige Narr". „Stille Wasser sind tief"); als Schauspieler meist in Hamburg tätig. Hier wirkte er besonders durch die Einführung Shakespeare'scher Stücke umgestaltend, in denen er selbst mit größtem Erfolge auftrat; seine Leitung endlich des Hamburger Theaters (1786—98, 1811—16) war musterhaft und namentlich auch in der Heranbildung junger Talente glücklich. Den beiden ebengenannten Künstlern folgte A. W. Iffland (1759 bis 1814), ausgezeichnet besonders durch sein treffliches Charakterspiel. Gestützt auf das Beispiel dieser drei Begründer des deutschen Bühnenspiels und geleitet von seinem eigenen feinen Sinn für Schönheit erzog dann Goethe in Weimar ein Schauspielerpersonal, welches in seiner Art einzig war. Jeder, durchdrungen vom Geist des Ganzen, ordnete seinen Ruhm und seine Bedeutung dem allgemeinen Zwecke unter, und so entstanden Aufführungen, insbesondere unserer deutschen klassischen Stücke, wie sie, nach dem Zeugnisse älterer Beurteiler, seitdem kaum wieder erreicht worden sind, da die großen Schauspieler der Folgezeit, z. B. Ludwig Devrient (1784—1832), Ferdinand Eßlair (1772—1840) u. A. selten die volle Unterstützung der Uebrigen und dadurch das rechte Zusammenspiel fanden. Andererseits brachte aber auch das Weimarer Publikum, in welchem allmälig die idealen Interessen in die weitern Schichten der Bevölkerung gedrungen waren, den Künstlern eine Haltung und ein Verständniß entgegen, wie diese es nur wünschen konnten und worüber Fremde, z. B. Frau von Staël, ihre Bewunderung aussprachen.

§ 63.

Verbreitung der Literatur über ganz Deutschland.
(Goethe's und Schiller's Zeitgenossen.)

J. P. Fr. Richter. Hölderlin. E. Wagner. Tiedge. Matthisson. Salis. Hebel. Seume. Iffland. Kotzebue. Mahlmann. Zschokke.

Bald nach Schiller's Tode zerstreute sich der Weimar'sche Kreis zum größten Teil, hauptsächlich in Folge des hereinbrechenden Kriegssturms, und die Literatur fand von jetzt an keinen örtlichen Sammelpunkt mehr, wie ihn bis dahin eine Reihe von Städten und Landschaften ihr geboten hatte. Sie bedurfte aber auch eines solchen nicht mehr, denn das literarische Interesse, ja selbst die literarische Produktion war bereits bis in die entlegensten Teile des Reiches gedrungen und hatte sich, etwa den Südosten (Oesterreich) ausgenommen, bald überall gleichmäßig verteilt. Daß diese quantitativ so hoch gestiegene Beteiligung mit einer qualitativen Verringerung verbunden war, lag in der Natur der Sache, und so sehen wir denn seit den 80er Jahreu allmälig die mittelmäßigen und schwachen Erzeugnisse in der deutschen Literatur massenweise anwachsen und das in Geschmackssachen ja stets so sehr unsichere Urteil des Publikums verwirren. Hauptsächlich gegen diese Flut des Mittelmäßigen und Seichten waren ja schon die Goethe-Schiller'schen Xenien gerichtet gewesen und auch die ersten Schriften der nun bald (um die Grenze des Jahrhunderts) auftretenden Romantiker gingen wesentlich von Kritik aus. Im Allgemeinen schließen sich die meisten jener Erzeugnisse zweiten und dritten Ranges in Bezug auf Lyrik an die Göttinger, in Bezug auf Epik und Dramatik an gewisse, besonders populär gewordene klassische Werke an, z. B. an Goethe's „Werther" und „Götz", an Schiller's „Räuber" und „Geisterseher", aus denen eine Flut von sentimentalen, Ritter-, Räuber-, Geister-Romanen und Dramen herstammen. Doch treten aus der Fülle von Dichtern, welche diese Zeit bietet, auch abgesehen von den Romantikern, mehrere Namen von gutem, ja zum Teil bestem Klange hervor, die man gewönlich als „Goethe's und Schiller's Zeitgenossen" bezeichnet. Die bemerkenswertesten dürften folgende sein:

1. **Jean Paul Friedrich Richter**, als Schriftsteller kurz „Jean Paul" genannt, ward geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel, Sohn des dasigen Rectors, dann Pfarrers zu Schwarzenbach an der Saale. Auf dem Gymnasium zu Hof nur lückenhaft vorgebildet, bezog er 1780 die Universität Leipzig um Theologie zu studiren. Während dieser Zeit starb der Vater, die Familie blieb hilflos zurück und J. P. sah sich aus Armut gezwungen die Universität zu verlassen und Schriftstellerei zu treiben. Von 1785 an lebte er zuerst in Hof kümmerlich mit seiner Mutter in einem armseligen Stübchen, dann als Hauslehrer bei dem Vater eines Freundes (Oertel) auf dem Lande; endlich in Schwarzenbach von Elementarunterricht. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren Satiren: „Grönländische Prozesse" (1783) und „Auswahl aus des Teufels Papieren" (1788); sie blieben zunächst unbeachtet. Erst 1793 fand er, durch Moritz' Vermittelung, einen Verleger für seinen Roman: „Die

unsichtbare Loge" und bei dunkler Nacht eilte er von Schwarzenbach nach Hof um seiner am Spinnrad arbeitenden Mutter die 100 Dukaten Honorar zu bringen. Durch diesen und die bald darauf folgenden Romane beginnt sein Ruhm und verbreitet sich schnell über ganz Deutschland. Er lebte von jetzt an in Hof, dann (1797) zu Leipzig in behaglichen Verhältnissen; in allen Kreisen der Bildung, von den Höfen herab, wetteiferte man ihn zu ehren und näher kennen zu lernen; besonders die Frauen. Als er, einer Einladung folgend, nach Weimar kam, hatte die Herzogin Amalie an allen Toren Befehl gegeben, seine Ankunft sofort im Schlosse zu melden; Charlotte von Kalb vergötterte ihn; später, bei einem Besuche in Berlin, führte ihn die Königin Luise selber zu den Sehenswürdigkeiten des Schlosses und Parks von Sanssouci und schenkte ihm ihr Bild. Unter den Großgeistern befreundete er sich innig mit Herder, welcher damals schrieb: „Ich kann von ihm nichts sagen als: er ist ganz Herz und Geist; ein feinklingender Ton auf der Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt". Dagegen fand er freilich Schillern, dem er sich mit leidenschaftlicher Innigkeit nahte, „schroff", „voller Ecken" und Goethe'n „unnahbar", „einen Gott im Palaste"; beide Männer ihrerseits ihn „etwas wunderlich", „wie vom Himmel gefallen". 1801 verheiratet mit Caroline Meyer aus Berlin, siedelte er als hildenburg'scher Legationsrat nach Meiningen über, 1803 nach Coburg. Von 1804 an lebte J. P. zu Bayreuth, wo ihm der Fürst-Primas von Dalberg eine Pension gab, die später, nach Auflösung des Rheinbunds, der König von Baiern übernahm; er starb daselbst am 14. Nov. 1825. Seine Hauptwerke, fast sämmtlich in der Form des humoristischen Romans, sind folgende: „Die unsichtbare Loge" (1793). „Hesperus oder die 45 Hundsposttage" (1795). „Leben des Quintus Fixlein" (1796). „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" (1796—97). „Das Kampanertal" (1797). „Titan" (1800—1803). „Flegeljahre" (1804). Später folgen dann in leichterem Tone: „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz" (1808). „Dr. Katzenberger's Badereise" (1809). „Das Leben Fibel's" (1811). — Außerdem zahlreiche kleinere Skizzen, z. B. „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" (1799) und drei wissenschaftliche Werke: „Vorschule der Aesthetik" (1804), „Levana oder Erziehungslehre" (1807), „Selina oder über die Unsterblichkeit" (1825). Sämmtliche Werke, 65 Bde., Berlin 1826—38. Biographie von Spazier, 5 Bde., Leipz. 1833. „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P.", 4 Bde., München 1864 und 68, von Ernst Förster. „Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung" von Planck, Berlin 1867. — In Jean Paul vereinigten sich die edelsten Gaben des Humors: Schärfe des Gedankens, Tiefe der Empfindung, Reichtum der Phantasie, sprudelnder Witz, neckischer Mutwille; dies Alles verknüpft durch das Band der Liebe und begleitet von Reinheit des Herzens nnd Adel der Seele. Er ist der Größte unter den deutschen Humoristen; es können in dieser Beziehung überhaupt nur noch Lichtenberg und Hippel neben ihm genannt werden. Daß ihm, gleich diesen, die rechte gestaltende Kraft abging, ist oft

beklagt worden; es scheint, daß die Fülle und Vielseitigkeit der übrigen Kräfte gerade dieser einen nicht günstig ist. Was J. P. der deutschen Nation gewesen ist, darüber vergleiche man Börne's „Denkrede" auf ihn nach seinem Tode; sie ist keineswegs übertrieben, sondern drückt in der Tat die damalige Stimmung weiter Kreise aus.

2. **Friedrich Hölderlin**, geb. 1770 zu Lauffen in Schwaben, 1788 Student der Theologie zu Tübingen, dort mit Hegel befreundet, dann in Jena Fichte's begeisterter Schüler, woselbst er auch mit Schiller verkehrte, der sich für ihn schon als Landsmann interessirte, außerdem aber auch zwischen sich und ihm eine gewisse geistige Aehnlichkeit („heftige Subjectivität") erkannte. 1793 durch dessen Vermittelung Hauslehrer bei Meiningen, 1796—98 in ähnlicher Stellung zu Frankfurt a. M., wo ihn die schwärmerische Neigung zu der Mutter seiner Zöglinge („Diotima") zur Trennung nötigte. Nach wechselndem Aufenthalt zu Homburg, Constanz, Bordeaux, kehrte er aus letzterem Orte 1802 zu Fuß, geistig verstört, in die Heimat zurück. 1806 brach die volle Krankheit aus und H. lebte nun still-tiefsinnig im Hause eines Tischlers zu Tübingen, nur selten von einigermaßen lichten Zwischenräumen erhellt, die er mit wirrem Dichten und Klavierspiel ausfüllte, bis zu seinem, erst 1842 erfolgten Tode. Seine Gedichte, meist in antiken Maßen, voll männlicher Haltung und sittlicher Reinheit, sind zu schwierig, um populär zu werden; vgl. „An den Aether". „Die Nacht". „An den Neckar". „An Diotima". Noch unbekannter blieb sein Roman: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland", in Briefform, 1793 begonnen, 1797 vollendet; und das unvollendete Trauerspiel: „Der Tod des Empedokles", 1799. Seine Uebersetzungen aus dem Sophokles (Oedipus, Antigone) stammen bereits aus der Zeit der beginnenden Geisteskrankheit (1804) und enthalten neben viel Trefflichem bereits unverständliche Stellen. „Sämmtliche Werke", herausg. von Ch. Th. Schwab, 2 Bde., Stuttg. 1846. Vgl. auch A. Jung: „Fr. Hölderlin und seine Werke", Stuttg. 1848. K. Rosenkranz: „Hegel und Hölderlin", in Prutz literar. Taschenbuche I. S. 89.

3. **Ernst Wagner**, geb. 1769 zu Roßdorf bei Meiningen, studirte zu Jena die Rechte, ward Gerichtsaktuar zu Roßdorf, dann durch Jean Paul empfohlen, Kabinetssekretär zu Meiningen, wo er 1812 starb. In seinen Romanen zeigt sich teils der Einfluß Goethe's, namentlich von dessen „Wilhelm Meister", teils der von Jean Paul, teils endlich auch bereits der der Romantiker. Hauptw. „Willibald's Ansichten des Lebens" (1803). „Die reisenden Maler" (1806). „Reisen aus der Fremde in die Heimat" (1808). Tiefes Naturgefühl, Begeisterung für die Kunst, maßvoll-schöner Stil herrschen in ihnen durchweg. Sämmtliche Werke, herausg. von Mosengeil, 12 Bde., 1828.

4. **Christian August Tiedge**, geb. 1752 zu Magdeburg, 1793 Domcommissar zu Halberstadt, seit 1802 vielfach auf Reisen, dann in Magdeburg, Halle, Berlin, seit 1819 in Dresden, gest. daselbst 1841. Ein Spätling des Gleim'schen Kreises, der, wie es scheint, die Ideen der Aufklärungszeit mit der Sentimentalität einer späteren Periode zu verschmelzen

suchte. Sein Hauptwerk: „Urania“ (1801), ein lyrisch-didaktisches Gedicht, dem Sänger von Halladat gewidmet, entwickelt in sechs Gesängen des Dichters Empfindungen über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit in schöner Sprache und war lange Zeit ein Lieblingsbuch in weiten Kreisen. Von ihm stammen auch zwei vielgesungene Liedchen: Der Kosak und sein Mädchen („Schöne Minka, ich muß scheiden“) und: Die Sendung („An Alexis send' ich Dich“). „Tiedge's Werke“, 10 Bde., 4 Aufl., Leipz. 1841. „Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß“, von Falkenstein, 4 Bde., Leipz. 1841. Eng verbunden mit ihm in treuer Freundschaft und literarisch nicht unwirksam ist zu nennen: **Elise von der Recke**, geb. Reichsgräfin von Medem (1754—1833), aus Kurland. Von ihr besitzen wir „Gedichte“, herausg. von Tiedge, Halle 1806; und ein Buch, welches Aufsehen machte: „Cagliostro's Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen dortige magische Operationen“, Berlin 1789.

5. **Friedrich von Matthisson**, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, Lehrer am Dessauer Philanthropin, dann Erzieher zu Altona und Heidelberg. 1792 wegen Krankheit längerer Aufenthalt am Genfersee bei seinem Freunde Bonstetten, wo er auch mit Salis bekannt wurde. 1794 mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau auf Reisen, 1809 geadelt, 1812 Oberbibliothekar zu Stuttgart, seit 1829 als Privatmann zu Wörlitz, gest. daselbst 1831. Ein Lyriker, dessen Gedichte, namentlich die Naturschilderungen, sich durch Wohllaut und malerische Wirkung auszeichnen. Beisp. „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses“, ein Gedicht, durch welches in Deutschland das Wort Elegie die Bedeutung eines wehmütigen, sanft klagenden Liedes erhalten hat, welche ihm weder etymologisch noch historisch zukommt. „Abendgemälde“. „Mondscheinlandschaft“. „Adelaide“ u. a. Vgl. Schiller's Recension, im 11. Bande von dessen Schriften. Matthisson's sämmtliche Werke, 8 Bde., worin auch „Reisebeschreibungen“ und die „Briefe an Bonstetten“ sich befinden, erschienen 1825.

6. **Johann Gaudenz, Freiherr von Salis**, geb. 1762 zu Seewis im Kanton Graubündten, Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, lebte dann als Stadtvogt und Cantonoberster in Chur und starb 1834 zu Malans. Lyriker; seine, meist in dem Voß'schen Musenalmanach erschienenen Gedichte sind denen von Matthisson verwandt, aber männlicher und einfacher; am populärsten wurde jenes tief-wehmüthige: „Das Grab ist tief und stille“.

7. **Johann Peter Hebel**, geb. 1760 zu Basel, Sohn eines armen Gärtners, durch Wohltäter unterstützt 1778 Student der Theologie zu Erlangen, 1791 Lehrer zu Karlsruhe, später Kirchenrat und evangelischer Prälat, gest. 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen. Hauptw. „Allemannische Gedichte“ (1803), in der Mundart des Oberrheins, wodurch Liebe und Begeisterung für die seit Jahrhunderten verachtete und vergessene mundartliche Dichtung überhaupt erweckt wurde, welche letztere ja nunmehr, nach Sicherung einer starken Nationalsprache, nichts Gefährliches mehr in sich trägt. „Der rheinische Hausfreund“ (1808 bis

1811), ursprünglich ein Volkskalender, aus welchem Hebel dann die prächtigen Erzälungen, Schwänke und Aufsätze unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ (1811) herausgab, in der Tat ein Schatz von körnigem Verstand, tiefem Gemüt und drolliger Laune, ein Volksbuch im besten Sinne des Worts.

8. **Johann Gottfried Seume**, geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels, Sohn eines Bauern. Nicht befriedigt durch theologische Studien, wollte er von Leipzig nach Paris gehen, fiel aber zu Vacha hessischen Werbern in die Hände, welche ihn an England verkauften und er mußte nun als englischer Soldat in Nordamerika mit blutendem Herzen gegen eine Sache kämpfen, für die er begeistert war. Nach dem Frieden zurückgekehrt, entrann er zu Emden nur mit Mühe den preußischen Werbern, ging nach Leipzig und lebte hier von Unterricht. 1793 Sekretär des russischen Generals Igelström zu Warschau, als russischer Offizier von den Polen gefangen, war er Zeuge der Erstürmung von Praga. Verabschiedet lebte er als Lehrer, Corrector und Schriftsteller zu Leipzig, machte 1801 eine Fußreise nach Syrakus, 1805 eine zweite nach Finnland und Schweden. Längst kränkelnd und trübe gestimmt starb er 1810 im Bade Teplitz. Ein ernster, fast schroffer Charakter; sein Hauptwerk ist der „Spaziergang nach Syrakus“; sein bekanntestes Gedicht: „Der Wilde“; vgl. jedoch auch das „An das deutsche Volk“ (1810), ein Ausdruck tiefen Schmerzes über das gesunkene Vaterland.

9. **August Wilhelm Iffland**, geb. 1759 zu Hannover, dem geistlichen Stande bestimmt, aber 1777 dem elterlichen Hause entfliehend und zu Gotha unter Eckhoff's Leitung sich zum Schauspieler bildend. Nach dessen Tode 1778 wandte er sich mit der Seyler'schen Truppe nach Mannheim, dessen Bühne unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg stand und die bald durch die Berührung mit Schiller für die Nachwelt interessant werden sollte; Iffland selbst bewies sich dabei mehrfach als ein warmer Freund des jungen Dichters. Von hier durch den Krieg vertrieben, ward er nach kurzem Aufenthalt zu Hannover und Hamburg 1796 als Direktor des Nationaltheaters nach Berlin berufen. Als die Franzosen 1807 die Stadt besetzt hielten, die königliche Familie geflohen und jede öffentliche Kundgebung für dieselbe verpönt war, wagte es Iffland, am Geburtstage der Königin mit einem Blumenstrauß in der Hand auf der Bühne zu erscheinen, den er, gegen das Publikum gewandt, schweigend an die Brust drückte, worauf dieses in minutenlangen, immer sich erneuenden Jubel ausbrach. Die französische Behörde ließ es bei einer ernsten Verwarnung bewenden, der König aber reichte ihm später in seiner Loge öffentlich den wohlverdienten Orden, wobei die Zeitgenossen hervorhoben, daß dies das erste Beispiel von Decorirung eines Schauspielers sei. Als Generaldirektor der königlichen Schauspiele, hochgeehrt als Mensch und Künstler, starb Iffland 1814 zu Berlin. Seine künstlerische Wirksamkeit als Schauspieler, die wir bereits früher andeuteten, muß hier unberücksichtigt bleiben, wir haben es nur noch mit dem Dichter zu tun. Als solcher ist er ausschließlich Dramatiker und zwar wesentlich auf dem Felde des bürgerlichen Drama, welches bereits durch Lessing und

Schröder in Deutschland eingeführt, aber eigentlich erst durch ihn recht eingebürgert wurde. Er schrieb sogenannte „Familienstücke“, in welchen dem Volke, besonders dem Mittelstande, sein Tun und Treiben unter dem Gesichtspunkt der Moral vorgeführt wird, der Sieg des Guten über das Schlechte soll veranschaulicht und dadurch das Herz und Gemüt der Zuschauer veredelt werden. Großen Beifall erwarben besonders seine „Jäger“ (1785), worin der Charakter des Oberförsters als ein Meisterstück gelten darf; ihnen folgen dann: „Die Hagestolzen“, „Verbrechen aus Ehrsucht“, „Die Spieler“, „Die Verläumder“ &c. Eine gewisse Einförmigkeit läßt sich freilich dabei nicht verkennen, die unterdrückte Unschuld und der entlarvte vornehme Bösewicht (ein Lieblingsthema jener Zeit) kehren immer wieder; auch wird Niemand in diesen dramatischen Gemälden hohe Poesie suchen. Aber der Spott, welchen Schiller (vgl. „Shakespeare's Schatten“) und die Romantiker, besonders Tieck, über diese Stücke ausgossen, in denen sie nur „Misere“ und „rührende Trivialität“ sahen, scheint doch zu herb. Mit Shakespeare und Sophokles zu wetteifern, ist dem Verfasser nie eingefallen; seine gute Absicht hat jedenfalls nicht geschadet und wird nicht immer verfehlt worden sein; endlich dürften als lebensvolle Genre- und Sittenbilder viele seiner Erzeugnisse sogar dauerndes Interesse behalten. Gegenüber der Kost vollends, welche eine spätere Zeit von der Bühne herab dem deutschen Volke zu bieten wagte, sollte doch wohl die „bloße Mittelmäßigkeit“ glimpflich beurteilt werden.

10. **August von Kotzebue**, geb. 1761 zu Weimar, studirte die Rechte, 1781—95 in russischem Staatsdienst, 1797 zu Wien Theaterdichter; eins seiner Stücke veranlaßte bei einer Reise nach Rußland 1800 seine Verbannung nach Sibirien, ein anderes gewann ihm baldige Befreiung und hohe Gunst des Hofes. 1801 kehrte K. als Kollegienrat nach Weimar zurück, mußte aber 1806 vor den Franzosen wieder nach Rußland flüchten. Nachdem er 1813 den Russen als Staatsrat nach Deutschland gefolgt war, lebte er als russischer Generalconsul mit einem für damals auffallend hohen Gehalte (15000 Rubel) erst zu Königsberg, dann zu Mannheim, berichtete von hier über deutsche Zustände und Stimmungen nach Petersburg und führte in seiner Zeitschrift „Der Freimütige“ eine scharfe Polemik gegen die freisinnige Partei. Von der öffentlichen Stimme als „russischer Spion“ geächtet, auch durch literarische Fehden mit Goethe und mit den Romantikern vielfach in Mißkredit gekommen, der studirenden Jugend ganz insbesondere noch als Feind und Spötter ihrer Ideale verhaßt, ward er von Karl Sand aus Wunsiedel, Student der Theologie zu Jena, am 23. März 1819 erdolcht; der Mörder warf sich nach vollbrachter Tat betend auf die Knie und rief aus: „Ich danke Dir Gott für diesen Sieg!“ — K. ist ein äußerst fruchtbarer Dramatiker (211 Stücke), des theatralisch Wirksamen sehr kundig, und im Lustspiel, namentlich der Posse, oft von glücklichem Griff („Die deutschen Kleinstädter“. „Pagenstreiche“. „Don Ranudo“. „Die gefährliche Nachbarschaft“), obschon auch hier recht viel Nichtiges und Frivoles vorkommt; meist unbedeutend dagegen und zum Teil verwerflich sind seine ernsten Dramen, die berüchtigten Rührstücke, wenn gleich mehrere von ihnen zu ihrer Zeit sehr beliebt waren („Menschenhaß und Reue“. „Johanna von

Montfaucon". „Graf Benjowski". „Die Hussiten vor Naumburg" a. a.). Das lyrische Gebiet lag ihm fern, gleichwol sind zwei Lieder von ihm: „Guter Mond, du gehst so stille" und „Wir sitzen so frölich zusammen" einige Zeit hindurch populär gewesen. Sämmtliche dramatische Werke, 40 Bde., Leipz. 1840. Biographie von Döring, 1830.

11. **August Mahlmann**, geb. 1771 zu Leipzig, wo er seit 1799 als Hofrat und Redacteur („Zeitung für die elegante Welt") lebte, gest. 1826. Verfasser lyrisch-elegischer Dichtungen, die wegen ihres Wohllauts zu ihrer Zeit sehr beliebt waren; ein Lied „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust und lauter Liedersang" ist auch heut noch wirksam. Am bekanntesten jedoch wurde von ihm ein satirisches Drama: „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister, ein Schau-, Trauer- und Tränenspiel" (Parodie auf Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg"). Seine größeren Erzälungen und Romane sind vergessen.

12. **Heinrich Zschokke**, geb. 1771 zu Magdeburg, früh verwaist, verließ schon im 17. Jahre die Schule eigenmächtig und versuchte sein Glück erst als Hauslehrer, dann als Theaterdichter einer wandernden Truppe. Nach zwei Jahren mit seinen Angehörigen versöhnt, bezog er die Universität Frankfurt, um Theologie und Philosophie zu studiren. 1792 Docent daselbst, aber da er bei seiner freisinnigen Richtung in Preußen unter dem Ministerium Wöllner keine Anstellung erwarten durfte, beschloß er nach der Schweiz auszuwandern. Hier fand er eine zweite Heimat; 1796 Vorsteher einer Unterrichtsanstalt zu Reichenau in Graubündten, wurde er 1800 Regierungsstatthalter von Basel, 1815 Mitglied des großen Rats, in den schwierigsten Fällen und in den verschiedensten Gebieten seine Kraft und Umsicht bewährend. 1829 zog er sich von den Geschäften zurück und starb 1848. Sein erstes Werk, der Räuberroman „Abällino" (1793), später von ihm auch zum Drama umgearbeitet, ist trotz des Beifalls, welchen er fand, unbedeutend, desgleichen seine übrigen Dramen. Dagegen sind seine Erzälungen, nach der Sitte jener Zeit Novellen genannt, zum Teil trefflich: z. B. „Alamontade" (1811), „Das Goldmacherdorf" (1817), „Der Freihof im Aarau", „Der Flüchtling im Jura"; besonders die heiteren, z. B. „Der todte Gast", äußerst anmutig. Z. ist auch Verfasser der „Stunden der Andacht" (1809—16, anonym erschienen), eines vielgelesenen Erbauungsbuches. Seine Selbstbiographie, unter dem Titel „Selbstschau" (1842) erschienen, gewährt ein anziehendes Zeit- und Charaktergemälde.

Anmerkung. Wir brechen hier diese Zusammenstellung ab, weil die Unterscheidung zwischen dem was bleibenden Wert hat oder doch wenigstens für seine Zeit charakteristisch ist, und andererseits dem Mittelmäßigen, Unbedeutenden, Flüchtigen allmälig immer schwieriger und subjectiver wird. Nur anhangsweise seien hier noch einige Gruppen von Schriftstellern angeführt, deren Namen oft genannt werden, ohne daß man ihnen deswegen eine wirklich literarische Bedeutung zuschreiben müßte.

Zunächst begegnen wir um diese Zeit drei geborenen Dänen, welche als Beispiel dienen können, wie mächtig damals der deutsche Einfluß in jenem Lande gewesen sein muß. Der Eine ist **Jens Baggesen**, geb. 1764 zu Korsör auf Seeland, gest. 1826 zu Hamburg; ein enthusiastischer Verehrer Schiller's und wohlverdient um denselben, denn vor Allem seiner Bemühung war jene dänische

Pension zu danken, durch welche unser großer Dichter im Jahre 1791 seiner schweren Bedrängniß entrissen wurde. Hauptw. „Parthenais oder die Alpenreise“, in 12 Gesängen (1804). Der Andre ist Heinrich Steffens, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen (damals noch zum Staat Dänemark gehörig), studirte in Kopenhagen, 1802 Docent daselbst, 1804 in Halle, 1811 Professor zu Breslau, gest. 1815 zu Berlin. Hauptwerke die Novellen „Walseth und Leith“ (1826), „Die vier Norweger“ (1827) und seine interessante Selbstbiographie: „Was ich erlebte“ (1840 ff.). St. war in Deutschland vollkommen eingebürgert und darf bereits als der Unsrige gelten, wie er denn auch ein begeisterter Anreger und Kämpfer des Befreiungskriegs war; der massenhafte freiwillige Aufbruch der Breslauer Studenten zu den Waffen ist wesentlich sein Werk. Dagegen ist der Dritte: Adam Oehlenschläger, obschon aus einer holstein'schen Familie stammend, doch Däne geblieben. Er war geb. 1779 zu Kopenhagen, lebte viel in Deutschland, seit 1810 aber ausschließlich zu Kopenhagen (als Prof. der Aesthetik), gest. daselbst 1850. Seine, ursprünglich dänisch geschriebenen, Werke übersetzte er selber ins Deutsche; am bekanntesten darunter wurde das Trauerspiel: „Correggio“ (1816) und seine „Selbstbiographie“ (1830).

Aus der Flut deutscher Schriftsteller dieser Zeit erwähnen wir zunächst drei äußerst fruchtbare auf dem Gebiet des Familienromans: August Lafontaine (1758—1831), Gustav Schilling (1766—1839) und Ernst Langbein (1757—1835), der letztgenannte noch heute einigermaßen bekannt wegen seiner launigen Gedichte, während seine Romane vergessen sind; alle drei einst die Lieblingslectüre des in Leihbibliotheken verkehrenden „Lesepublikums“. Sodann drei Idyllendichter: Ludwig Theobul Kosegarten (1758—1818), Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Prof. der Geschichte zu Greifswald; Hauptw. „Jucunde“ (1808), unter dem Einfluß von Voß entstanden, ansprechend durch manche Schilderung norddeutschen Lebens. Ihm gegenüber Joh. Mart. Usteri (1763—1827), Dichter, Maler und Ratsherr zu Zürich, dessen Idyllen Darstellungen des Schweizerlebens in Schweizermundart bieten und sich in letzterer Beziehung an die Dialectdichtung Hebel's anschließen; von seinen sonstigen Dichtungen ist das Liedchen: „Freut euch des Lebens!“ populär geworden. Ihnen reiht sich ein Jugendschriftsteller an: C. G. A. Eberhard (1769—1845), Verfasser eines kleinen Idylls: „Hannchen und die Küchlein“, dessen poetischen und sittlichen Wert auch Diejenigen anerkennen werden, denen der Stoff, eine Schilderung ländlich-häuslichen Mädchenlebens, etwas geringfügig erscheint. Endlich noch drei Schriftsteller auf Gebieten, welche in neuerer Zeit nur noch selten gepflegt werden: der Satirendichter Joh. Dan. Falk (1770—1826), der Parabeldichter Friedr. Ad. Krummacher (1768—1845) und der Epigrammenschreiber Friedr. Haug (1761—1829).

§ 64.

Die Stifter und Häupter der romantischen Schule.

A. W. v. Schlegel. Fr. v. Schlegel. Hardenberg. Wackenroder. Tieck.

An der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, während noch Goethe und Schiller in Weimar blühten, begann fast in ihrer nächsten Umgebung (Jena, später Berlin) eine Richtung in der Poesie aufzutauchen, welche von dem Geist und Ton unserer großen Klassiker sehr merklich abweicht. Der Hauptunterschied könnte — um möglichst einfach zu bleiben — vielleicht so ausgedrückt werden, daß die Poesie, wie sie bei Goethe und Schiller auftritt, ein gewisses harmonisches Gleichgewicht zwischen Klarheit des Gedankens und Tiefe der Empfindung, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Inhalt und Form erstrebt, während die nunmehr beginnende

Poesie zunächst die Form auf Kosten des Inhalts begünstigt, dem Gefühlsleben, namentlich der Phantasie, ein entschiedenes Uebergewicht einräumt, endlich die Wirklichkeit mehr und mehr verläßt und in ein Nebelreich sich verliert, wohin ein einfach natürlicher Sinn kaum mehr zu folgen vermag. Damit verbindet sich eine Hinneigung zum Mittelalter und dessen geistigen Mächten (Kirche, Rittertum), sowie ein Anschmiegen an die Länder und Völker, welche die Spuren des Mittelalters am treuesten bewahrt haben (Spanien, Italien, der Orient). Namentlich mit Bezug auf diese romanischen und romantischen Tendenzen nennt man die hier in Rede stehende Dichtung die „romantische", die Dichter selbst „Romantiker" oder zum Unterschiede von denen des Mittelalters auch wol „neuere Romantiker". — Freilich sind diese Erklärungen unzureichend und eigentlich rein äußerlich; aber tiefergehende, das Wesen der ganzen Erscheinung erschöpfende sind schwierig und würden den Standpunkt dieses Buches überschreiten. Vielleicht dürfen wir jedoch noch hinzufügen, daß eine gewisse Unbefriedigung mit dem, was auf rein verständigem Wege in Wissenschaft, Kunst und Leben zu erreichen steht, eine sehr bemerkbare Stimmung dieser Zeit ist und vielleicht die Grundlage der ganzen Richtung bildet. Man sehnte sich vom Endlichen hinweg nach dem Unendlichen. In gewisser Hinsicht ist die Romantik nichts als eine Fortsetzung der Sturm- und Drangzeit.

1. **August Wilhelm von Schlegel**, geb. 1766 zu Hannover, Sohn des Dichters Adolf Schlegel, studirte zu Göttingen, wo er mit Bürger viel verkehrte, ward Hauslehrer zu Amsterdam, 1796 Docent, 1798 Prof. zu Jena, wo er in der Zeitschrift „Athenäum" (1798—1800) den romantischen Bestrebungen Bahn zu brechen suchte. 1801 legte er sein Amt nieder, 1802 in Berlin, seit 1805 mit Frau von Staël auf Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden. 1813 geh. Sekretär Bernadotte's, an dessen Feldzügen er Teil nahm, er ward geadelt und Legationsrat. 1815 zu Coppet in dem geistvollen Kreise, der sich dort um Frau v. Staël gesammelt hatte (Benjamin Constant, Chamisso, Z. Werner u. A.), 1817 in Paris um Indisch (Sanskrit) zu studiren, 1818 Professor der Literatur und Kunstgeschichte an der neu errichteten Universität zu Bonn, gest. daselbst 1845. Seine Hauptverdienste bestehen zunächst in wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Literatur, sein Hauptwerk in dieser Hinsicht sind die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" (1809—11); sodann in seinen Uebersetzungen, besonders aus dem Englischen (Shakespeare) und Spanischen (Calderon); vgl. auch seine „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" (1804). Seine eigenen Dichtungen: Romanzen („Arion"), Elegien („Rom"), Sonette, Canzonen und ähnliche Formen, obschon an Rhythmus und Klang ausgezeichnet, sind doch niemals populär geworden; das matte Drama „Jon" ist völlig unwirksam geblieben. „Sämmtliche Werke", herausg. v. Böcking, 12 Bde., Leipzig 1845—47. — In den Kreisen der Romantiker eine große Rolle spielte auch seine Gattin, Karoline, Tochter des Professors Michaelis zu Göttingen, Wittwe des Bergphysikus Böhmer, von dem sie eine Tochter, die gefeierte Auguste

Böhmer besaß, auf deren frühen Tod A. W. v. Schlegel jene berühmte Canzone an Novalis dichtete: „Ich klage nicht vor dir, du kennst die Trauer" 2c. Karoline und A. W. v. Schlegel trennten sich später und sie heiratete den Philosophen Schelling.

2. **Friedrich v. Schlegel**, geb. 1772 zu Hannover, Bruder des Vorigen, war ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, entsagte aber demselben schon früh und studirte Philologie zu Göttingen und Leipzig. 1794 Docent zu Jena, lebte 1800 zu Berlin in enger Freundschaft mit Schleiermacher und dem Rahel'schen Kreise, 1802 in Dresden, 1803—4 in Paris, wo er Indisch studirte. 1808 trat er in Köln zur katholischen Kirche über und ging dann nach Wien, wo er in den österreichischen Staatsdienst aufgenommen und geadelt wurde; er begleitete 1809 den Erzherzog Johann nach Italien, verfaßte in den Befreiungskriegen mehrere wichtige Proklamationen und wurde 1815 österreichischer Legationsrat beim Bundestage. 1819 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 1829 auf einer Reise in Dresden, wo er Vorlesungen („Ueber die Philosophie der Sprache und des Worts") halten wollte. Hauptw. „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" (1797). „Alarkos" (1802), ein Trauerspiel, Bearbeitung eines altspanischen Stoffs und geschrieben in Assonanzen; bei seiner ersten Aufführung zu Weimar erschien es trotz Goethe's Protektion dem Publikum nach Form und Inhalt so wunderlich, daß es in lautes Gelächter ausbrach. „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (1808). Gedichte (1809), sämmtlich unpopulär geblieben, obschon einige darunter, z. B. „Es sei mein Herz und Blut geweiht". „Freiheit, so die Flügel". „Windesrauschen, Gottes Flügel" u. a. nicht ohne poetischen Wert sind. „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1815). Fr. v. Schlegel war ebensowenig ein productiver Dichter wie sein Bruder und wissenschaftlich vielleicht weniger durchgebildet als dieser, jedoch an Selbständigkeit und besonders an anregender Kraft ihm überlegen. Sein Verdienst besteht zunächst in seinen literarhistorischen Arbeiten, in denen zuerst der eigentliche Begriff dieser Wissenschaft festgestellt ist und wodurch er der Begründer der Literaturgeschichte wurde, sodann aber durch die Einführung der indischen Studien in Deutschland, an welche sich später die neuere Sprachforschung („Sprachvergleichung") anschließt. „Sämmtliche Werke", 10 Bde., Wien, 1822—25. Bemerkenswert ist auch seine Gattin Dorothea, Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, ursprünglich vermält mit dem Kaufmann Veit, von diesem geschieden und in Köln zur katholischen Kirche übergetreten, geistig eine der ersten Frauen ihrer Zeit; Verfasserin des Romans „Florentin", in welchem sie sich bemüht die Kunstansichten ihrer Zeit darzulegen. Die Trennung von ihrem Gatten, einem edlen Manne, trug ihr bittere Früchte; sie wurde von Fr. Schlegel gar bald vernachlässigt, ja in Not gelassen und mußte sich entschließen, von den ihr anonym gespendeten Wohltaten Veit's zu leben, deren Urheber sie vermutete. Ihre Söhne aus jener ersten Ehe sind die Maler Johann und Philipp Veit, von denen besonders der letztere unter die Hauptbeförderer der romantischen Richtung in der neueren Kunst gehört.

3. **Friedrich von Hardenberg**, mit seinem Dichternamen Novalis, geb. 1772 zu Wiederstädt in der Grafschaft Mansfeld, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg die Rechte, seit 1798 zu Freiburg unter Werner die Bergwissenschaften, wurde 1799 Assessor zu Weißenfels, verkehrte von dort aus mit den Jena'schen Romantikern, starb aber schon 1801. Als Knabe überaus zart, von einer frommen Mutter ängstlich erzogen, kaum 20jährig mit einem 13jährigen Mädchen (Sophie v. Kühn) verlobt, welche ihm nach wenigen Jahren der Tod entriß, bald darauf auch einen zärtlich geliebten Bruder (Erasmus) auf gewaltsame Weise verlierend, durch Beides in tiefe Schwermut versenkt; dann sich wieder jugendlich emporraffend, hastig von Beschäftigung zu Beschäftigung eilend, bald mathematischen und philosophischen Forschungen, bald hochfliegenden Dichtungsträumen, bald nüchternen Berufsgeschäften hingegeben, das einigende Element für alles dies suchend und teils in der Religion, teils in der Poesie es vermutend, welche beide selber ihm wiederum nur als Eins erschienen, endlich ein neues Herzensbündniß schließend (Julie v. Charpentier), aber dabei schon zehrende Krankheit in sich tragend und den frühen Tod ahnend: so waren die Verhältnisse und Stimmungen, unter denen seine Dichtungen entstanden und deren nur allzugetreuer Ausdruck sie sind. Wir besitzen von ihm: Gedichte, unter ihnen ein Bergmannslied („Der ist der Herr der Erde") und ein Weinlied („Auf grünen Bergen wird geboren"), beide klar und lebensfrisch und wol die einzigen Erzeugnisse von ihm, welche populär geworden sind. Geistliche Lieder, voll Innigkeit und Wohllaut, aber so subjektiv, daß sie zu Liedern des allgemeinen Gottesdienstes, zu wirklichen Kirchenliedern, nicht taugen; vgl. z. B. „Wenn Alle untreu werden". Hymnen an die Nacht, in prosaischer, mitunter auch dithyrambischer Form, überschwänglich und mystisch verschwommen. „Heinrich von Ofterdingen", ein unvollendeter Roman, nach Tieck's Aussage dazu bestimmt eine Apotheose der Poesie zu werden, wovon man freilich in seiner jetzigen Gestalt nicht viel bemerkt. Fragmente, bestehend aus kurz hingeworfenen, nur locker an einander gereihten Bemerkungen über Religion, Wissenschaft, Kunst und Leben; oft fein und geistvoll, noch öfter kühn und parador, zuweilen auch unverständlich und zum Teil widerspruchsvoll, alle jedoch interessant und anregend, die sonderbarsten vielleicht am meisten, weil diese, unter Voraussetzung daß sie, als Aeußerungen eines bedeutenden Menschen, auch einen tiefen Sinn verbergen müssen, das Nachdenken, gewissermaßen die Mitarbeit des Lesers erzwingen. — Dreierlei hatte Novalis jedenfalls vor seinen romantischen Freunden voraus: Tiefe des Gemüts, Reichtum des Herzens, Ernst der Gesinnung, und vielleicht ist es das mehr oder weniger klare Bewußtsein dieses Umstands, verbunden mit der Tatsache seines frühen Todes, welche ja dem Entschwundenen immer eine gewisse Glorie verleiht, daß dieselben einstimmig auf ihn als ihren Größten und Besten, als den eigentlichen Messias der Romantik hinwiesen und auch im Andenken der Nachwelt ein eigentümlich geheimnißvoller Reiz sein Bild verklärt. — „Novalis Schriften", herausg. von L. Tieck und Fr. Schlegel, 2 Bde., Berlin 1802; 3. Bd. 1846.

4. **Heinrich Wackenroder**, geb. 1772 zu Berlin, studirte in Halle die Rechte, arbeitete zu Berlin am Kammergericht, war aber gänzlich der Poesie zugeneigt; er starb schon 1798. Eng befreundet mit Tieck, welcher von ihm folgende Schilderung giebt: „Sein Gemüt war fromm und rein und von einer ächten durchaus kindlichen Religiosität geläutert“. Wir besitzen von ihm zwei Werke: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797) und „Phantasien über die Kunst“ (1798, nach seinem Tode von Tieck herausgegeben). In beiden Schriften sind tiefe und feinsinnige Bemerkungen über die Malerei und Musik niedergelegt, und zwar in einem eigentümlich kindlichen, fast bangdemütigen Tone. Es nimmt mit ihnen und dem gleichzeitig erschienenen „Franz Sternbald“ die fromme, mittelalterliche und katholische Tendenz in der Kunst ihren Anfang, welche dann praktisch in Overbeck und dessen Freunden ihren Ausdruck findet und in der Geschichte der Künste überhaupt Epoche macht. Zu großem Mißbehagen Goethe's, der sich gegen diese Richtung stets ablehnend verhielt, glaubte man Anfangs er sei der eigentliche Verfasser der „Herzensergießungen“.

5. **Ludwig Tieck**, geb. 1773 zu Berlin, Sohn eines Seilers, studirte zu Halle, Erlangen und Göttingen Geschichte und Philologie, besonders romanische Sprachen. 1794 in Berlin, unabhängig literarischen Arbeiten lebend. 1799 in Jena, wo er mit Schlegel, Novalis, Schelling Freundschaft schließt. 1805 mit Studien altdeutscher Handschriften beschäftigt in Italien. Von 1806 abwechselnd zu Ziebingen bei Frankfurt a. O. im Hause des ihm eng befreundeten Grafen v. Finkenstein, oder vorübergehend in deutschen Großstädten (Wien, Prag, München, Hamburg). 1817—18 in London, seiner Shakespeare-Studien wegen. Seit 1819 zu Dresden als Hofrat und Dramaturg, wo er seine berühmten „Vorlese-Abende“ hielt. 1841 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. in seine Nähe nach Berlin und Potsdam, wo er die von ihm hoch entwickelte Kunst des Vorlesens bis zu seinem Tode (1853) ausübte. — Man kann in Tieck's literarischer Laufbahn drei Perioden unterscheiden, welche ziemlich schroff an einander grenzen. Zuerst die Entwickelungszeit; ihr gehören an die beiden Romane „Abdallah“ (1793), William Lovell (1793—96) und ein Drama „Karl von Berneck“ (1795), alle drei voll Gräueltaten und Gespensterspuk, düster und leidenschaftlich, unter dem Einfluß der Lectüre Klinger's und der Goethe-Schiller'schen Sturm- und Drangzeit entstanden; die er jedoch schon 1796 im „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuer“ selber verspottet. Hierauf folgt die romantische Periode, eingeleitet durch den Künstlerroman „Franz Sternbald's Wanderungen“ (1798), in der Weise Wackenroder's, welche von Tieck selber nicht weiter verfolgt wird. Seine Haupttätigkeit auf romantischem Gebiet zeigt sich vielmehr zunächst in Bearbeitungen altdeutscher Sagen und Märchenstoffe, welche dann 1812—16 von ihm unter dem Titel „Phantasus“ in einen leichten epischen Ramen, nach Art von Boccaccio's Decamerone, gesammelt wurden. Die Form ist teils episch, wie im „blonden Eckbert“, „Waldeinsamkeit“, „Runenberg“, „Liebeszauber“, „Elfen“, „getreuer Eckart“, „Tannhäuser“ 2c., teils dramatisch wie in „Genoveva“, „Kaiser

Oktavianus", „Fortunat", „Blaubart", „Däumling"; hier auch sehr oft mit Satiren gegen literarische Zeitrichtungen, wie im „Rothkäppchen", „gestiefelten Kater" und besonders in dessen Fortsetzung, dem „Prinz Zerbino" und in der „verkehrten Welt". Im Geist der Romantik sind auch Tieck's zahlreiche Uebersetzungen aus dem Spanischen (Don Quixote), aus dem Englischen (Shakespeare) und aus dem Altdeutschen (Minnelieder, Frauendienst). Den Schluß dieser Periode bilden die Gedichte (1821), welche reich an einzelnen Schönheiten, im Ganzen aber doch spielend und tändelnd, daher unwirksam geblieben sind. Tieck's letzter Zeitraum ist der novellistische, welcher ungefär mit den zwanziger Jahren beginnt; von hier an gab er jährlich eine bis zwei jener leichten Skizzen, von ihm nach romanischer Sitte Novellen genannt, welche zwischen Erzälung und Roman schwankend, sich besonders durch die darin enthaltenen Gespräche und Räsonnements über die verschiedenartigsten Fragen des sozialen Lebens auszeichnen, eine Gattung, welche Tieck in Deutschland eingeführt und für einige Jahrzehnte in der vornehmen Gesellschaft populär gemacht hat. Beispiele: „Die Gemälde" (1821), „Der Weinachtsabend" (1828), „Das Zauberschloß" (1829), „Der junge Tischlermeister (1836); ferner über historische Stoffe: „Der Aufruhr in den Cevennen" (1826, leider unvollendet), „Dichterleben" (1830), worin Shakespeare's Geschichte behandelt wird; „der Tod des Dichters" (1833), die Sage von Camoens; endlich sein letztes Werk „Vittoria Accorambona" (1840). Von wissenschaftlichen Arbeiten Tieck's sind zu erwähnen seine Abhandlung über das altenglische Theater (1811), die „Dramaturgischen Blätter" (Kritiken über das Dresdener Theater, seit 1826) und die Herausgabe mehrerer zerstreuter und z. T. verschollner Schriften von deutschen Dichtern (Maler Müller, Heinrich v. Kleist, Lenz, die Insel Felsenburg, altdeutsche Dramen). Seine gesammelten Werke, 20 Bde., 1827—46. Vgl. auch „Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen" von Rudolf Köpke, 2 Bde., Berlin 1856. — Literarisch bemerkbar wurde auch Tieck's Schwester Sophie, einstmals eng befreundet mit A. W. v. Schlegel, später vermält mit Bernhardi, Prof. am Friedrichswerder-Gymnasium zu Berlin; von ihr stammt der Roman „Evremont".

Anmerkung. Auch in den übrigen Kreisen des geistigen Lebens machen sich die Grundsätze der Romantiker bemerkbar, besonders auf dem Felde der Wissenschaft, wo die Romantik zum Teil glänzendere und gediegnere Früchte getragen hat als auf dem der Poesie. Unter ihrem Einfluß stehen, freilich wiederum auf sie rückwirkend, vor Allen Jakob Grimm (1785—1863) und dessen Bruder Wilhelm Grimm (1786-1859), die größten Forscher, ja die Urheber der deutschen Sprach- und Altertumskunde, beide in innigster Liebe das ganze Leben hindurch mit einander verbunden, stets nur ein Hauswesen bildend und oft gemeinsam an einem Werke arbeitend; ihre „Kinder- und Hausmärchen" (1812—13) sind ein köstlicher Schatz für die Nation, gleichsam eine „Edda des deutschen Volkes". Ferner der mit ihnen befreundete große Rechtsgelehrte v. Savigny, der Theologe Schleiermacher, der Geograph Ritter, die Historiker Luden, Niebuhr, Wilcken, v. Raumer; auch Alexander und Wilhelm v. Humboldt, die größten Kenner jener auf dem Gebiet der Natur, dieser auf dem der Sprache, beide darin einander ähnlich, daß sie trotz unermeßlicher Detailkenntniß („Gelehrsamkeit") und nimmermüden Forschungstriebs doch niemals den philoso-

phischen Standpunkt verließen, von dem aus die einzelnen Wahrheiten und Wissenschaften unter einander verknüpft und als Ausflüsse eines gemeinsamen Gesetzes zu erfassen gesucht werden. Endlich Joseph v. Schelling (1775 bis 1863), der Begründer der sogenannten Naturphilosophie, einer Wissenschaft, welche freilich damals noch verfrüht war (wie sie es ja auch noch heute und langehin sein dürfte), die aber doch vielfach höchst anregend wirkte. In der bildenden Kunst deutet die namentlich von Overbeck eingeschlagene Richtung auf den Einfluß der Romantik hin. Ja selbst im geselligen Leben giebt sich der letztere teils in großartigen und genialen Zügen, teils in mancherlei Verirrungen auf's deutlichste kund. Am stärksten davon berührt erscheint Berlin, wo ja die Häupter derselben eine Zeitlang ihr Lager aufgeschlagen hatten. Und in Berlin sind es vor Allem die durch Geist ausgezeichneten Kreise vornehmer jüdischer Familien, welche jenen Einfluß ganz besonders schnell und energisch in sich aufnehmen, widerspiegeln, fortpflanzen. Wesentlich durch ihn imponirend, gelingt es ihnen sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen oder vielmehr sie zu sich herüberzuziehen und zwar die exclusive am allerfrühesten. So hatte sich um Rahel Levin (später Robert), geb. 1771 zu Berlin, 1814 vermält mit Varnhagen, gest. 1833, ein Kreis ausgezeichneter Männer und Frauen gesammelt, unter denen wir hier nur die beiden Humboldt, Fichte, Schleiermacher, Fr. v. Schlegel, Fr. v. Gentz, Prinz Louis Ferdinand, die Herzogin von Sagan, die Gräfin Schlabrendorf nennen wollen. Von ihr selbst sagt ein neuerer Literarhistoriker (Hillebrand): „Geist und Gemüt, Sinn für das Große wie Kleine, Hingebung an das Gute und Schöne, Liebe zu den Menschen und Glauben an die Menschheit, das waren die Elemente, welche sich in ihrem Wesen zu Einem bestimmten Leben sammelten". Literarisch ist sie nicht aufgetreten, nur ihre Briefe wurden nach ihrem Tode von Varnhagen veröffentlicht. Nächst ihr steht Henriette Herz, geb. Lemos, die Freundin Schleiermacher's, auch sie nur bekannt durch die bewundernden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen. Aus diesen Kreisen gingen endlich mehrere jener berühmten Frauen hervor, welche beim Wiener Congreß durch ihren Geist in der vornehmen Gesellschaft glänzten und nicht ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse blieben, z. B. die Baronin Grotthuis und ihre Schwester Frau v. Eybenberg (Gemalin des Fürsten Reuß), Töchter des Bankiers Meyer aus Berlin, die Baronessen Arnstein und Eskeles u. A.

§ 65.

Die Dichter des Befreiungskrieges.

H. v. Kleist. Körner. Schenkendorf. Arndt. Stägemann. Schulze.

Das genial phantastische Treiben der Romantiker erhielt durch den gewaltigen nationalen Aufschwung unter dem Drucke der Fremdherrschaft, besonders aber während der Kriegsjahre 1813—15, eine ernstere, mehr der Wirklichkeit zugewandte Richtung, und wir verdanken dieser Wendung eine Reihe unserer besten und edelsten Dichtungen.

1. **Heinrich von Kleist**, geb. 1776 zu Frankfurt a. O., 1795 ins Militär eingetreten, machte als Junker den Rheinfeldzug mit, nahm aber schon 1799 als Lieutenant den Abschied, um in seiner Vaterstadt die Rechte zu studiren. Eine innere Unruhe trieb ihn 1801 nach Paris, dann in die Schweiz; eigentlich wollte er einen Bauernhof kaufen und sich an der Arbeit des Körpers stählen, aber zu Bern, im Verkehr mit Zschokke, glaubte er zu erkennen, daß die Beschäftigung mit Poesie seine wahre Bestimmung sei. 1802 in Weimar, wo Wieland ihn freundlich aufnahm, aber „Eigenheiten an ihm bemerkte, welche an Verrücktheit zu grenzen schienen"; Goethe'n erregte er „bei dem reinsten Vorsatz einer

aufrichtigen Teilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von unheilbarer Krankheit ergriffen ist". Um diese Zeit fällt übrigens wirklich eine schwere Krankheit des Dichters, in welcher ihn seine Freunde ganz aus den Augen verlieren; man hörte später, er habe sich zu Koblenz bei einem Tischler aufgehalten. Inzwischen war er schon wieder auf Reisen, in der Schweiz, in Mailand, in Paris; „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit" schreibt er selbst. Zurückgekehrt fand er eine kleine Anstellung als Diätar im Finanzministerium, mußte aber 1806 vor dem siegreichen französischen Heere nach Königsberg flüchten, und da er sich unvorsichtig zurückwagte, ward er auf einer Fußreise gefangen und als ein Verdächtiger (man hielt ihn für einen Schill'schen Offizier) nach Frankreich abgeführt. Durch den Frieden befreit, lebte er literarisch tätig zu Dresden, 1809 zu Prag, seit 1810 zu Berlin, und erschoß sich, längst lebensmüde, zugleich mit einer Freundin (Henriette Vogel) 1811 in der Nähe von Potsdam. — Seine Hauptkraft liegt im Drama; dahin gehört zunächst: „Der zerbrochene Krug" (1802), ein kleines neckisches Lustspiel über ein Bild, worüber in derselben Zeit Geßner eine Idylle und Zschokke eine Novelle schreiben wollten. „Die Familie Schroffenstein" (1803), ein Ritterstück. „Penthesilea" (1808), ein Trauerspiel; endlich seine drei bedeutendsten Erzeugnisse: „Das Käthchen von Heilbronn" (1809). „Die Herrmannsschlacht" (1810). „Prinz Friedrich von Homburg" (1811). Außerdem schrieb er Erzälungen, unter denen „Michael Kohlhaas" (1810) die vorzüglichste ist. Unter seinen Gedichten ist besonders das Lied „Germania an ihre Kinder" hervorzuheben, ein gewaltiger Sturm- und Kriegsruf. Kleist's gesammelte Werke, herausg. v. Tieck, 3 Bde., 1826, 4. Bd. 1846; dieselben, herausg. v. Julian Schmidt, 1859—63. „Leben und Briefe", herausg. von Bülow, 1848. „K.'s Briefe an seine Schwester Ulrike", herausg. von Koberstein, 1860. — Die vielverbreitete Annahme, daß der Gemütszustand des Dichters lediglich durch die Not des Vaterlandes entstanden und zur Katastrophe geführt worden sei, war historisch und psychologisch von vorn herein unwahrscheinlich und darf jetzt, nach Veröffentlichung von Kleist's Briefen, als widerlegt gelten; wenn gleich seine Stimmung durch die öffentlichen Verhältnisse wesentlich gesteigert worden sein mag. Tatsache ist, daß er die Erniedrigung Deutschlands tief mitempfand, und daß er der erste deutsche Dichter war, welcher seinem Schmerz darüber poetischen Ausdruck gab und zur Abwehr des Feindes aufrief. Daher seine Stellung an der Spitze unserer Kriegs- und Freiheitssänger.

2. **Karl Theodor Körner**, geb. 1791 zu Dresden, Sohn des bekannten Freundes von Schiller. Zu Freiberg und Leipzig für das Bergfach ausgebildet, begab er sich 1811 nach Berlin und im Herbst als Hoftheaterdichter nach Wien. 1813 trat er in Lützow's Freischaar ein, machte als Lieutenant mehrere Gefechte mit und fiel am 26. Aug. 1813 bei Gadebusch in Mecklenburg. Von seinen dramatischen Jugendarbeiten sind die ernsteren, wie: „Zriny", „Rosamunde" rc. im Tone Schiller's gehalten; die Lustspiele, z. B. „Der Vetter aus Bremen", „Die Gouvernante" rc. zeigen einige Verwandtschaft mit Kotzebue. Die

Vorgänge des Jahres 1809 weckten seinen Patriotismus und es entstand nun eine Reihe trefflicher Kriegs- und Schlachtgesänge, welche später, nebst anderen lyrischen Gedichten, unter dem Titel „Leier und Schwert" (1814) herausgegeben wurden. Beisp. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los". „Ahnungsgrauend, todesmutig". „Vater ich rufe Dich". „Was glänzt dort im Walde wie Sonnenschein". „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen". „Du Schwert an meiner Linken" rc. Sämmtlich mitten im frischesten, tätigsten Leben entstanden und dieses wiederspiegelnd, sind seine Lieder in den herrlichen Melodien von C. M. v. Weber allgemein verbreitet, ja selbst im Auslande, besonders in England, als erhabene Dichtungen bewundert und geliebt worden. Seine sämmtlichen Werke, Berlin 1834 und öfter.

3. **Ferdinand Gottfried Max von Schenkendorf**, geb. 1784 zu Tilsit, in dessen Nähe sein Vater ein kleines Landgut besaß, studirte in Königsberg Rechte und Staatswissenschaften. Großen Einfluß auf ihn übte der Verkehr mit der gräflichen Familie Dohna, so wie der in dem gemütlichen Hause des Predigers Wedeke und in dem literarischen Kreise, der sich bei dem Kaufmann Barkley zusammenfand, wo die geistvolle Hausfrau die Seele der Gesellschaft war. Obschon an der rechten Hand durch einen Zweikampf (mit dem preußischen General v. Roquette) verstümmelt, nahm er doch am Freiheitskampf Teil und starb 1817 als Regierungsrat zu Koblenz. Seine — nicht zahlreichen — Gedichte, sämmtlich den höchsten Stoffen: Gott, Vaterland, Liebe, geweiht, ungemein melodisch, voll Innigkeit und Begeisterung, gehören zu den edelsten Schätzen deutscher Lyrik. Beisp. „Muttersprache, Mutterlaut". „Freiheit, die ich meine". „Als der Sandwirt von Passeier". „In dem wilden Kriegestanze". „Erhebt euch von der Erde". „Es ward ein Band gewoben". „Wie mir Deine Freuden winken", u. a. Eine schmerzliche Sehnsucht nach der Herrlichkeit des alten Reichs und nach der Wiederherstellung des Kaisertums tönt durch seine Lieder:

„So sei doch endlich weiser,
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser,
Und zwing' ihn, daß er's wird!"

Er erhielt davon den Namen des „Kaiserherolds", wie ihn z. B. auch Rückert in einem seiner Lieder nennt. Und als es sich herausstellte, daß die alte Zerrüttung fortdauern werde, da mahnt er die Freunde:

„Wir woll'n den Bund nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n predigen und sprechen
Vom heil'gen deutschen Reich."

Mit Schmerz sieht er nach dem Frieden ein altes deutsches Land den Feinden gelassen:

„Doch dort an den Vogesen,
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen;"

aber mit Seherblick schaut er bereits in der Zukunft eine völlige nationale Wiedergeburt:

„Wie tief auch sei versunken,
Die alte Herrlichkeit,
In Asche glüht ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit“;

dann werde auch jenes Gebiet zurückgeholt werden, vor Allem seine ehrwürdige, mit des Reiches Geschichte so eng verflochtene Hauptstadt:

„Dann wollen wir erlösen
Die Schwester fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein“, &c.

Sehr viele seiner Gedichte haben einen stark ausgeprägten gläubig-christlichen Zug; in denen der letzten Zeit tritt sogar ein katholisirender Ton, im Geist der damaligen Romantik, hervor. — „Sämmtliche Gedichte“, Berlin 1837. „M. v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten“ von A. Hagen, Berlin 1863.

4. **Ernst Moritz Arndt**, geb. 1769 zu Schoritz auf Rügen, eines Pächters Sohn. Er studirte Theologie zu Greifswalde und Jena, bereiste Deutschland, Italien, Frankreich und ward dann Docent, 1805 Professor zu Greifswald. Wegen seines feurig für Deutschlands Volkstum sprechenden Buches „Geist der Zeit“ (1806) mußte er nach Schweden flüchten, kehrte 1809 verkleidet zurück und nahm 1811 seinen Abschied, um fortan durch Schrift und Tat lediglich für die Erhebung des Vaterlandes zu wirken. 1812 begab er sich zum Freiherrn von Stein, der damals, ebenfalls von den Franzosen geächtet, in Petersburg lebte, verfaßte Proklamationen und Flugschriften für das deutsche Volk, welche durch allerlei Sendboten massenhaft über die Grenze gebracht und in Deutschland ausgestreut wurden; endlich betrat er selbst mit den Russen wieder den deutschen Boden und begleitete als tätiger Publizist den Heereszug der Verbündeten. Als beim Friedensschluß gegen allgemeines Erwarten das Elsaß bei Frankreich gelassen, ja von den Diplomaten wol gar von einer „Rheingrenze“ gesprochen wurde, da verfaßte er die Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, allerdings damals nicht ganz mit dem gewünschten Erfolge, aber doch für die spätere Zeit wirksam. 1818 Professor der Geschichte zu Bonn, aber schon 1819 wegen sogenannter „demagogischer Umtriebe“ abgesetzt und erst 1840 nach dem Regierungswechsel wieder angestellt. Schon längst von der Nation als „Vater Arndt“ hochverehrt, ward er, in welchem man gleichsam die Verkörperung aller deutschen Einheitsbestrebungen sah, 1848 nach Frankfurt in's deutsche Parlament gewählt. Das Herz wollte ihm brechen, als er bemerkte, wie das Höchste, um was es sich handelte: die Einheit des Vaterlandes, durch den Hader der Parteien vereitelt zu werden drohte. Und als der König von Preußen im Frühling 1849 die ihm von der Versammlung endlich doch dargebotene Kaiserwürde ablehnte und damit die alte Zerrissenheit wieder auf lange Zeiten gesichert schien, da kannte sein Schmerz keine Grenzen; er schrieb an Friedrich Wilhelm IV. persönlich,

er beschwor ihn, in dieser Stunde der Entscheidung trotz aller Bedenken sich der deutschen Nation nicht zu entziehen; es war vergebens, der König antwortete ihm liebreich, tröstend, aber verneinend. Arndt lebte nun still der Wissenschaft, bis zum 90. Lebensjahre unermüdlich tätig, und besonders wachsam auf Alles, was Deutschlands Ehre betraf. Gleich Moses ein Führer seines Volkes, hat auch Er, wie Jener, das Land der Verheißung nicht mehr geschaut; er starb 1860, an der Schwelle des Zeitraums, welcher seine Ideale im Wesentlichen erfüllen sollte. — Unter seinen Liedern ist das berühmteste jenes Vaterlandslied („Was ist des Deutschen Vaterland?"); ihm schließen sich an: das Blücherlied („Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"), das Lied vom Eisen („Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte"), Bundeslied („Sind wir vereint zur guten Stunde"), Trost („Deutsches Herz, verzage nicht!"), ferner das prächtige Trinklied: „Bringt mir Blut der edlen Reben!" Von seinen historischen Schriften nennen wir hier nur „Märchen und Jugenderinnerungen" (1818). „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben" (1840). „Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein" (1858).

5. **Friedrich August von Stägemann**, geb. 1763 zu Vierraden in der Uckermarck, war in Königsberg und seit 1806 zu Berlin in verschiedenen Staatsämtern tätig, zuletzt geh. Staatsrat, gest. 1840. Er schrieb „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—15" (Berl. 1815) und wird deshalb gewönlich unter den Dichtern der Befreiungskriege mit aufgeführt. Im Grunde scheint er freilich in seinen Poesien, die etwas an Ramler's Oden erinnern, weniger die Befreiung des deutschen Volkes als vielmehr die Herstellung des preußischen Staates im Sinne gehabt zu haben, und dieser engere Gesichtspunkt unterscheidet ihn sehr erheblich von den echt nationalen Sängern, welche als Führer und Propheten ihrer Zeit voranschritten. Indeß muß man bei einem älteren preußischen Beamten, der noch aus dem vorigen Jahrhundert stammte, wo man in seinen Kreisen den Begriff „deutsche Nation" kaum recht kannte, in dieser Beziehung billig sein. Auch ist schließlich zu bedenken, daß „Alles was damals Preußen gewann, in Wahrheit für Deutschland gewonnen wurde", ein Wort aus königlichem Munde, dessen tiefe Bedeutung zwar noch nicht sofort, aber doch schon in den nächsten Jahrzehnten von klar sehenden Vaterlandsfreunden (z. B. Paul Pfizer u. A.) gar wol verstanden wurde. — Bemerkenswert ist auch des Dichters Gemalin, Elisabeth v. St., gest. 1835, Verfasserin des Buches: „Erinnerungen für edle Frauen", herausg. v. Dorow, Leipzig 1840; 2. Auflage, mit einer Einleitung von G. Kühne, Leipz. 1858. Auf sie beziehen sich des Dichters „Erinnerungen an Elisabeth", Berlin, 1835, eine Sammlung von Sonetten.

6. **Ernst Schulze**, geb. 1789 zu Celle, studirte in Göttingen seit 1806, nahm Teil am Freiheitskampfe, durch dessen Beschwerden eine vielleicht schon bei ihm schlummernde Brustkrankheit zu vollem Ausbruch kam; er starb bereits 1817 zu Celle. Von ihm stammt das größte romantische Epos der Deutschen: „Cäcilie" (1815), ein Gedicht in Stanzenform, 20 Gesänge, welches den Sieg des Christentums über das Heidentum in

Dänemark feiert und dem Andenken seiner verstorbenen Braut gewidmet ist. Diesem folgte dann ein kleineres Epos: „Die bezauberte Rose" (1816) in drei Gesängen, ebenfalls Stanzen und diese hier in allerstrengster Form auftretend. Beide Gedichte, so wie die gleich formvollendeten lyrischen Erzeugnisse des Verfassers zeichnen sich durch zartes Gefühl und Glanz der Phantasie aus; doch sind die beiden Epopöen fast allzuweich an Stimmung und Ausdruck, so daß sie bei längerer Lektüre Manchem eintönig und ermüdend erscheinen. „Sämmtliche Werke", herausg. von Bouterweck, 4 Bde., Leipz. 1818.

Anmerkung. Der letztgenannte Dichter gehört insofern noch in diese Gruppe als er an dem Befreiungskampf mit vollster Seele teilnahm und dabei, wenigstens mittelbar, seinen Untergang fand, auch seine dichterische Tätigkeit gänzlich in die Zeit desselben fällt und die gehobene Stimmung dieser Zeit sich in ihr wiederspiegelt, wenngleich der Stoff auf anderm Felde liegt. Man könnte auch die beiden Stolberge wegen ihrer „Vaterländischen Gedichte" (1815), besonders aber Rückert seiner „Deutschen Gedichte" (1814) wegen hierher stellen und man tut es nur darum nicht, weil die Hauptwirksamkeit der beiden Ersteren in eine viel frühere, die des Letzteren in eine spätere Zeit fällt. — In engster Verbindung mit den Genannten stehen in Leben und Schriften: Friedrich Ludwig Jahn (1778—1852), der Vater der deutschen Turnkunst; Hauptw. „Deutsches Volkstum" (1809). Joseph von Görres (1776—1848), Herausgeber des „Rheinischen Merkur", eine Zeitschrift, welche man damals wegen ihres Einflusses „die sechste Großmacht" nannte. Johann Gottlieb Fichte (1762—1814), welcher als Professor in Berlin zur Zeit der französischen Besatzung seine „Reden an die deutsche Nation" hielt. Ein beachtenswertes Zeichen jener Zeit ist auch das „Burschenschaftswesen" auf den deutschen Universitäten, welches am Abend des „Wartburgfestes" (18. Oktober 1817) seinen Anfang nahm und unter mannigfachen Schicksalen und Wandelungen mindestens bis zum Jahre 1848 in voller Kraft bestand; seine ursprüngliche Aufgabe war: den Gedanken der deutschen Einheit in den Herzen zu erwecken, zu befeuern, wo möglich auch ins Leben zu führen: etwas, was damals als Hochverrat galt, und in Folge dessen, nach der Tat Sand's, die Burschenschaften von Seiten der Regierungen gesetzlich aufgelöst und die „demagogischen Untersuchungen" eröffnet wurden. Unter den Stiftern und Hauptvertretern der Burschenschaft zeichneten sich als Dichter aus: Karl Follen, geb. zu Darmstadt 1795, gest. 1839 im Brande des amerikanischen Dampfboots Lexington bei Long Island; Verfasser des sogenannten „großen Liedes": „Horcht auf ihr Fürsten, du Volk horch auf!" und des später sehr beliebten: „Brause du Freiheitssang!"; sein Bruder August Ludwig Follen, gest. 1855 zu Bern, Verfasser des Liedes: „Vaterlandssöhne, traute Genossen", und August Binzer, gest. 1868 zu Neisse, Verfasser des in der Zeit der Verfolgung entstandenen und seitdem als geheimes Bundeslied heilig gehaltenen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". Das letztgenannte Lied ist im Tone Luther's gehalten, und dabei sei hier darauf hingewiesen, daß die damalige Stimmung überhaupt, insbesondere aber die der Jugend, eine feierlich-fromme war.

§ 66.

Die späteren Romantiker.
(„Zeit der Restauration")

Cl. Brentano. A. v. Arnim. Bettina v. Arnim. La Motte Fouqué. Werner. Hoffmann. Chamisso. Eichendorf. Varnhagen. Schefer. Müllner. Houwald. Müller. — Ausgang der Romantik.

Die hier genannten Schriftsteller pflanzen die Bestrebungen der früheren Romantiker in einer oder der andern Richtung weiter fort; sie stam-

men meist aus Norddeutschland oder verleben doch wenigstens die Zeit ihrer besten Wirksamkeit dort, namentlich in Berlin.

1. **Clemens Brentano**, geb. 1777 zu Frankfurt a. M., Sohn des Kaufmanns B. daselbst, welcher mit Maximiliane Laroche, der Tochter von Sophie Laroche (der Jugendfreundin Wieland's), verheirathet war. Anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wurde er zuerst auf des Vaters Comptoir beschäftigt und da er hier nicht guttun wollte, 1795 nach Langensalza zu einem Geschäftsfreunde gegeben, der ihn jedoch seines Mutwillens wegen schon nach einem halben Jahre wieder zurückschickte. Jetzt entschloß sich der Vater ihn seinem Wunsche gemäß studiren zu lassen; er besuchte noch zwei Jahr das Gymnasium und bezog, als der Vater starb, 1797 die Universität Jena, weniger, wie es scheint, einer bestimmten Wissenschaft wegen, sondern zu allgemeiner Ausbildung. Hier wurde er mit den Schlegel, Tieck &c. bekannt und durch sie der Romantik zugeführt, für die er auch von vorn herein im höchsten Grade angelegt war. Im Sommer 1800 zu Dresden, dann in raschem Wechsel zu Marburg bei seinem Schwager Savigny, zu Frankfurt, Wien, am Rhein &c. Von Dichtungen entstanden in dieser Zeit zunächst: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria“ (1801—2), ein Buch, welches z. T. des Verfassers eigene Erlebnisse und Erfahrungen in den Frankfurter und Jenenser Kreisen enthält, und von ihm später aufgekauft und vernichtet wurde, so daß es sehr selten geworden ist; übrigens war das bekannte Gedicht: „Die lustigen Musikanten“ darin bereits enthalten. Ferner ein barockes Lustspiel: „Ponce de Leon“ (1804), worin das reizende, einst vielgesungene Lied: „Nach Sevilla!“ zum ersten Male vorkommt. 1803 verheiratete er sich mit der Dichterin Sophie Mereau, welche indeß schon 1806 starb. Während dieser Zeit lebte er zu Heidelberg und verband sich hier mit Arnim zur Sammlung altdeutscher Volkslieder, welche sie dann unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“, 3 Bde. (1806—8), herausgaben, allerdings nicht immer ganz getreu den alten Texten, aber doch im Geist der alten Zeit, von deren lyrischer Volkspoesie sie nicht ein gelehrtes Archiv, sondern ein ansprechendes, auch der Gegenwart genießbares Bild bieten wollten. In derselben Zeit beteiligte er sich mit andern Freunden (Görres, Uhland &c.) an der Arnim'schen „Einsiedlerzeitung“ und erneuerte G. Wickram's „Goldfaden“, eine Erzälung aus dem 16. Jahrhundert. In Frankfurt vermälte er sich abermals, mit einer Nichte des Bankiers Bethmann; aber diese — vom ersten Augenblicke an höchst abenteuerliche — Ehe schlug so unglücklich aus, daß B. aus ihr flüchtete. Er ging nach Berlin (1809), wo er in der Gesellschaft sofort Aufsehen erregte; Chamisso schreibt von ihm: „Vor dieser Erscheinung kam Keiner zu Wort und nichts zur Sprache; sein ungehaltener sprühender Wort- und Witzstrom war wirklich unterhaltend“. Von hier wandte er sich nach Böhmen, wo sein jüngerer Bruder Christian ein Familiengut verwaltete; er blieb ein Jahr und verfaßte dort die „Gründung Prag's“, ein Schauspiel, für die Aufführung nicht geeignet, aber eine gewaltige Dichtung von düster-dämonischem Charakter, ausgezeichnet besonders durch die Schilderung slavischen Heidentums

und dadurch in hohem Grade anregend geworden für das Studium auch der deutschen Mythologie. 1813 nach Wien, wo er für das Theater an der Wien zur Feier des Friedens ein Festspiel verfaßte: „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte“, welches jedoch nicht zur Aufführung kam, ja sogar wegen einer gewissen Figur auf dem Titelkupfer confiscirt wurde. Ferner: „Die mehreren Wehmüller“, eine launige Skizze, anziehend durch die darin herrschende Lokalfärbung ungarisch-slavonisch-türkischer Grenzzustände. 1816 wieder in Berlin, wo er die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ (1817) verfaßte, eine Erzälung von grellem Inhalt, aber von einer wunderbar fesselnden, tief ergreifenden Darstellung. Jetzt begann ein Umschwung in des Dichters Leben. Brentano's Wesen, ursprünglich höchst lebensfrisch, von Witz und Uebermut sprudelnd, hatte sich doch schon früh durch große Unruhe und oft befremdliche Originalität ausgezeichnet, welche von seinen Freunden, gemäß der Zeitstimmung, freilich immer noch auf Rechnung der Genialität gesetzt wurden, während Kundige darin bereits das Zeichen eines überreizten Nervenlebens erkannten. Schon oft brachen in seinen Briefen die Spuren von Schwermut hervor, hier in Berlin steigerte sich die letztere plötzlich in so hohem Grade, daß sich Selbstmordgedanken zeigten. 1818 erzälte ihm sein Bruder, um ihm Linderung zu gewähren, von einer wundertätigen Nonne zu Dülmen (Katharina Emmerich); zu dieser begab er sich und verweilte dort bis zu deren Tode (1824). Sein Gemüt fand während und nach dieser Zeit nur Beruhigung in völligster Hingebung an die Religion und zwar, seiner Confession gemäß, im katholischen Ritus, dem er sich in strengster Askese nunmehr mit Inbrunst überließ:

„Nur Ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen“.

Er lebte von jetzt an wieder wie in früherer Zeit abwechselnd bald hier, bald da; aber meist in streng katholischen Orten am Rhein oder in Baiern und starb 1842 zu Aschaffenburg. Seine Werke in dieser zweiten Periode entsprechen der eben beschriebenen Gemütsrichtung; literarisch bedeutend ist nur eins noch: „Gockel, Hinkel und Gakeleia“ (1838), vom Verfasser ein „Märchen“ genannt und freilich nicht wol in einer andern Gattung unterzubringen; aber doch so eigentümlich wie kein zweites in der deutschen oder in einer andern Literatur. Bald harmlos-kindlich, mit Anklängen an die „liebe Großmutter“ oder an die „Frau Rat“, bald neckisch-phantastisch oder schalkhaft-satirisch wie in seiner Sturmzeit, dann aber auch wieder und namentlich im zweiten Teil, dem „Tagebuch der Ahnfrau“, süß-träumend und sehnsüchtig-verlangend, gegen den Schluß hin zuweilen unsäglich müde und leise klagend wie gefoltert von tiefem Weh und bitterer Reue, nur mitunter aufatmend wie im Hinschauen auf endliche Sühne und nahe Heimkehr: so steht dieses, des Dichters letztes Werk, am Schluß seiner Laufbahn als ein Gemälde von dessen eigenem Leben; wie er denn auch die Worte, welche refrainartig sich durch das ganze Buch

in immer erneuerter Anwendung hindurchziehen, als Unterschrift seines **Bildes** gewählt hat:

„O Stern, o Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

„Gesammelte Werke", herausg. von **Christian Brentano**, 9 Bde., Frankfurt, 1851—55. Die frühesten, unter dem Namen „**Maria**" veröffentlichten, Schriften sind übrigens darin nicht enthalten; vom „Godwi" ist nur ein Fragment aufgenommen.

2. **Ludwig Achim von Arnim**, geb. 1781 zu Berlin, studirte in Göttingen Naturwissenschaft, lebte dann als Privatmann zu Heidelberg, Frankfurt, Berlin, endlich auf seinem Gute Wiepersdorf in Brandenburg, wo er 1831 starb. Der von ihm mit Cl. Brentano zusammen veranstalteten Herausgabe altdeutscher Volkslieder ist bereits gedacht, außerdem erneute er unter dem Titel „**Wintergarten**" (1809) noch andere Dichtungen früherer Zeit in ansprechender Weise, z. B. die Insel Felsenburg, das Soldatenleben nach Philander v. Sittewald, die drei Erznarren nach Christian Weise 2c. und gab 1806 (Januar bis August) die „**Einsiedlerzeitung**" heraus, später (1808) unter dem Titel „**Tröst-Einsamkeit**" neu aufgelegt. Seine selbständigen Dichtungen, obschon reich an Poesie, sind mit wunderlicher Phantastik durchwoben; Sage und Wirklichkeit, Natur und Geschichte, Menschenleben und Märchenwelt durchkreuzen sich darin bald in mystischer, bald in fratzenhafter Weise, so daß der Leser sich mitunter von ihnen, wie von einem wirren Traume gequält fühlt. Als Beispiele können dienen die Romane: „**Gräfin Dolores**" (1810), „**Isabella von Aegypten**" (1811), „**die Kronenwächter**" (1817); die Dramen: „**Halle und Jerusalem**" (1811), „**der Auerhahn**" (1813) 2c. Ganz anders als in seinen Dichtungen war Arnim im Leben: eine edle vornehme Gestalt, durch Milde anziehend, durch Ruhe Vertrauen erweckend, in der Zeit der Not voll Aufopferung für das Vaterland, eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne des Worts. Ein schönes Bild seines wahren Innenlebens giebt das Gebet aus den Kronenwächtern: „Gieb Liebe mir und einen frohen Mund, daß er dich Herr der Erde tue kund" 2c. — „Sämmtliche Werke", herausg. von W. Grimm und Bettina v. Arnim, 22 Bde., Berlin 1839—56. Ihm lassen wir folgen seine Gattin:

3. **Bettina von Arnim**, geb. **Brentano**, geb. 1785 zu Frankfurt a. M., Schwester von Clemens B., in einem Kloster erzogen; später zu Offenbach bei ihrer Großmutter Sophie Laroche und zu Frankfurt seit 1806 in enger Freundschaft mit Goethe's Mutter, wo sie den Grund zu ihrer schwärmerischen Goetheverehrung legte. 1807—11 teils zu Marburg, teils zu München lebend, stand sie in dieser Zeit, wie sie wenigstens behauptet, in brieflichem Verkehr mit Goethe und half demselben, von seiner Mutter über Alles unterrichtet, die Erinnerungen seiner Kindheit auffrischen, als er damit umging seine Biographie zu schreiben. 1811 mit Arnim verheiratet, lebte sie nach dessen Tode zu Berlin und starb daselbst 1859. Ihr Hauptwerk ist das 1835 erschienene Buch: „**Goethe's Brief-**

wechsel mit einem Kinde", welches eine elektrische Wirkung, namentlich auf die deutsche Jugend, übte und in der Tat eine reizende Mischung von naiver Kindlichkeit, seelenvoller Hingebung und genialer Phantastik bietet. Die einst immer und immer wieder aufgeworfene und leidenschaftlich erörterte Frage: in wie weit das Buch echt sei, d. h. reale Wahrheit biete, wurde von der Verfasserin niemals bestimmt und klar beantwortet; jetzt ist wol kein Zweifel mehr darüber, daß dasselbe zum großen Teil ins Reich der Dichtung gehört. Kaum mehr Dichtung aber, sondern wol eher Täuschung ist es zu nennen, wenn die Verfasserin aus Goethe'schen Sonetten Briefe an ihn zusammensetzt und dies so aufgefaßt wissen will, als habe Goethe ihre Briefe so poetisch gefunden, daß er sich gedrungen fühlte sie auch in poetische Form zu kleiden; wobei sie übrigens so harmlos-naiv verfährt, daß sie nicht einmal die kunstvoll verschlungenen Reime immer gehörig zu tilgen sucht. Ein anderes Mal giebt sie gewisse Sonette Goethe's als an sie (Bettina) gerichtet aus; es ist aber in späterer Zeit unwiderleglich nachgewiesen worden, daß dieselben für eine Andere bestimmt waren, von deren Dasein und Namen freilich die Welt damals nichts wissen konnte, ja daß das eine, in Rätselform auftretende, Sonett, welches Bettina nicht zu lösen vermochte, eben den Namen jener Andern zum Gegenstande hat. Dergleichen macht mißtrauisch auch in Betreff Dessen, was möglicher Weise wirklich getan oder geschrieben worden ist, und zwar nicht blos in Bezug auf dieses eine, sondern auch die übrigen Werke der Verfasserin, namentlich „Die Günderode" (1840) und „Frühlingskranz auf das Grab meines Bruders Clemens, aus Jugendbriefen ihm geflochten" (1847). Neckisch geistvoller Stil, tiefsinnige Naturbetrachtung, blitzendes Spiel der Phantasie zeichnet auch diese Schriften aus. Dagegen sind diejenigen Werke, worin sie, angeregt durch den Regierungswechsel (1840) und die persönliche Huld des Monarchen, in die Strömungen der Zeit einzugreifen trachtet, bedeutend schwächer und fast unbemerkt geblieben; z. B. „Dies Buch gehört dem König" (1843). Es tritt in ihren letzten Erzeugnissen eine gewisse forcirte Kindlichkeit und Genialität hervor, welche wahrscheinlich zu allen Zeiten ihre Wirkung verfehlt hätten, in die Gährung der Neuzeit aber ganz und gar nicht mehr paßten und der Verfasserin den Spottnamen: „das ewige Kind" zuzogen.

4. **Friedrich de la Motte Fouqué**, geb. 1777 zu Brandenburg, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammend, 1813 Lieutenant bei den freiwilligen Jägern, 1815 als Major aus dem Heere geschieden und meist auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow lebend. 1831 zu Halle, wo er Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, gest. 1843. — Der Dichter wurde unter dem Namen „Pellegrin" in das Publikum von A. W. v. Schlegel eingeführt, welcher seine Jugendarbeiten herausgab. Sein erstes größeres Werk ist die Trilogie: „Der Held des Nordens" (1810), worin er in drei großen Dramen den Inhalt der Volsunga-Sage nach den Eddaliedern behandelt. Hierauf folgt sein Meisterwerk, das liebliche Märchen „Undine" (1813), welches eine Perle unserer Literatur bleiben wird. Sodann ein phantastisches Epos: „Corona" (1814), so grotesk wie nur

irgend eine von den Arnim'schen Novellen. Endlich ein Ritterroman: „Der Zauberring" (1816), welcher nach Vilmar, dem wir hierin beistimmen, vielleicht der einzige gute Ritterroman ist, den wir überhaupt besitzen. Seine übrigen Werke werden immer unbedeutender. Unter den lyrischen Gedichten heben wir das „Trost" überschriebene heraus: „Wenn Alles eben käme wie Du gewollt es hast" ꝛc. — Auch seine Gattin, **Karoline**, geb. v. **Briest** (1773—1831), ist literarisch aufgetreten, z. B. in dem Roman „Frauen in der großen Welt" (1826).

5. **Zacharias Werner**, geb. 1768 zu Königsberg, nach des Vaters frühem Tode von einer schwärmerisch religiösen Mutter erzogen, welche zuletzt im Irrsinn sich für die Jungfrau Maria und ihren Sohn für den Weltheiland hielt. Er studirte die Rechte, lebte in dem damals zu Preußen gehörigen Polen, namentlich in Warschau, als Kammersekretär und scheint hier ein wüstes, zerrüttendes Leben geführt zu haben. 1805 geh. Sekretär zu Berlin, wo er mit Fichte, den Schlegels, Iffland, dem geistreichen Kriminalrat Hitzig, besonders aber mit einem gewissen Christian Mayr, früheren Geheimsekretär des Ministers Wöllner, einem der originellsten Menschen verkehrte, mit welchem er eine neue Religion stiften wollte. Dreimal hatte er bereits geheiratet und sich jedesmal schnell wieder scheiden lassen. 1807 nach dem Tode seiner Mutter in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, legte er sein Amt nieder und lebte herumschweifend in Deutschland (Weimar), der Schweiz (auch zu Coppet bei Frau v. Staël), Frankreich, Italien. Gedrückt und schwermütig trat er 1811 in Rom zur katholischen Kirche über, ward 1814 zu Aschaffenburg Priester, machte sich beim Wiener Congreß durch feurig aufgeregte Predigten bemerklich, trat 1821 in den Orden der Redemptoristen und starb, mit zusammenbrechendem Körper bis kurz vor seinem Tode noch immer predigend, zu Wien 1823. Die Zerrüttung seines ursprünglich hochbegabten Geistes zeigt sich auch in seinen Dichtungen, meistens Dramen, die jedoch, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen Stückes, für die Bühne unbrauchbar sind: „Die Söhne des Tals" (1803). „Das Kreuz an der Ostsee" (1806). „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (1807); als Widerruf dazu: „Die Weihe der Unkraft" (1814); endlich: „Der vierundzwanzigste Februar" (1809), ein düsteres Nachtgemälde, vom Verfasser selbst bezeichnet als „ein Schreckgedicht, ein heidnisch Lied vom alten Fluche"; literarisch wichtig, weil sich daran die sogenannten „Schicksalstragödien" (vgl. bei Grillparzer, Müllner, Houwald) knüpfen. Die Dramen, welche Werner noch später verfaßte, haben wenig oder gar keinen poetischen Wert mehr; ebenso seine Canzonen, Sonette und Aehnliches. „Ausgewählte Schriften", 15 Bde., Grimma 1844. Vgl. ferner „Werner's Leben" von Hitzig (1823) und „Z. Werner's Biographie und Charakteristik nebst Originalmitteilungen aus dessen handschriftlichen Tagebüchern", von Schütz, Grimma 1841.

6. **Ernst Theodor Wilhelm** (gewönlich E. T. Amadeus) **Hoffmann**, geb. 1776 zu Königsberg, studirte daselbst die Rechte, 1798 Referendar zu Berlin, 1800 Assessor in Posen, dann Rat in Plozk, 1804 in Warschau, wo er mit Hitzig und Werner verkehrte. Durch den Einzug

der Franzosen seines Amtes verlustig, sah er sich genötigt, seine Kenntniß der Musik, welche er mit Leidenschaft pflegte, zu seinem Unterhalt auszubeuten. 1808—12 Musikdirektor zu Bamberg, 1813 zu Dresden, seit 1816 als Kammergerichtsrat zu Berlin wieder angestellt, gest. 1822. Tüchtiger Jurist, Musiker und Zeichner, ward er durch zügellosen Genuß des Lebens, wie Werner, früh zerrüttet und es spiegelt sich dies in seinen Dichtungen noch ärger als bei Jenem. Dieselben sind angefüllt mit unheimlichen, wahnsinnigen, gespenstischen Gebilden, meist humoristisch zugestutzt, possirlich und grauenhaft zugleich. Was bei Arnim bloße Phantasiespiele waren, die er beherrschte, nach Belieben rief und bannte: das ragt bei ihm in's Leben hinein: er *schaut* die Gestalten, welche er dichtet, nicht selten als wirklich; Doppelgänger und andere Phantome verfolgen und verwirren ihn. Trotz aller Leiden der beginnenden Rückenmarkschwindsucht verbringt er seine Nächte bald in wüstem Weingelage (gewönlich mit Ludwig Devrient), bald wieder schwelgt er in tiefsinnig-musikalischen Phantasien oder in seinen Dichtungen, zu denen er sich auch wol noch absichtlich in raffinirter Weise „steigert", d. i. aufregt. Am Morgen ist er dann wieder der verständige, umsichtige, tätige Jurist, der sein Amt musterhaft versieht, freilich um unmittelbar darauf dieses Amt, seine Vorgesetzten und sich selbst in tollen Karrikaturen (mit Federzügen leicht hingeworfen) zu ironisiren. Auf dem Todeslager noch, der Bewegung beraubt, von den Aerzten, nach damaliger Sitte in solchem Falle, mit glühendem Eisen gebrannt, verläßt ihn der Humor nicht; er singt in den schlaflosen Nächten italienische Arien aus seiner Jugendzeit, dictirt literarische Capriccio's („Prinzessin Brambilla", „Meister Floh", „Klein Zaches" u. Aehnl.), mitunter, wenn ihn der Gegenstand interessirt, auch wol noch amtliche Berichte; das unstät flackernde Licht seines Geistes trennte sich nur schwer von dem kleinen skelettartigen Körper. — Hauptwerke: „*Phantasiestücke in Callot's Manier, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten*" (1814), von Jean Paul bevorwortet. „*Die Elixire des Teufels*" (1816), ein Roman. „*Nachtstücke* (1817). „*Die Serapionsbrüder*" (1819). „*Meister Martin und seine Gesellen*" (1819). „*Lebensansichten des Katers Murr*" (1820) 2c. Die Urteile über diese Erzeugnisse sind sehr verschieden ausgefallen; Viele sahen darin blos „Fieberträume eines kranken Gehirns", Andere fanden sie „köstlich", die Franzosen vollends sind geneigt, sie für große Dichtungen zu halten. „Ausgewählte Schriften", 12 Bde., 1844. „Leben und Nachlaß", herausg. von Hitzig, 2 Bde. 1823.

7. **Adalbert von Chamisso**, eigentlich Louis Charles Adélaide de Chamisso, aus einer französischen gräflichen Familie stammend, wurde geb. 1781 auf Schloß Boucourt in der Champagne. Die 1790 durch die französische Revolution vertriebenen Eltern nahmen den Knaben nach den Niederlanden, 1796 nach Berlin mit, wo er zunächst Page der Königin, 1798 Fähnrich, 1801 Lieutenant ward. Er verkehrte in dieser Zeit mit Varnhagen, Fouqué, Schleiermacher, und bewährte sich in der Herausgabe eines Musenalmanachs (1804—6) als Anhänger der Romantik. 1806 nahm er, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, den Abschied; ging 1810 nach Napoleonville, um Professor am dortigen Lyceum zu

werden, und da die Anstellung sich zerschlug, nach Genf und Coppet in den Freundekreis, der sich um Frau v. Staël gesammelt hatte. 1812—15 studirte er zu Berlin Naturwissenschaften und machte 1815—18 als Naturforscher am Bord des Rurik unter Otto v. Kotzebue die Reise um die Welt mit, welche die russische Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken damals angeordnet hatte. Nach seiner Rückkehr lebte er seit 1819 zu Berlin als Custos des botanischen Gartens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften bis zu seinem 1838 erfolgten Tode. — Chamisso, obschon geborner Franzose, ist nicht blos vollkommen ein Deutscher, sondern sogar einer der trefflichsten deutschen Dichter geworden, dessen Schöpfungen sich an Popularität mit denen von Schiller, Uhland und Bürger messen dürfen; ein in seiner Art einziger Fall. Wir erinnern an Gedichte wie „Schloß Boncourt“, „die Löwenbraut“, „das Riesenspielzeug“, „die Sonne bringt's an den Tag“, „Abdallah“, „Frauen-Liebe und Leben“ ꝛc. Eine gewisse Vorliebe für düstere Stoffe, vgl. „Salaz y Gomez“, „Juanito el Verdugo“, „der Stein der Mutter“ u. a. mag die Stellung einigermaßen rechtfertigen, welche er hier neben Hoffmann einnimmt, mit dem er sonst freilich nichts gemein hat. Sein Humor, an den man dabei auch vielleicht denken könnte, ist von dem Hoffmann'schen sehr verschieden, ebenso liebenswürdig und wohltuend, wie jener grell und abstoßend. Dem prächtigen Märchen „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte“ (1814) hat man lange Zeit mit Unrecht eine bald moralische, bald nationale oder vielmehr kosmopolitische Tendenz unterzulegen gesucht; der Dichter hatte ursprünglich eine solche eingestandener Maßen nicht beabsichtigt, wenn gleich später er die letztgenannte Deutung sich angeeignet zu haben scheint; vgl. die Widmung an Fouqué. „Sämmtliche Werke“, herausg. von Hitzig, 6 Bde., in immer wieder erneuten Auflagen.

8. **Joseph von Eichendorf**, geb. 1788 auf dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor, studirte 1805 die Rechte zu Halle, später zu Heidelberg, wo er mit Arnim und Brentano verkehrte; dann auf Reisen, zu Paris und besonders zu Wien weilend, wo er sich an Fr. v. Schlegel anschloß. 1813—15 kämpfte er als Offizier im Lützow'schen Corps den Befreiungskampf mit. 1816 Referendar zu Breslau, dann im Staatsdienst weiter aufsteigend an verschiedenen Orten, zuletzt als vortragender Rat im Cultusministerium zu Berlin lebend. 1845 trat er in den Ruhestand und starb 1857 auf seinem Gute Lubowitz. — Eichendorf hat sich vor Allem durch seine Lieder bekannt gemacht, die er zuerst unter dem Namen Florens mitteilte und welche an Tiefe der Empfindung und Wohllaut der Sprache denen von Chamisso gleichen, nur sind sie noch weicher, sehnsüchtiger, träumerischer. Vgl. besonders seine herrlichen Wald- und Wanderlieder: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. „Durch Feld und Buchenhallen“. „O Täler weit, o Höhen“. „Wohin ich geh' und schaue“. „In einem stillen Grunde“. „Es schienen so golden die Sterne“ u. a., ferner die Lieder auf den Tod seines Kindes ꝛc. Unter seinen Novellen ist besonders die: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ (1826) hervorzuheben, und „Der Graf Lucanor“ (1840), eine Sammlung kleiner Erzälungen aus dem Spanischen, lehrhaften Inhalts, meist etwas humoristisch

gefärbt, zur Veranschaulichung von Maximen, Klugheitsregeln u. dergl. — „Sämmtliche Werke", 6 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1864.

9. **Karl August Varnhagen von Ense**, geb. 1758 zu Düsseldorf, studirte Anfangs Medizin, dann Literatur und Philosophie in Halle, Berlin und Tübingen. 1809 trat er in österreichische, 1813 als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn in russische Dienste, 1814 in die Kanzlei des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, nahm an den diplomatischen Verhandlungen zu Wien und Paris Teil und war 1815—19 preußischer Ministerresident in Baden. Von da an lebte er unter dem Titel eines geh. Legationsrates in völliger Muße zu Berlin bis zu seinem 1858 erfolgten Tode. Mit den Romantikern eng verbunden und Anfangs auch in ihrem Sinne dichterisch tätig, verdankt er doch seine Bedeutung wesentlich seinen prosaischen Arbeiten, insbesondere den biographischen und kritischen, in denen er als Meister des Stils und der Darstellung, nach Goethe's Vorbild, sich zeigte. Hauptw. „Biographische Denkmale", 5 Bde., 1824—30. „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", 9 Bde., 1843—59. Seit 1814 vermält mit Rahel Levin, nach deren Tode er herausgab: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (Briefe und Blätter), 3 Bde., Berlin 1834; und „Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel", Leipzig 1836, 2 Teile.

10. **Leopold Schefer**, geb. 1784 zu Muskau, lebte nach großen Reisen in Süd und Ost seit 1813 daselbst als Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler, mit dem er eng befreundet war; gest. 1862. Seine Hauptwerke sind die einst berühmten Novellen, welche sich in die Darstellung und Zergliederung psychologischer Zustände mit einer gewissen anatomischen Schärfe vertiefen. Dabei wählt der Verfasser, wie dies freilich zum Teil in der Natur der Sache liegt, mit Vorliebe düstere Vorgänge, krankhafte Erscheinungen, unlösbare Fragen als Stoffe und nähert sich dadurch den Romantikern, mit denen er sonst nur noch in geringer Verbindung steht. Sein „Laienbrevier" (1834) enthält Spruchdichtungen, welche schon gänzlich einer andern Zeit angehören. „Ausgewählte Werke", 12 Bde., Berlin 1845.

11. **Adolf Müllner**, geb. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, wo er 1798 Advokat ward und als preußischer Hofrat 1829 starb. Von ihm stammen die beiden Schicksalstragödien: „Der 29. Februar" (1812), nur eine ärmliche Nachahmung des ähnlich benannten Werner'schen Stücks und „Die Schuld" (1812), einst berühmt und noch heute von der Bühne nicht ganz verschwunden. „Dramatische Werke", zuerst 1828, in 8 Bänden, 2. Ausg. 1852, in einem Bande.

12. **Ernst von Houwald**, geb. 1778 zu Straupitz in der Lausitz, 1822 Landschaftssyndikus, gest. 1845 zu Neuhaus bei Lübben. Sein Hauptwerk ist das einst hochgefeierte Drama: „Das Bild" (1821), welches, wenn auch nicht eigentlich Schicksalstragödie, doch dieser Gattung nahe steht. Auch seine Erzälungen (Novellen) zeigen noch Verwandtschaft mit der Romantik, doch bereits in sehr milder Weise; sie sind klar und anmutig. „Sämmtliche Werke", 5 Bde., Leipz. 1858—60.

13. **Wilhelm Müller**, geb. 1794 zu Dessau, 1812 Stud. d. Phil. zu Berlin, nahm als Freiwilliger Teil am Befreiungskriege, 1817 in Italien, von welcher Reise das anziehende Werk „Rom, Römer und Römerinnen“ (1820) ein Ergebniß ist; seit 1819 als Gymnasiallehrer, später als Bibliothekar in Dessau, gest. daselbst 1829. Hauptw. „Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten“ (1821) und besonders die „Griechenlieder“ (1822), aus ihnen stammt das bekannte „Alexander Ypsilanti“ und „Auf Byron's Tod“. Wie die beiden vorigen Dichter hat auch er nur noch schwache Berührung mit den Romantikern, weit mehr mit den, ihm überdies persönlich befreundeten, schwäbischen Dichtern.

Anmerkung. Im Laufe des ersten Drittels des 19. Jahrh. durchdrang der Geist und Ton der Romantik allmälig die ganze Literatur und wurde zuletzt eine Modesache, deren Handhabung auch den mittelmäßigsten Talenten geläufig war. Natürlich folgte nunmehr, wie bei der klassischen Richtung, auch hier eine Flut unbedeutender Erzeugnisse, die sogar diesmal, bei dem Mißklang zwischen der anspruchsvollen Form und dem nichtigen Inhalt, einen noch widrigeren Eindruck machte. So kam es denn, daß schon in den vierziger Jahren der Name der Romantik in Mißkredit, ja mit dem steigenden Interesse am Realen (Politik, Industrie) eine Zeitlang geradezu in Verruf geriet. Nicht wenig trug zu dieser Mißstimmung der Umstand bei, daß die Freude der Romantiker an der Vorzeit und deren Ueberlieferungen nicht selten auf staatlichem und kirchlichem Gebiet der freien Entwickelung der Institutionen hemmend in den Weg trat (Ludwig v. Haller's „Restauration der Staatswissenschaft“, 1816) und dadurch die Romantiker in den Augen Vieler zu Rückschrittsmännern gestempelt wurden, ein Vorwurf, der allerdings ungerecht war, da die Romantik als solche gar keiner praktischen Tendenz huldigte. Mit besserem Recht wirft man ihr vielmehr gerade diese Loslösung von allem Wirklichen, ihre Gleichgültigkeit gegen die großen Mächte des historischen Lebens und ihre zur orientalischen Lethargie führende Gedankenschwelgerei vor, wie sie wenigstens bei einem Teil ihrer Anhänger entschieden zu Tage trat.

§ 67.

Schwäbische Dichter.

Uhland. Schwab. Kerner. Hauff. Waiblinger. Mörike. Auerbach.

Noch zur Zeit als die Romantik in voller Blüte stand, zeigte sich eine gewisse Reaction gegen dieselbe dadurch, daß manche Dichter sich wieder der Klassik zu nähern suchen, indem sie das Schroffe, Springende, Unheimliche der eigentlichen Romantiker von sich abtun und dafür mehr Wärme und Klarheit eintauschen. Die Hauptstätte dieser Richtung ist Schwaben, ihr Hauptvertreter: Uhland, und Manche sprechen in Folge dessen wohl auch von einer „Schwäbischen Schule“, welchen Namen indeß die betreffenden Dichter selbst ablehnten.

1. **Ludwig Uhland**, geb. 1787 zu Tübingen, studirte daselbst die Rechte, 1808 Advokat in Stuttgart, 1810 zum Zweck altdeutscher Studien in Paris, 1812 zurück nach Stuttgart. 1819—39 freisinniges Mitglied der würtemb. Ständekammer, 1830—33 Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, 1848 Mitglied des Vorparlaments und später der Frankfurter Nationalversammlung, 1853 zog er sich in's Privatleben zurück und starb 1862 in Tübingen. Seine Balladen (Romanzen) sind

Gemeingut der Nation geworden, ebenso wie die von Schiller und Bürger. Beisp. „Des Sängers Fluch“. „Tell's Tod“. „Der blinde König“. „Eberhart der Rauschebart“. „König Karl's Meerfahrt“. „Klein Roland“. „Roland Schildträger“. „Bertrand de Born“. „Der Waller“. Ferner lyrische Gedichte wie: „Zum 18. Oktober“. Schwächer sind die dramatischen Arbeiten: das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben“ (1817), „Ludwig der Baier“ (1818), „Conradin“ (Fragment). Von großem Verdienst ist auch seine Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder (1844).

2. **Gustav Schwab**, geb. 1792 zu Stuttgart, studirte 1809—14 Theologie und Philosophie zu Tübingen, 1817 Professor am Gymnasium zu Stuttgart, 1837 Pfarrer zu Gomaringen, 1841 Amtsdekan zu Stuttgart, gest. daselbst 1850. Unter seinen Gedichten sind besonders bekannt geworden: „Der Reiter und der Bodensee“. „Das Gewitter“. „Johannes Kant“. „Lied des ausziehenden Burschen“. Ausgezeichnet und für die Jugend empfehlungswert sind auch seine Prosaschriften: „Buch der schönsten Geschichten und Sagen“ (1837) und „Sagen des klassischen Altertums“ (1839).

3. **Justinus Kerner**, geb. 1786 zu Ludwigsburg, anfangs dem Tischlerhandwerk, dann dem Kaufmannsstande bestimmt, durch seines Lehrers Conz Unterstützung 1804 Student der Medizin zu Tübingen, wo er mit Uhland und Varnhagen befreundet wird, 1809 auf Reisen, seit 1819 Arzt zu Weinsberg, wo er sich unter den Trümmern der Burg Weibertreu anbaute und in seinem durch ganz Deutschland berühmten Hause eine seltene Gastfreundschaft übte; gest. daselbst 1863. Unter seinen Gedichten sind: „Der reichste Fürst“, „Der Wanderer in der Sägemühle“ und besonders das herrliche Trink- und Abschiedslied: „Wohlauf noch getrunken“ rc. in ganz Deutschland bekannt und beliebt. Sehr ansprechend ist auch sein „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ (1849). Dagegen ist das wunderliche, von ihm als wissenschaftlich bezeichnete, Buch: „Die Seherin von Prevorst“ (1829), welches ein Hereinragen der Geisterwelt in's Leben behauptet und nachweisen will, jetzt bereits beinahe vergessen. Unter den hier genannten Dichtern steht K. den eigentlichen Romantikern am nächsten.

4. **Wilhelm Hauff**, geb. 1802 zu Stuttgart, lebte daselbst nach theologischen Studien als Dr. phil. und Redacteur des „Morgenblattes“; gest. 1827. Wir besitzen von ihm einen historischen Roman „Lichtenstein“ (1826). Der „Mann im Monde“ ist eine Parodie des damals sehr beliebten, aber seichten, tändelnden und lüsternen Schriftstellers Heun (H. Clauren), Herausgebers eines süßlichen Taschenbuchs: „Vergißmeinnicht“. Ferner mehrere Novellen (z. B. „Othello“), Märchen („Das Wirthshaus im Spessart“. „Das kalte Herz“. „Die Höhle von Steenfoll“) und Skizzen („Phantasien im Bremer Rathskeller“) und zwei von ihm erneuerte Volkslieder („Steh ich in finst'rer Mitternacht“. „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod“). Sämmtliche Werke, 5 Bde., 1840 und öfter.

5. **Wilhelm Waiblinger**, geb. 1804 zu Heilbronn, gest. 1830 zu Rom. Seine Gedichte scheinen unter dem Einfluß von Hölderlin und

Byron entstanden; eine gewisse, bei ihm allzufrühe, Müdigkeit spricht sich mehrfach darin aus, vgl. z. B. An das Grab („Die Ruh' ist wohl das Beste von Allem auf der Welt; was bleibt vom Lebensfeste, was bleibt uns unvergällt?" 2c.). Seine Novellen, z. B. „Die Engländer in Rom" enthalten manche anziehende Schilderung südlicher Natur und Lebensweise, sind aber im Allgemeinen unbedeutend. Gesamm. Werke, 9 Bde., 1839.

6. **Eduard Möricke**, geb. 1804 zu Ludwigsburg, 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg, später Lehrer an einer Mädchenschule zu Stuttgart, jetzt daselbst privatisirend. Von ihm erschienen Gedichte (1838), unter denen besonders „Schön Rottraut" Beifall fand. Sein Roman „Maler Nolten" gehört ganz den romantischen Strebungen an.

7. **Berthold Auerbach**, geb. zu Nordstetten auf dem Schwarzwald 1812, nach mancherlei Reisen gegenwärtig meist zu Heidelberg lebend. Sein Hauptwerk sind die „Schwarzwalder Dorfgeschichten" (1843), Bilder aus seiner schwäbischen Heimat, zum Teil wahrhaft poetische Verherrlichungen des Dorflebens. Ihnen folgten dann ähnliche Erzälungen: Edelweiß, Joseph im Schnee 2c. endlich der Roman: „Auf der Höh'".

Anmerkung. Hieran schließen sich **Karl Mayer**, **Albert Knapp**, **Gustav** und **Paul Pfitzer**, **Hermann Kurz**, **Ottilie Wildermuth**, **Albert Bitzius** (pseudonym Jeremias Gotthelf), Pfarrer in der Schweiz; endlich die Elsasser Dichter, als: die beiden Brüder **August** und **Adolf Stoeber**, jener Professor, dieser Pfarrer zu Mülhausen; **Gustav Mühl**, Professor in Straßburg; und einige Andere, welche „eine kleine stille Gemeinde" bildend, in dem der Verwälschung bereits stark zueilenden Lande deutsche Sprache und Dichtung nach Kräften zu pflegen suchten, und von denen wenigstens die drei Genannten den Tag der Befreiung noch erlebt haben.

§ 68.

Die Rückert'-Platen'sche Richtung.

Rückert. Platen. Immermann. Simrock. Hoffmann. Kopisch. Reinick. Freiligrath.

Eine andere, ebenfalls schon in der Blütezeit der Romantik auftauchende, doch erst später in weitere Kreise dringende Richtung der Poesie ist diejenige, welche nach höchster Formvollendung strebt und es sich namentlich angelegen sein läßt, auf diesem Wege die Literatur des Auslands dem deutschen Geiste in edelster Weise zuzuführen, d. h. Uebersetzungen, Bearbeitungen, auch wol freie Nachbildungen fremder, bisher fernliegender Dichtungen zu bieten, welche zwar die Form und den wesentlichen Inhalt derselben wiedergeben, aber zugleich auch eine Versöhnung zwischen dem fremden und dem nationalen, bezüglich modernen Geiste erstreben, indem sie die manchmal hervortretenden, allzu scharfen Contraste zwischen beiden unter einem höheren, dem allgemein menschlichen Gesichtspunkte auszugleichen suchen. Hauptvertreter dieser Richtung ist Rückert. Sehr früh macht sich indeß dabei ein gewisses realistisches Streben durch Polemik gegen Personen und Zustände geltend, anfangs fast ausschließlich um literarische Interessen sich drehend, aber auch so bereits ein Zeichen beginnender Erschöpfung der poetischen Kraft und eines andern Zeitgeistes. Hauptvertreter dieser Richtung ist Platen.

1. **Friedrich Rückert**, geb. 1788 zu Schweinfurt, Sohn eines bairischen Rentamtmannes, studirte zu Jena, besonders Sprachwissenschaft. Durch geschwächte Gesundheit vom Mitkampf im Befreiungskriege abgehalten, ward er Docent zu Jena, redigirte einige Jahre hindurch das „Morgenblatt“ und ging 1817 nach Rom, wo er die Bekanntschaft des großen Orientalisten Hammer-Purgstall machte, deren Folgen dann seine eigenen orientalischen Studien und Dichtungen waren. 1826 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen. 1840 als Professor und geh. Rat nach Berlin berufen. 1848 gab er auch diese Wirksamkeit auf und lebte fast ununterbrochen auf seinem Landgute Neuseß bei Koburg, wo er 1866 starb. — R. ist einer der vorzüglichsten, fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter unserer Nation und es ist schwierig, einen vollständigen Ueberblick seiner außerordentlichen Tätigkeit zu geben. Wir stellen hier nur seine Hauptwerke, und zwar möglichst chronologisch zusammen, ohne dabei zwischen seinen selbständigen Erzeugnissen und seinen Uebersetzungen eine Scheidung vorzunehmen. In Wahrheit sind diese letzteren stets mehr als bloße Uebersetzungen, ja selbst der Name Bearbeitungen paßt nicht auf sie; es sind vielmehr Schöpfungen in mehr als einer Beziehung, wenn gleich sie auf fremder Grundlage ruhen.

1) „Deutsche Gedichte“ (1814), darin die berühmten „geharnischten Sonette“, enthaltend Klagen über das unterjochte Vaterland und Aufrufe zur Abwehr und Befreiung.

2) „Kranz der Zeit“ (1817), beide Werke unter dem Namen Freimund Raimar herausgegeben.

3) „Liebesfrühling“ (1820), drei Sträuße duftigster Blüten auf dem Felde echt deutschen Liebens und Lebens.

4) „Oestliche Rosen“ (1822), Bearbeitungen des persischen Dichters Hafis, gest. 1329.

5) „Die Makamen des Hariri“ (1826), morgenländische Erzälungen mit künstlichen Reim- und Wortspielen, in denen der Dichter nach dem Ausspruch eines französischen Orientalisten mit der hierin hundertfach überlegenen arabischen Sprache den Wettkampf aufnahm und ihn rühmlich bestand.

6) „Nal und Damajanti“ (1828), eine Episode aus dem indischen Heldengedicht „Mahabarata“.

7) „Chinesisches Liederbuch, Schi-King, von Confucius gesammelt“ (1833).

8) „Rostem und Suhrab“ (1838), eine Episode aus Firdusi's „Heldenbuch von Iran“.

9) „Die Weisheit des Brahmanen“ (1833—39), ein Lehrgedicht in Sprüchen, 6 Bde.

10) „Das Leben Jesu“, Evangelienharmonie in gebundener Rede (1839).

11) „Saul und David“ (1843), „Herodes der Große“ (1844), „Kaiser Heinrich IV.“ (1844), drei Dramen, von minderem Wert als des Dichters sonstige Arbeiten.

12) „Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, übersetzt und erläutert“ (1846).

Alle diese größeren Erzeugnisse begleitet eine äußerst reichhaltige Reihe lyrischer Gedichte, die R. unter dem Titel „Gesammelte Gedichte“ (1834—37) herausgab und von denen dann eine „Auswahl des Verfassers“ (1841) erschien; viele darunter gehören zu den besten Schätzen unserer Lyrik. „Gesammelte Werke“, 12 Bde., Frankf. Vgl. K. Beyer, „Friedr. Rückert's Leben und Dichtungen“, Koburg 1866. Fortlage, „Rückert und seine Werke“, Frankf. 1867.

2. **August, Graf von Platen-Hallermünde**, geb. 1796 in Ansbach, auf der Münchener Kadettenanstalt gebildet, 1814 Lieutenant, nahm am zweiten Feldzuge gegen Frankreich Teil. Unbefriedigt vom Soldatenleben im Frieden, studirte er 1818 zu Würzburg, dann zu Erlangen Philosophie unter Schelling, beschäftigte sich aber auch mit romanischen und orientalischen Sprachen. 1826 ging er nach Italien, wohin es ihn unwiderstehlich zog. Dort lebte er der Dichtung, den Studien des Altertums und der Kunst, kehrte auch zweimal (1832 und 33) auf kurze Zeit nach Deutschland zurück und starb 1835 zu Syrakus. — Platen ist ein großer Meister der poetischen Formen, von denen er mit besonderer Vorliebe die fremden (antike, südliche, orientalische) pflegte, und der Inhalt seiner Dichtungen ist in tiefster Grundlage stets edel und charaktervoll. Wenn man dieselben zu kalt und „marmorglatt“ fand, so mag der darin herrschende Ernst und die gemessene Form Viele getäuscht haben, aber es fehlt ihnen für würdige Stoffe durchaus nicht an Wärme und Begeisterung. Leider beschäftigt sich der Dichter in seinen Poesien allzuviel mit sich selbst oder mit rein literarischen Angelegenheiten, welche dem Volke fern liegen, und nur wenige seiner Gedichte sind einigermaßen populär geworden, z. B. „Das Grab am Busento“, „Der Pilgrim von St. Just“, „Harmosan“, „Klagelied Otto des Dritten“; gleichwol befinden sich unter ihnen, namentlich auch unter den „Gaselen“ (1821), solche von hohem poetischen Wert. Unter seinen größeren Erzeugnissen sind zu nennen zwei Lustspiele: „Der gläserne Pantoffel“ (1823, Verbindung der beiden Märchen vom Dornröschen und Aschenbrödel), und „Der Schatz des Rhampsinit“ (1824, nach einer Erzälung Herodot's). Sodann zwei dramatische Satiren: „Die verhängnißvolle Gabel“ (1826), eine Verspottung der Schicksalstragödien, im Stil des Aristophanes geschrieben, und „Der romantische Oedipus“ (1828) gegen Immermann („Nimmermann“) gerichtet. Endlich ein romantisches Epos: „Die Abassiden“ (1829) in fünffüßigen Trochäen, welches einen Stoff aus 1001 Nacht: die Abenteuer der Söhne Harun al Raschids, behandelt. — Platen's gesammelte Werke, 5 Bde., mit einer Biographie von K. Goedeke, Stuttg. 1843, dazu „Platen's poetischer und literarischer Nachlaß“, herausg. von J. Minckwitz, Leipz. 1852. „Platen's Tagebuch (1796—1825)“, Stuttg

1860; endlich J. Minckwitz: „Platen als Mensch und Dichter", Leipz. 1838.

3. **Karl Immermann**, geb. 1796 zu Magdeburg, bezog 1813 die Universität Halle zum Studium des Rechts und focht 1813 als Freiwilliger mit gegen Frankreich. 1818 trat er in den preußischen Staatsdienst, 1827 Landgerichtsrat in Düsseldorf, wo er zugleich die Leitung des Theaters übernahm; dort starb er im Jahre 1840. — J. war eine Persönlichkeit von starkem Charakter, großer Energie und Selbständigkeit, darum von seiner Jugend an in mannigfache Fehden, z. B. schon als Student mit der Burschenschaft, verwickelt, die dann auch auf literarischem Gebiet nicht fehlten, z. B. mit Platen, dem Fürsten Pückler u. A. Als Dichter wandte er sich Anfangs sehr entschieden der Dramatik zu; die früheren Stücke stehen noch auf dem Boden der Romantik, z. B. „Das Tal von Ronceval" (1822), „Periander und sein Haus" (1823), „Das Auge der Liebe" (1824); die späteren sind historisch, z. B. „Andreas Hofer" (1827), „Kaiser Friedrich II." (1828), „Alexis" (1831); ihnen folgte dann „Merlin" (1832), eine „Mythe" in dialogisch-lyrischer Form, von großartig-tiefsinniger Anlage, reich an Poesie, aber so mystisch-verschwommen, daß eine rechte Befriedigung dem Leser dadurch nicht zu Teil wird; endlich das Trauerspiel „Ghismonda, oder das Opfer des Schweigens" (1839); alle diese Dichtungen blieben dem größeren Publikum fremd und sind heut fast vergessen. Dasselbe ist der Fall mit dem Märchen: „Tulifäntchen" (1830), ein komisches Heldengedicht in drei Gesängen, Verspottung des heruntergekommenen Adels. Glücklicher war der Dichter in seinen beiden Romanen: „Die Epigonen" (1836) und „Münchhausen" (1838). Ueber seiner Bearbeitung von „Tristan und Isolde" (1840), in Romanzenform, einer Arbeit, die Treffliches versprach, ereilte ihn der Tod. Seine Schriften, 14 Bd., Düsseldorf 1835—43. Vgl. auch „K. Immermann, Blätter der Erinnerung", herausg. von Freiligrath, Stuttgart 1842.

4. **Karl Simrock**, geb. 1802 zu Bonn, 1826 Referendar zu Berlin, 1830 vom Staatsdienst ausgeschlossen, weil er ein Gedicht auf die dreifarbige Fahne veröffentlicht hatte; er lebte seitdem unabhängig zu Bonn mit der schönen Lebensaufgabe beschäftigt, die Heldensagen Deutschlands in einem großen epischen Kreise darzustellen. Die Frucht dieses Strebens ist „Das Heldenbuch", 6 Bde. (1. Gudrun, 2. Nibelungenlied, 3. Walther von Wasichenstein, Hildebrandslied u. a., 4—6. das Amelungenlied, d. h. die in deutscher Uebersetzung nicht mehr vorhandenen, sondern nur aus dem Nordischen oder durch Combination nnd eigrne Phantasie neu ergänzten Teile unserer Heldensage), außerdem Uebersetzungen des Parzival, Tristan und anderer mittelhochdeutscher Dichtungen. Nach dem Regierungswechsel im Jahre 1842 als Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Bonn angestellt und daselbst noch in vollster Tätigkeit. Unter seinen wissenschaftlichen Werken ist die „Deutsche Mythologie" (1855) das wichtigste.

5. **Heinrich Hoffmann**, geb. 1798 zu Fallersleben im Hannoverschen, 1823 Custos an der Breslauer Universitätsbibliothek, 1830 Professor, 1843 wegen seiner „Unpolitischen Lieder" (1840) entlassen, jetzt Bibliothekar zu Corvey. Unter seinen „Gedichten" (1843) finden sich

mehrere von höchster Zartheit und Schönheit, welche an die Zeit des Minnegesangs erinnern, außerdem treffliche „Gesellschaftslieder".

6. **August Kopisch**, geb. 1799 zu Breslau, längere Zeit in Neapel, wo er viel mit Platen verkehrte, später zu Berlin als Schriftsteller und Maler lebend, gest. daselbst 1855. „Gedichte" (1836). „Allerlei Geister" (1848). „Uebersetzung des Dante". Besonders glücklich ist er in humoristischen Dichtungen, in denen er sich mit Vorliebe dem Volksglauben, den Volksschwänken und Volkssitten zuwendet. Am bekanntesten von ihm ist die Historie von Noah („Als Noah aus dem Kasten kam").

7. **Robert Reinick**, geb. 1805 zu Danzig, widmete sich 1825 der Malerei zu Berlin, dann zu Düsseldorf; reiste 1838 nach Rom, kehrte 1841 zurück und lebte seit 1844 in Dresden, wo er 1852 starb. „Lieder eines Malers (1838), „Lieder" (1844). Eine heitere Künstlernatur, innig und lebensfroh, gemütlich und schalkhaft, besonders glücklich in sinnig scherzenden Naturschilderungen.

8. **Ferdinand Freiligrath**, geb. 1810 zu Detmold, anfänglich zum Kaufmann bestimmt, zu Amsterdam und Barmen als solcher tätig aber unbefriedigt; durch die Bekanntschaft mit Schwab und Chamisso im Bewußtsein seines Dichterberufs gekräftigt, wandte er sich 1840 diesem völlig zu und lebte zu St. Goar von einer kleinen Pension, die ihm Friedrich Wilhelm IV. spendete. Seine „Gedichte" (zuerst 1838 erschienen) überraschten durch ihre markige Sprache, glänzende Schilderung fremder Zonen und den kühnen Gang der Verse und Reime, vgl. „Löwenritt", „Der Blumen Rache", „Gesicht des Reisenden" u. a.; sehr gelungen sind auch seine Nachdichtungen englischer und französischer Lyrik. 1844 veröffentlichte er unter dem Titel „Glaubensbekenntniß" eine Sammlung Gedichte politischen Inhalts, durch welche er seinen Uebertritt zur äußersten Linken des damaligen Liberalismus kundtat; er gab nunmehr die Pension auf und lebte an verschiedenen Orten, seit 1851 zu London, wiederum als Kaufmann. Was er seitdem noch veröffentlicht hat, ist — einige Gedichte neuester Zeit ausgenommen — meistens im Dienst der Partei geschrieben und hat seinen Dichterruhm nicht vergrößert; er gehört dieser seiner zweiten Periode nach auch gar nicht mehr in diese, sondern zu der folgenden Gruppe.

Anmerkung. Verwandte Richtung zeigen: **Joseph von Hammer-Purgstall** in seinen „Fundgruben des Orients", **Heinrich Stieglitz** in den „Bildern des Orients", **Friedrich Bodenstädt** in seinen „Liedern des Mirza Schaffy" (1851), die übrigens eigene Dichtungen, nicht Uebersetzungen sind; u. A. Eine bemerkenswerte, in mehrfacher Beziehung hierher gehörige Erscheinung ist die frühverstorbene **Elisabeth Kulmann**, geb. 1808 zu Petersburg, gest. daselbst 1825, welche elf Sprachen verstand, acht derselben sprach und in dreien (deutsch, russisch, italienisch) dichtete; ihre deutschen Gedichte erschienen 1846.

§ 69.

Politisch-sociale Richtung.

Börne. Heine. Gutzkow. Laube. Herwegh 2c.

Die französische Juli-Revolution, das Ende der 15jährigen Restaurationspolitik, brachte in Deutschland eine tiefe und nachhaltige Bewegung

der Geister hervor und von jetzt an bleibt das Interesse an politischen und socialen Fragen vorherrschend, neben welchem das künstlerische mehr und mehr erlischt. Anfangs jedoch wurden diese Fragen, gemäß der noch immer herrschenden älteren Zeitrichtung, vorwiegend poetisch behandelt und man nannte die in dieser Art wirkenden Schriftsteller, insbesondere Börne, Heine, Laube, Gutzkow mit einem ziemlich ungeschickten Namen „das junge Deutschland". Diese politisirende Richtung erhielt sich bis zum Jahre 1848. Von da an wird es in der Poesie immer stiller. Die wenigen noch hervortretenden bedeutenderen Dichter der neuesten Zeit (Geibel, Freytag) streben nach Klarheit und Maß im Sinne der Klassiker.

1. **Ludwig Börne**, geb. 1786 zu Frankfurt a. M., vor seinem Uebertritt zum Christentum (1818) Löb Baruch genannt, stud. Medizin zu Berlin und Halle (hier unter dem von ihm verherrlichten Reil), später zum Cameralfach übertretend, 1811 Polizeiaktuar, 1815 als Jude pensionirt, 1818—21 Redacteur von Zeitschriften (Wage. Zeitschwingen), seit 1830 in Paris, gest. 1837. — Recensionen. Skizzen. Briefe.

2. **Heinrich Heine**, geb. 1800 zu Düsseldorf, stud. die Rechte zu Bonn, Berlin, Göttingen, tritt 1825 zum Christentum über, seit 1831 in Paris lebend, gest. 1856. Hauptw. „Reisebilder" (1826), „Buch der Lieder" (1827); in späteren Werken (Atta Troll. Deutschland, ein Wintermärchen. Romancero) bedeutend schwächer.

3. **Karl Gutzkow**, geb. 1811 zu Berlin, stud. Theologie und lebte dann als Schriftsteller meist zu Dresden. Hauptw. Dramen (Uriel Akosta. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. Herz und Welt. Das Urbild des Tartüffe. Der Königslieutenant). Romane (Die Ritter vom Geist. Der Zauberer von Rom. Hohenschwangau).

4. **Heinrich Laube**, geb. 1806 zu Sprottau, stud. Theologie, bereiste Deutschland, Italien, Algier; nach längerem Aufenthalt in Leipzig nach Wien berufen, wo er bis 1867 als Direktor des Burgtheaters lebte. „Reisenovellen". Dramen (Die Karlsschüler. Rococo).

5. **Georg Herwegh**, geb. 1817 zu Stuttgart, meist in der Schweiz lebend. Hauptw. „Gedichte eines Lebendigen" (1841), der zweite Band bedeutend schwächer.

Anmerkung. Ganz in derselben Richtung bewegen sich Theodor Mundt, Ludwig Wienbarg, Franz Dingelstedt, Robert Prutz, ferner, wenigstens zum Teil: Freiligrath, Hoffmann (v. Fallersleben), Sallet, Gottschall und viele österreichische Dichter. Auch äußerlich gelangte der Ton und die Ausdrucksweise Heine's zu weiter Verbreitung, namentlich in belletristischen Zeitschriften und im Feuilleton. Eine Reaction gegen diese Poesie des Weltschmerzes erfolgte in wirksamer Weise eigentlich erst nach 1848, besonders durch Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck, jetzt in München) und Gustav Freytag (geb. 1816 zu Kreuzburg, meist in Leipzig lebend), welche in ihren Schriften zwar ebenfalls politische und sociale Ideen zur Geltung zu bringen suchen, aber mehr in aufbauender als zerstörender Richtung.

§ 70.

Oesterreichische Dichter.

Die eigentümliche Stellung, welche Oesterreich seit der Zeit des 30jährigen Krieges zu Deutschland in staatlicher Beziehung eingenommen hatte und vermöge welcher es mehr und mehr von demselben abgesperrt worden war, spiegelt sich auch in der Literatur. Die großartige geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts war hier fast spurlos vorübergegangen und erst im 19. Jahrhundert beginnt in Oesterreich eine regere selbsttätige Teilnahme an dem deutschen Geistesleben. Die nunmehr daselbst auftretenden Dichter zeigen indeß die sonst in Deutschland herrschenden literarischen Richtungen meist in etwas anderer Färbung und bieten dagegen unter einander so viel Uebereinstimmendes, daß wir dieselben ebenso wie die schwäbischen Dichter in eine landschaftliche Gruppe vereinen.

1. **Franz Grillparzer**, geb. 1790 zu Wien, lebte daselbst in größter Zurückgezogenheit, gest. 1872. Dramen („Die Ahnfrau". „Sappho". „Der Traum ein Leben").

2. **Jos. Christ. v. Zedlitz**, geb. 1790 zu Schloß Johannisberg in Oesterr. Schlesien. „Todtenkränze" (Elegien). „Waldfräulein" (ein romantisches Märchen).

3. **Franz Joseph von Münch-Bellinghausen** (pseud. Friedrich Halm), geb. 1806 zu Krakau, Custos der Hofbibliothek zu Wien. Dramen („Griseldis". „Der Sohn der Wildniß". „Der Fechter von Ravenna").

4. **Ant. Alex. Graf v. Auersberg** (pseud. Anastasius Grün), geb. 1806 zu Laibach. „Der letzte Ritter" (1830). „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831). „Schutt" (1835).

5. **Nikolaus Niembsch v. Strehlenau** (pseud. Nikolaus Lenau), geb. 1802 bei Temesvar in Ungarn, seit 1844 wahnsinnig, gest. 1850 zu Wien. „Faust" (1836). „Savonarola" (1838). „Die Albigenser" (1842). Lyrische Gedichte.

6. **Adalbert Stifter**, geb. 1806 zu Ober-Plan in Böhmen, gest. 1868 zu Linz. „Studien". „Bunte Steine".

7. **Charles Sealsfield**, mit wahrem Namen Karl Postl, geb. 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren, gest. 1864 in Solothurn. Romane: „Der Legitime und die Republikaner" (1833). „Transatlantische Reiseskizzen" (1833). „Der Virey und die Aristokraten" (1835). „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (1837). „Das Kajütenbuch" (1840). „Süden und Norden" (1843).

Anmerkung. Hieran schließen sich zahlreiche Andere von geringerer Bedeutung: z. B. Collin, Castelli, Deinhardtstein, Hammer-Purgstall, Raimund, Dräxler (Manfred), Beck, Ebert, Vogl, Seidl, Duller, Hartmann, Meißner 2c.

§ 71.

Geschichtsschreibung.

v. Schlözer. v. Archenholz. Heeren. Bouterweck. J. v. Müller. v. Spittler. v. Woltmann. Niebuhr. Wilken. v. Rotteck. Luden. Schlosser. Dahlmann. Wachsmuth. Pertz. Ranke. Stenzel. Leo. Gervinus. Häusser. v. Sybel. Waitz. Droysen. Mommsen. Duncker. Curtius.

Die Geschichtsschreibung bildet ein Mittelgebiet zwischen Kunst und Wissenschaft. Ihrem Inhalt nach, und namentlich als eigentliche Geschichtsforschung, gehört sie ganz der Wissenschaft an und hat kein anderes Ziel, als die Wahrheit der Tatsachen zu ermitteln und zu überliefern. Ihrer innern Form nach, die man gewönlich die „Darstellung" nennt, also als eigentliche Geschichtserzälung, greift sie in das Gebiet der Kunst über und schließt sich der Epik an. Dieses Streben nach künstlerischer Vollendung verleiht der Geschichtsschreibung eine hervorragende nationale Bedeutung und eine unbestreitbare Stelle in der Literaturgeschichte. Die hervorragendsten Schriftsteller dieser Gattung, welche sich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts entwickelte, aber erst in dem unsrigen zu voller Entfaltung gelangte, dürften folgende sein:

1. **Aug. Ludwig v. Schlözer**, geb. 1735 zu Jagstädt im Hohenlohe'schen, studirte in Wittenberg und Göttingen Theologie, wurde nach längerem Aufenthalt in Petersburg 1769 Professor der Geschichte zu Göttingen, 1787 Prof. d. Politik, gest. 1809. Mit ihm beginnt eine neue Zeit für die Geschichtschreibung; er ist der Erste, welcher entschieden von der chronikalischen zur pragmatischen Darstellung übergeht, die geschichtliche Erkenntniß auch auf die Zustände der Gegenwart anwendet und für die Entwickelung der Zukunft nutzbar zu machen sucht. Hauptw. „Allgemeine nordische Geschichte" (1771). „Vorstellung der Universalhistorie" (1775). „Briefwechsel" (1776—82). „Staatsanzeigen" 18 Bde. (1782—93), welche letzteren durch ihre schonungslose Enthüllung politischer Mißgriffe und Ungerechtigkeiten eine gefürchtete Macht waren und durch die Schlözer zum „ersten deutschen Publizisten" geworden ist.

2. **Johann Wilhelm von Archenholtz**, geb. 1745 bei Danzig, machte als Offizier den siebenjährigen Krieg mit, gest. 1812. Obschon nicht Historiker von Fach, hat er doch durch seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges" (1789) eine gewisse Berühmtheit erlangt.

3. **Ludwig Heeren**, geb. 1760 zu Bremen, seit 1801 Professor der Geschichte zu Göttingen, gest. daselbst 1842. Hauptw. „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Altertums". (1793 ff.)

4. **Friedrich Bouterweck**, geb. 1766 bei Goslar, seit 1797 Prof. d. Philosophie zu Göttingen, gest. daselbst 1828. Hauptw. „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" (1801).

5. **Johannes von Müller**, geb. 1752 zu Schaffhausen, nach wechselvollem Leben gest. 1808 zu Kassel als Generaldirektor des öffentlichen

Unterrichts für das Königreich Westphalen. Hauptw. „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" (1780, neu umgearb. 1786).

6. **Ludw. Timoth. von Spittler**, geb. 1752 zu Stuttgart, 1779 Prof. d. Phil. zu Göttingen, 1797 geh. Rath in Stuttgart, gest. daselbst 1810. Hauptw. „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (1793).

7. **Karl Ludwig von Woltmann**, geb. 1770 zu Oldenburg, 1794 Prof. d. Geschichte in Jena, seit 1799 Hofrat in Berlin, gest. 1817. Hauptw. „Geschichte des westphälischen Friedens" (1808). „Memoiren des Herrn v. S—a" (1815), dieses letztere Werk von entschieden romantischem Gepräge und sein Inhalt teils politischen, teils literarischen Betrachtungen gewidmet.

8. **Berthold Georg Niebuhr**, geb. 1776 zu Kopenhagen, verlebte seine Kindheit und Jugend zu Meldorf in Süderdithmarschen in stiller Zurückgezogenheit, 1794 studirte er zu Kiel Geschichte und Jurisprudenz, 1806 in preußische Dienste tretend, 1816—24 preußischer Gesandter in Rom, nach seiner Rückkehr Professor zu Bonn, wo er 1831 starb. Hauptw. „Römische Geschichte" (1811, 3. Aufl. 1834—35 in drei Bänden).

9. **Friedrich Wilken**, geb. 1777 zu Ratzeburg, 1805 Professor der Geschichte zu Heidelberg, 1817 Oberbibliothekar und Professor zu Berlin, gest. 1841. Hauptw. „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" (1807—32, sieben Bände).

10. **Karl von Rotteck**, geb. 1775 zu Freiburg im Breisgau, 1798 Prof. d. Geschichte daselbst, 1817 Prof. der Rechts- und Staatswissenschaft, 1819 Mitglied der ersten Baden'schen Kammer. Hauptw. „Allgemeine Geschichte" (1813—18; neun Bände).

11. **Heinrich Luden**, geb. 1780 zu Lockstädt im Bremischen, Sohn eines Landmanns, 1799 zu Göttingen studirend, 1806 Professor zu Jena, gest. 1847. Hauptw. „Geschichte des deutschen Volks" (seit 1825; nur bis zum 12. Band, in die Zeit der Hohenstaufen, gelangt).

12. **Friedr. Christ. Schlosser**, geb. 1776 zu Jever, stud. zu Göttingen, seit 1817 Prof. d. Geschichte in Heidelberg, gest. 1861. Hauptw. „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (1823 ff.). „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" (1826—30, neun Bände).

13. **Friedr. Christoph Dahlmann**, geb. 1785 zu Wismar, stud. in Kopenhagen und Halle Altertumswissenschaften, 1813 außerordentlicher Prof. zu Kiel, 1829 Prof. d. Gesch. zu Göttingen, 1837 mit sechs andern Professoren gegen den Verfassungsbruch protestirend, deshalb entlassen und zunächst in Leipzig, dann in Jena, endlich (1842) nach Bonn berufen, gest. daselbst 1861. Hauptw. „Geschichte von Dänemark" (1840—43). „Geschichte der englischen Revolution" (1844). „Geschichte der französischen Revolution" (1845).

14. **Ernst Wilh. Gottlieb Wachsmuth**, geb. 1784 zu Hildesheim, stud. 1803 in Halle, 1820 Prof. d. alten Literatur in Kiel, 1825 Professor der Geschichte zu Leipzig, gest. 1866. Hauptw. „Geschichte der Römer" (1819, gegen Niebuhr gerichtet). „Hellenische Altertumskunde" (1826—28, 2. Aufl. 1843—45). „Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit" (1831—32). „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" (1834). „Europäische Sittengeschichte" (1831—39). „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter" (1840—44).

15. **Georg Heinrich Pertz**, geb. 1795 zu Hannover, stud. zu Göttingen, ließ 1819 seine „Geschichte der merovingischen Hausmayer)" erscheinen, wurde wegen dieser Arbeit Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und durchsuchte seit 1823 fast sämmtliche Archive Europa's zum Zwecke der älteren deutschen Geschichtskunde. Das Resultat dieser Forschungen ist die Herausgabe der Monumenta Germanica (1835 ff.). 1841 Oberbibliothekar zu Berlin. Hauptw. „Leben des Freiherrn von Stein". „Leben des Feldmarschalls Gneisenau".

16. **Franz Leopold Ranke**, geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen, 1818 Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt, 1825 Professor d. Geschichte zu Berlin. Hauptw. „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" (1824). „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert" (1827, der II. bis IV. Band unter dem Titel: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert"). „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (seit 1839, 2. Aufl. 1844).

17. **Gust. Ad. Harald Stenzel**, geb. 1792 zu Zerbst, studirte zu Leipzig, 1820 Prof. d. Gesch. zu Breslau, gest. 1854. Hauptw. „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (1827). „Geschichte des preußischen Staats" (1830—41).

18. **Heinrich Leo**, geb. 1799 in Rudolstadt, stud. 1816 in Breslau Philologie, 1822 in Berlin ein eifriger Zuhörer Hegel's, 1823 nach Italien. 1828 Professor in Halle. Hauptw. „Ueber die Verfassung der lombardischen Städte" (1820, 2. Aufl. 1824). „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Volkes" (1828). „Geschichte Italiens" (1829—32, fünf Bände). „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (1830). „Studien und Skizzen zur Naturlehre des Staats" (1833). „Lehrbuch der Universalgeschichte" (1835—44, sechs Bände).

29. **Georg Gottfried Gervinus**, geb. 1805 zu Darmstadt, Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und fünf Jahre demselben angehörig, dann aber in Gießen, später in Heidelberg studirend, wo er sich namentlich durch Schlosser angeregt fühlte. 1832 in Italien. 1836 Professor zu Göttingen, im folgenden Jahre als einer der „Sieben" entlassen. 1838 abermals in Italien. An der Heidelberger Universität zuweilen Vorlesungen haltend, mehr jedoch literarisch und publicistisch wirkend. 1847 Mitbegründer der berühmten „Deutschen Zeitung". 1848 Mitglied der

Reichsversammlung; seitdem meist in Heidelberg lebend, gest. daselbst am 18. März 1871. Seine letzten Lebensjahre waren dadurch getrübt, daß er der Entwickelung der deutschen Verhältnisse seit 1866 zum Erstaunen seiner Freunde nicht beistimmen zu können glaubte, sondern grollend sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog. Hauptw. „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (5 Bde., 4. Aufl. Leipzig 1853). „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Bd. 1—5, Leipzig 1855—61).

20. **Ludwig Häusser**, geb. 1818 zu Kleeburg im Unter-Elsaß; 1840 Docent, seit 1849 Prof. d. Geschichte an der Universität zu Heidelberg, gest. daselbst 1867. Ein Hauptmitarbeiter an der „Deutschen Zeitung", dem Organ, welches für die Idee der Einigung Deutschlands zuerst in der Publizistik mit Consequenz und Begeisterung eintrat und durch Adel der Gesinnung, Maßgefühl, klassische Sprache sich auszeichnete, freilich aber für das größere Publikum damals gerade dieser Eigenschaften wegen zu hoch stand und von den extremen Parteien links und rechts wüthend gehaßt wurde. Hauptw. „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Gründung des deutschen Bundes" (4 Bde., Berl. 1854—57, 3. Aufl. 1861—62).

21. **Heinrich von Sybel**, geb. 1817 in Düsseldorf, Prof. d. Geschichte zu Marburg, später zu München, seit 1861 zu Bonn. Hauptw. „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95" (3 Bde., Marb. 1853—58, 2. Aufl. 1859—60). Begründer der „Historischen Zeitschrift".

22. **Georg Waitz**, geb. 1813 zu Flensburg, Prof. zu Kiel, seit 1849 zu Göttingen. Hauptw. „Deutsche Verfassungsgeschichte" (Bd. 1—4, Kiel 1843—61). „Schleswig-Holstein'sche Geschichte" (2 Bände, Gött. 1851—54). „Deutsche Kaiser von Karl d. Gr. bis Maximilian" (Berlin 1862). „Grundzüge der Politik" (Kiel 1862).

23. **Gustav Droysen**, geb. 1808 zu Treptow, seit 1835 Professor zu Berlin. Hauptw. „Geschichte Alexander's d. Gr." (Berl. 1833). „Geschichte des Hellenismus" (2 Bde., Hamb. 1836—43). „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege" (2 Bde., Kiel 1846). „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (zwei Bände, Berlin 1851—52). „Geschichte der preußischen Politik" (Bd. 1 und 2, Leipz. 1855—59).

24. **Theodor Mommsen**, geb. 1817 zu Garding in Schleswig, 1848 Prof. d. Rechte zu Leipzig, 1850 wegen seiner Theilname an den Bewegungen der vorangehenden Jahre seines Amtes entsetzt, 1852 Professor in Zürich, 1854 in Breslau, 1857 in Berlin. Hauptw. „Römische Geschichte" (3. Aufl., Leipz. 1861). Außerdem mehrere wichtige Arbeiten über römische Altertümer.

25. **Max Dunker**, geb. 1812 zu Berlin, 1857 Prof. zu Tübingen, 1859 geh. Regierungsrat zu Berlin. Hauptw. „Geschichte des Altertums" (4 Bde., Berl. 1852 flg.).

26. **Ernst Curtius**, geb. 1814 zu Lübeck, bereiste seit 1837 Griechenland, 1843 Docent, 1844 Professor zu Berlin, 1844—46 Erzieher des jetzigen Kronprinzen von Preußen, seit 1856 Prof. zu Göttingen. Hauptw. „Peloponesus" (2 Bde., Gotha 1851—52). „Griechische Geschichte" (Berlin 1857—61).

Anmerkung. Aus dem Gebiete der übrigen Wissenschaften, welche mit der Nationalliteratur nicht so eng verwachsen sind wie die Geschichtsschreibung, mögen hier wenigstens einige der glänzendsten Namen angeführt werden. In der Philosophie: Kant, Fichte, Schelling, Hegel. In der Sprachwissenschaft zunächst vom allgemeinen Standpunkt: Wilhelm v. Humboldt, Bopp, Pott, Becker, Heyse; auf dem Felde der germanischen (deutschen) Philologie: Jakob und Wilhelm Grimm, Schmeller, v. d. Hagen, Lachmann, Graff, Maßmann, Hoffmann, Wackernagel, Simrock, Weinhold, R. v. Raumer; endlich auf dem Felde der griechisch-römischen (klassischen) Philologie: Hermann, Böckh, O. Müller. In der Geographie: Ritter. Das weite Reich der sogenannten exacten Wissenschaften (Mathematik und Naturkunde) liegt dem nationalen Leben am fernsten; die denselben angehörigen Schriften und deren Verfasser, wie zahlreich und bedeutend sie auch in unserm Vaterlande zu finden sind, gehören nicht mehr in eine allgemeine deutsche Literaturgeschichte. Gleichwol möge dem Namen Alexander's v. Humboldt als des glänzendsten Vertreters dieser Richtung und welcher deutschem Geiste und deutscher Wissenschaft im Auslande die höchste Anerkennung erworben, auch hier ein Wort ehrenden Andenkens nicht fehlen.

Anhang.

Einige Bemerkungen über die Aussprache des Mittelhochdeutschen.

Es ist bei den in diesem Buche gegebenen Sprachproben selbstverständlich die Leitung eines der Sache kundigen Lehrers vorausgesetzt, indeß bei der großen Verschiedenheit im Organismus der Unterrichtsanstalten, für welche dasselbe zunächst bestimmt ist, dürften in manchen Fällen doch die folgenden Hinweisungen nicht unwillkommen sein:

1. Man spreche nur diejenigen Silben gedehnt und zwar starkgedehnt aus, deren Vokale wirklich das Zeichen der Länge, den Circumflex, tragen; alle übrigen spreche man kurz, so daß also in den beiden ersten Strophen aus den Nibelungen es ungefär so klingen muß als stünde da: tuggenden, zügge, irr, eddel. Folgt auf eine solche kurze Silbe noch eine zweite, ebenfalls kurze, so wird diese fast ganz stumm, also sagete, sehen, geschehen, klingen wie saggte, senn, geschenn; wie denn mitunter das stumme e auch in der Schrift geradezu weggelassen wird, z. B. Seite 49, Zeile 24: lebn, râtgebn.

2. Den Buchstaben z, wo er an der Stelle des heutigen sz steht, spreche man auch nur wie dieses, also wie ein einfaches scharfes s aus. Wie der Laut jenes z in unserer älteren Sprache eigentlich gewesen sei, ist nicht genau zu bestimmen; es scheint, daß er nach den verschiedenen Zeiten verschieden war. In der ältesten Zeit vielleicht überall ganz gleich dem wirklichen ts, näherte er sich hinter Vokalen mehr und mehr dem einfachen scharfen Zischlaut, den wir heute, allerdings sehr unkonsequent, bald mit sz, bald mit bloßem s schreiben, z. B. Glas, das (Artikel), aber Fasz, dasz (Conjunction).

3. Den Buchstaben h spreche man zu Anfang der Silben, also vor Vokalen, ganz wie das heutige h aus. Vor Consonanten oder im Auslaut, z. B. eht, niht, noh, durch gebe man ihm den Laut des heutigen ch, den er in solchen Fällen sicher gehabt hat, wie er denn auch bereits im 13. Jahrh. hier vielfach mit dem Zeichen ch wechselt, so daß man auch echt, nicht, noch, durch findet. Die alt- und zum Teil auch noch die mittelhochdeutschen Schreiber befanden sich diesem Laute gegenüber in Verlegenheit, weil das Lateinische, welches ihre Richtschnur bildete, denselben überhaupt nicht besaß, also auch kein Zeichen dafür bieten konnte. Man wählte dafür das Zeichen des Lautes, welcher dem des ch am nächsten lag, das h. Eine Erörterung darüber, ob selbst im Anlaut der Silben

das Zeichen h den reinen Hauch oder nicht vielmehr ebenfalls den Gutturallaut (ch) bedeutet habe, gehört nicht mehr hierher; doch sei bemerkt, daß in manchen Gegenden Oberdeutschlands noch heute sechen, stechen rc. statt sehen, stehen rc. gesprochen wird.

In Betreff des Gothischen ist die Entscheidung über den Lautwert mancher Zeichen schwierig und unsicher. Am besten scheint es, das ai wie ein ä und das ei wie langes i zu sprechen, ein Verfahren, welches durch die Vergleichung der betreffenden Wörter mit den entsprechenden der übrigen germanischen Sprachen sich als sehr gerechtfertigt herausstellt. Ulfilas hat, in Ermangelung wirklicher gothischer Buchstaben, für die Bezeichnung der Laute ä und langes i die bereits damals geltende neugriechische Methode, als die ihm geläufigste, benutzt. Ob auch sein au wie (stumpfes) o gesprochen wurde, bleibe dahin gestellt; das Neugriechische bietet dafür wenigstens keinen Anhaltspunkt. Die Buchstabenverbindung gg lautete (wiederum nach griechischem Vorgang) wie unser ng in b r i n g e n, th wahrscheinlich wie das englische th.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Die nationale Volkssage und die aus ihr hervorgegangenen Dichtungen.

Zweites Kapitel.

Die geistliche Dichtung.

(10. und 11. Jahrhundert.)

Drittes Kapitel.

Die höfische Dichtung.

(12. und 13. Jahrhundert.)

Viertes Kapitel.

Die Zeit des Meistergesangs oder der bürgerlichen Dichtung.

(14. und 15. Jahrhundert.)

Fünftes Kapitel.

Die Zeit der religiösen Kämpfe.

(16. und 17. Jahrhundert.)

Sechstes Kapitel.

Die klassische Zeit der deutschen Dichtung.

(18. und 19. Jahrhundert.)

Anhang.

Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.